

Gerd Sebald
Generalisierung und Sinn

Inhalt

1	Problemexposition	13
1.1	Dichotomische Befunde	13
§ 1	Erzählungen des Anfangs	13
§ 2	Theorien und Formen	14
§ 3	Spalten und Klüfte I: subjektive vs. objektive Kultur	15
§ 4	Spalten und Klüfte II: Interaktion vs. Differenzierung	17
§ 5	Dichotomien	20
1.2	Ausgangspunkte und Problemstellungen	22
§ 6	Ausgangspunkte I: Der Beginn bei Halbwachs	22
§ 7	Ausgangspunkte II	25
§ 8	Problemstellungen	25
§ 9	Exkurs: Theorie und Empirie	28
2	Grundbegriffe I: Generalisierung	31
§ 10	Begriffe: Gedächtnis und Formierung	31
2.1	Erfahrung und Typus	32
§ 11	Erfahrung und Erlebnis	32
§ 12	Die zeitliche Struktur der Erfahrung	34
§ 13	Pragmatischer Weltzugang und Modi der Erfahrung	36
§ 14	Typus und Typik in Husserls Phänomenologie	37
§ 15	Typen und Typisierung bei Alfred Schütz	40
§ 16	Exkurs: Die Einhegung der Typisierungsprozesse	42
§ 17	Typiken als relationale Bestimmungen	43
2.2	Parallele Verarbeitung I: Schemata	46
§ 18	Parallele Verarbeitung	46
§ 19	Schemata bei Jean Piaget	49
§ 20	Dynamik der Generalisierungen (Frederic Bartlett)	51
2.3	Parallele Verarbeitung II: Emotionalität	53
§ 21	Phänomenologische Überlegungen zu einem Konzept von Emotion	54
§ 22	Emotionalität und Erfahrung strukturgenetisch	56
§ 23	Emotionen und Sozialisation	58
§ 24	Emotionen und Gedächtnis	60
2.4	Sequentielle Verarbeitung	62
§ 25	Generalisierung und Sprache	62

§ 26	Das Sprechen und die Intersubjektivität	65
§ 27	Die Differenzen der Sememe	66
§ 28	Formate und Formalisierung	68
2.5	Medien und Generalisierungen	70
§ 29	Zum Medienbegriff	70
§ 30	Mediale Eigenlogik und Generalisierung	74
§ 31	Die Geltung von Generalisierungen	75
§ 32	Medien und soziale Gedächtnisse	78
§ 33	Generalisierung und Spezifizierung	79
§ 34	Generalisierung und Krisen	80
3	Grundbegriffe II: Sinn – Sozialität und Selektivität	83
3.1	Der Sinnbegriff	83
§ 35	Die Grundlagen des Sinnbegriffs (Weber)	83
§ 36	Die Explikation des Sinnbegriffs	85
§ 37	Die Instabilität von Sinnvollzügen	88
3.2	Selektivität und Sozialität von Sinn	89
§ 38	Sinnvollzüge als selektive Prozesse I	89
§ 39	Sinnvollzüge als selektive Prozesse II: Phänomenologie	90
§ 40	Sinnvollzüge als selektive Prozesse III: Systemtheorie	92
§ 41	Die Sozialität von Sinn	94
4	Individuelle Formen des Sinnvollzugs und von Gedächtnis	97
4.1	Das Körpergedächtnis	97
§ 42	Formen von Sinnvollzügen I: Körper	97
§ 43	Körperliche Sinnvollzüge	99
§ 44	Körpergedächtnis	103
4.2	Formen von Sinnvollzügen II: Das reflexive Gedächtnis	107
§ 45	Reflexive Sinnbildung	107
§ 46	Das reflexive Gedächtnis	109
§ 47	Die cadres sociaux des reflexiven Gedächtnisses	111
5	Situationen und ihre Horizonte	115
5.1	Situation und Sinn	115
§ 48	Formen von Sinnvollzügen III: Situationen	115
§ 49	Schellers Milieubegriff	117
§ 50	Situation als Grundbegriff	119
§ 51	Die Ordnung der Situation: Das implizite Wissen	121
§ 52	Die Ordnung der Situation 2: Sprachgebrauch	124
5.2	Transendenzen der Situation	126
§ 53	Über die Situation hinaus I: Referenzierte Materialität	126
§ 54	Situative Materialitäten	130

5.3	Die Ordnung der Horizonte	131
§ 55	Über die Situation hinaus II: Verweisungsstrukturen und Horizonte	131
§ 56	Horizonte und soziale Gedächtnisse	133
6	Transsituationale Ordnungsmuster	135
§ 57	Vorbemerkung zur Konzeption des Transsituativen	135
6.1	Materiale Ordnungsbereiche	137
§ 58	Die Formierung der Ordnungsbereiche	138
§ 59	Pluralisierung der Ordnungsbereiche	141
6.2	Kommunikative Ordnungsformen	143
§ 60	Narrative	143
§ 61	Diskurse	145
7	Die Formierung sozialer Gedächtnisse – eine Heuristik	149
§ 62	Problemdimensionen sozialer Gedächtnisse	149
§ 63	Wissenschaftliche Selektivitäten	153
§ 64	Prinzipien einer Heuristik	155
§ 65	Vom Handwerk des Schreibens	156
§ 66	Schreiben als individuelle Tätigkeit	157
§ 67	Schreiben aus den transsituationalen Gegebenheiten heraus .	162
§ 68	Schreiben als Hand-Werk	165
§ 69	Die Situation des Schreibens	167
§ 70	Handlung und Struktur	169
	Literatur	175

Tief ist der Brunnen der Vergangenheit. Sollte man ihn nicht unergründlich nennen?

(Mann, Josef und seine Brüder)

Theorien, nicht als richtende Götzen, sondern destillierte Erfahrungen –

(Schaeffer, Helianth)

For through that tube he saw that he was in the land of Phenomenon where he must for a certain one day die as he was like the rest too a passing show.

(Joyce, Ulysses)

Vorwort

Der Abschluss einer Arbeit lädt zum Innehalten und zur Rückschau ein, auch und besonders wenn die Arbeit sich mit einer Theorie sozialer Gedächtnisse beschäftigt. Was beim Durchscrollen der fertigen pdf-Datei zuerst auftaucht, ist die Erleichterung über ein (zumindest vorläufig) abgeschlossenes Werk. Dass diese Arbeit, wie Schreiben überhaupt, potentiell unabschließbar ist, dass zumindest lange daran weiter geschrieben werden kann und vielleicht auch wird, steht im Moment der geplanten Unterbrechung in einem weit entfernten Horizont. Was dagegen dämmert und näher rückt, ist die Genese des Werks. Dann wird sofort deutlich, dass, auch wenn *ein* solcher auf Umschlag und Titelblatt steht, diese Arbeit nicht nur den einen Autor haben kann, dem sie formal zugerechnet wird, sondern das Produkt vieler Diskussionen, vieler Lektüren, vieler Lehrveranstaltungen, vieler Anregungen und einem Bündel an Hilfestellungen und Unterstützungen ist. Auch wenn nur ich die Tastatur bediente, war ich nie allein am Schreibtisch.

Die Sequentialität des Schreibens produziert eine Reihenfolge, wo ein Gruppenbild stehen müsste. In der ersten Reihe steht Ilja Srubar, mein Lehrer im besten Sinne des Wortes, der als Mentor und auch Vorsitzender des Mentorats, die Arbeit seit ihren Anfängen in einer weit entfernten Magisterarbeit begleitet und immer wieder behutsam angestoßen hat. Daneben, und nicht weniger wichtig, hat Joachim Renn beständig wichtige intellektuelle Impulse geliefert, ohne die das Projekt nie diese theoretische Weite und Tiefe erreicht hätte. Sein Werk, insbesondere die »Übersetzungsverhältnisse« war anregend wie sonst allenfalls Texte von Edmund Husserl und Alfred Schütz. Ein unverzichtbarer Partner für das Projekt, vor allem bei der Wiederaufnahme des Themas, bei der Formulierung des Projektantrages »Soziale Gedächtnisse in differenzierten Gesellschaften« und bei der Diskussion von Texten war Jan Weyand, wenn auch die synchrone Habilitation uns weniger Zeit für Diskussionen gelassen hat, als es mir lieb gewesen ist. Darum gruppiert sind die Mitarbeiter/innen des erwähnten Forschungsprojektes René Lehmann, Ania Musiol, Florian Öchsner, Katja Hartosch, Johanna Frohnhöfer, Christian Brunnert, Monika Malinowska, Thomas Höhne und Gabriele Daxenberger. Unsere Projektsitzungen, Interpretationssessions und ihre jeweils eigenen Arbeiten haben die hier präsentierten Überlegungen erheblich vorangetrieben. Frank Adloff hat wichtige Anregungen für das Kapitel der Emotionen gegeben, und mit Robert Schmidt habe ich mir schreibend einen Leerstuhl geteilt.

Generell danken möchte ich dem Institut für Soziologie an der FAU Erlangen, das mir in nunmehr 20 Jahren nicht nur eine intellektuelle, sondern auch eine sehr angenehme soziale Heimstatt geworden ist. Aus dem Kreis der Kolleg/innen möchte ich (in alphabetischer Reihenfolge) Sebastian Büttner, Sabina Enzelberger, Christa Herrmann, Irmgard Karner, Matthias Klemm, Hedwig Schwarzott und Rainer Trinczek hervorheben. Eine Arbeit, wie die vorliegende, im aktuellen universitären Kontext mit

sechsmonatig befristeten Beschäftigungen, meist als sog. »Lehrkraft mit besonders viel Aufgaben«, zu erstellen, ist nur in einem solch harmonischen Umfeld möglich. Danken möchte ich auch den Teilnehmer/innen des Montagkolloquiums für Theorie und Kultursoziologie für immer anregende Diskussionen und für die vielfältigen kritische Anmerkungen zu meinen Projektvorstellungen. Rainer Trinczek und Kay Kirchmann als Mitglieder des Mentorats, sowie Joachim Renn, Reiner Keller und Jeffrey K. Olick als externe Gutachter haben wichtige Hinweise für die Überarbeitung geliefert.

Ganz nah am Schreibtisch und auch wieder ganz fern waren Susanne, Johannes, Aron und Dorian. Die Zeit der Habilitation war keine leichte Zeit für uns, aber sie ist vorbei.

1 Problemexposition

1.1 Dichotomische Befunde

§ 1 Erzählungen des Anfangs

Im Gefolge der kulturellen Veränderungen, die unter der Stichwort »1968« sortiert werden, wuchs an den Rändern und jenseits des Wissenschaftsbetriebs das Interesse an familialer und lokaler Geschichte, an der Geschichte der unterdrückten Klassen, der Frauen, des Alltags (vgl. etwa Popular Memory Group 1982). Erinnerungen wurden zu sozialen und generationellen Konfliktpunkten. Michel Foucault (2002: 186) hat dazu eine passende und gern aufgegriffene Parole geliefert: »Es geht darum, die Historie zu einem Gegengedächtnis zu machen und darin eine ganz andere Form der Zeit zur Entfaltung zu bringen.« Parallel zu diesen kulturellen Veränderungen beginnt der Niedergang der westlichen Wohlfahrtsregime. Die Nachkriegserzählungen vom immerwährenden und krisenlosen Wachstum werden unglaublich durch absehbare Probleme in der Energieversorgung, durch neu aufbrechende soziale Konflikte, durch die massiven Störungen im ökologischen Gleichgewicht.¹ Auch Nationalstaaten wenden sich auf der Suche nach Legitimationsquellen wieder stärker von der problematisch gewordenen Zukunft zur Vergangenheit. Das gilt erst recht nach 1989, als die Legitimation des Sozialismus mit seiner großen Erzählung von der klassenlosen Gesellschaft verschwand. Die Frage nach sozialen Gedächtnissen rückt damit (wieder) auf die Agenda, in politischer wie in wissenschaftlicher Hinsicht.

Jan Assmann (1997: 11) macht drei Faktoren für »Virulenz des Themas *Gedächtnis und Erinnerung*« verantwortlich: der mediale Umbruch zu den digitalen Medien und die damit gegebenen neuen Speichermöglichkeiten, das kulturelle Bewußtsein, in einer »Nachkultur« zu leben und schließlich den »existentiellen Kern des Diskurses«: die »Epochenschwelle in der kollektiven Erinnerung«, das Verschwinden der Zeitzeugen der Verbrechen und Katastrophen des 20. Jahrhunderts und die damit aufgeworfene Frage, wie denn die Ereignisse dieses »Zeitalters der Extreme« (Hobsbawm 1997) erinnert werden sollen.

Eine andere und weiter aufgespannte Erzählung der Entwicklung der memory studies entwickeln Olick, Vinitzky-Seroussi und Levy (2011: 8 ff.). Sie bestreiten den »memory boom«, wie er in den zwei oben angeführten Erzählungen präsentiert wird.

¹ Gebündelt bringt das eine möglicherweise auf Karl Valentin zurückgehende Sentenz auf den Punkt: »Die Zukunft ist auch nicht mehr das, was sie einmal war«.

Stattdessen konstatieren sie eine permanente Beschäftigung mit dem Problem des Gedächtnisses, angefangen vom Erinnerungsgebot der hebräischen Tradition², über die antike Philosophie (Platons Wachstafelmetapher, Aristoteles 1997, Augustinus 1960) bis hin zur Aufklärung, in der Erinnerung zu einer Quelle des Selbst wurde (Locke 1962: II, XXVII; Thiel 2008; Taylor 1996: 299 ff.).

Den eigentlichen Beginn des Booms der Gedächtnisforschung verorten Olick et al. jedoch am Ende des 19. Jahrhunderts als sich in der Experimentalpsychologie (Wundt, Ebbinghaus, Janet und Bartlett)³, in der Evolutionsbiologie (Samuel Butler, Ewald Hering, Richard Semon), in der Freudschen Psychoanalyse und schließlich mit Maurice Halbwachs, dem soziologischen Pionier zu diesem Thema, eine Vielzahl von Veröffentlichungen sich mit dem Problem des Gedächtnisses auseinanderzusetzen begannen.

Terdiman (1993) schließlich stellt eine erste »memory crisis« der Moderne nach französischen Revolution und den napoleonischen Kriegen bis hin zur Mitte des 19. Jahrhunderts fest. Ausdruck dieser Krise sind für ihn die Romane Flauberts, Mussets »Confession d'un enfant du siècle«, Baudelaires Gedichte, der Aufstieg der Geschichte und Geschichtswissenschaft, aber auch Marx' Warenbegriff, für den das Vergessen der Produktionsbedingungen konstitutiv ist.

Gedächtnis, das ist allen diesen Erzählungen inhärent, wird thematisch in Zeiten der Veränderung, des gesellschaftlichen Wandels, der Transformation und ist somit ein universales Phänomen von Sozialität. Denn Prozessualität, sei es in Form eines Zirkels, sei es in evolutionärer oder revolutionärer Dynamik, ist elementar für jegliches soziale Geschehen. Wenn diese These zutrifft, wären Erscheinungen von Gedächtnis, von Bezügen auf Vergangenes, notwendig in jeder Form von Sozialität, soziale Gedächtnisse wären wichtig für jede Beschreibung des Gesellschaftlichen und müssten entsprechend basal in Theorien des Sozialen verankert werden.

§ 2 Theorien und Formen

Mit den skizzierten sozialen Erscheinungen einher geht die Entwicklung einer Vielzahl von Theorien sozialer Gedächtnisse. Angefangen bei Frederic Bartlett (1995), Maurice Halbwachs (1985a), Halbwachs (2003) und Halbwachs (1985b), über Aleida und Jan Assmann (Assmann 1988a; Assmann und Assmann 1994; Assmann 1997; Assmann 1999a), Harald Welzer (2008), den dynamics of memory-Ansatz (Schwartz 1982; Schwartz 1991; Schwartz 2000; Schudson 1992), Pierre Nora (1998) und die funktionalistischen Ansätze der Systemtheorien (Shils 1980; Luhmann 1996b; Esposito 2002).

2 »Denk an die Tage der Vergangenheit, lerne aus den Jahren der Geschichte!« Deuteronomium 32, 7.

3 Für eine Zusammenfassung des damaligen Standes der psychologischen Gedächtnistheorien vgl. Edgell 1924.

Dementsprechend groß ist die Zahl der Formen von sozialen Gedächtnissen: kollektives Gedächtnis, soziales Gedächtnis, kommunikatives Gedächtnis, kulturelles Gedächtnis, populäres Gedächtnis, um nur einige zu nennen. Aber diese Formen differieren enorm in ihren Bestimmungen, sogar und insbesondere, wenn sie die gleiche Bezeichnung verwenden.

Assmann (1997: 48 ff.) verwendet den Begriff »kommunikatives Gedächtnis« für die »lebendige Erinnerung«, wie sie in der alltäglichen Interaktion »naturwüchsig« entsteht. Es dient als Gegenpol vor allem zur Schärfung des Begriffs des »kulturellen Gedächtnisses«. Hubert Knoblauch (1999a: 734 f.) benutzt den gleichen Begriff, um die Objektivierung von Erinnerungen im kommunikativen Handeln, den Prozeßcharakter des Erinnerns und die Bedeutung von kommunikativen Formen zu bezeichnen. Harald Welzer (2008: 15) schließlich ist in seiner Bestimmung des Begriffs vor allem daran interessiert, »wie das kommunikative Gedächtnis auf der Ebene des Individuums beschaffen ist«. Entsprechend richtet sich sein Augenmerk auf individuelle Gedächtnisphänomene in ihren Beziehungen zu sozialen Gegebenheiten einerseits und neurowissenschaftlichen Forschungsergebnissen andererseits.

Diese Begriffe werden aus unterschiedlichen theoretischen und empirischen Fundamenten heraus entwickelt: der Ägyptologie, Maurice Halbwachs und Aby Warburg bei Jan Assmann, der Wissenssoziologie bei Hubert Knoblauch und den Neurowissenschaften und der Sozialpsychologie bei Harald Welzer. Sie generalisieren idealtypisch entsprechend unterschiedliche Aspekte und Erscheinungsformen des Umgangs mit Vergangem unter dem gleichen Label.

Das ist zwar nicht weiter verwunderlich, denn die Forschung zu sozialen Gedächtnissen ist ein »non-paradigmatic, transdisciplinary, centerless enterprise« (Olick und Robbins 1998: 106). Aber damit wird das begriffliche Werkzeug zur Erfassung von empirischen Phänomenen stumpf, unscharf und zueinander inkompatibel. Und die Forschungsanstrengungen zersplittern in eine Vielzahl divergierender Ansätze, die einen nicht unbeträchtlichen Aufwand in wechselseitige Abgrenzungen stecken.

Dabei erscheinen die Differenzen im Begriff des »kommunikativen Gedächtnisses« noch ganz gut überbrückbar zu sein. Aber das Feld der memory studies wird von weitaus tiefgreifenderen und schwieriger zu überbrückenden Gegensätzen durchzogen.

§ 3 Spalten und Klüfte I: subjektive vs. objektive Kultur

In seiner Untersuchung der Forschungen zu »collective memory« fragt Jeffrey Olick (1999) nach dem Mehrwert dieses Ausdrucks und nach den Unterscheidungen, auf denen der Begriff beruht, nach dem ermöglichenden und einschränkenden Potential einer solchen Bezeichnung für begriffliche und empirische Arbeit. Er macht bei Halbwachs zwei unterschiedliche Verwendungen des Begriffes »kollektives Gedächtnis« aus: sozial

gerahmte individuelle Gedächtnisse und kollektive Erinnerungsrepräsentationen. Für ihn weisen diese beiden Referenzmöglichkeiten des Begriffes kollektives Gedächtnis auf »radically distinct ontological orders and [...] require different epistemological and methodological strategies« (Olick 1999: 336). Diese Dichotomie zieht sich von Halbwegs aus durch die unterschiedlichen Aktualisierungen des Begriffes.

»Collective memory has been used to refer to aggregated individual recollections, to official commemorations, to collective representations, and to disembodied constitutive features of shared identities; it is said to be located in dreamy reminiscence, personal testimony, oral history, tradition, myth, style, language, art, popular culture, and the built world.« (Olick 1999: 336)

Diese undifferenzierte Verwendung des Begriffs zeigt sich auch bei Pierre Noras »lieux de mémoire«: letztlich fallen darunter alle vergangenheitsbezogenen kulturellen Phänomene.⁴ Kollektives Gedächtnis als übergreifender Begriff wird damit zu einem ubiquitären, aber unterbestimmten Phänomen.

Dieses Problem bleibt auch bestehen, wenn der Begriff auf explizite Erinnerungssprache beschränkt wird: Olick führt es zurück auf zwei radikal unterschiedliche Kulturbegriffe: Kultur wird einerseits bezogen auf subjektiven Sinn, andererseits auf öffentlich verfügbare, gesellschaftlich objektivierbare Symbolmuster – »collected memory« oder »collective memory«. Beide Konzeptualisierungen von Kultur produzieren unterschiedliche Formen des Wissens und erheischen unterschiedliche methodologische Herangehensweisen.

Auf der einen Seite rekurriert »Collected memory« auf kollektives Gedächtnis als aggregierte Form der individuellen Gedächtnisse von Gruppenmitgliedern. Der Ausgangspunkt ist damit klar auf Individuen gelegt: nur Individuen erinnern, und alle gebräuchlichen und öffentlich verwendeten Symbolisierungen von Vergangenheitsbezügen sind nur in ihrer Interpretation durch und in ihrer Wirkung auf Individuen relevant. »Collective memory« auf der anderen Seite machen das Argument stark, dass Symbole und Symbolsysteme »a degree of autonomy from the subjective perceptions of individuals« (Olick 1999: 341) haben. Kollektive Identitäten, Institutionen und Diskurse sind mehr als eine Aggregation individueller Äußerungen. Ihre persistenten Regeln, Muster und Strukturen können nicht ausschließlich durch Handlungen und Interessen von Individuen erklärt werden

Olick diskutiert Vor- und Nachteile beider Konzeptualisierungsmuster, schlägt jedoch keine eigentliche Lösung vor, sondern regt an, den Begriff »kollektives Gedächtnis« zu nutzen als »sensitizing term for a wide variety of mnemonic processes, practices, and outcomes, neurological, cognitive, personal, aggregated, and collective«:

4 Vgl. zur Kritik an Noras Begriff auch Erl (2005: 23 ff.), sowie Kroh und Lang (2010).

»In our theoretical work, this means beginning to inquire into the ways in which each of these kinds of mnemonic structures (indeed, that is what they are – ways of organizing remembering) shapes and is shaped by the others and developing theories about their interactions.« (Olick 1999: 346)

§ 4 Spalten und Klüfte II: Interaktion vs. Differenzierung

Jan Weyand und der Autor (Sebald und Weyand 2011) haben parallel dazu einen Bruch zwischen interaktionsbasierten und differenzierungstheoretisch entwickelten Gedächtniskonzepten ausgemacht.

Die prominentesten Vertreter des interaktionsbasierten Gedächtniskonzepts sind aktuell Aleida und Jan Assmann. Sie haben im Anschluss an Überlegungen von Halbwachs die Unterscheidung zwischen kommunikativem und kulturellem Gedächtnis eingeführt. Das kommunikative Gedächtnis bezeichnet »jene Spielarten des kollektiven Gedächtnisses, [...] die ausschließlich auf Alltagskommunikation beruhen« (Assmann 1988: 9 f., vgl. auch Assmann 1999: 51 ff.). Das kulturelle Gedächtnis ist im Unterschied dazu ein »Sammelbegriff für alles Wissen, das im spezifischen Interaktionsrahmen einer Gesellschaft Handeln und Erleben steuert und von Generation zu Generation zur wiederholten Einübung und Einweisung ansteht« (Assmann 1988: 9). Dabei gilt Mündlichkeit als das Medium des kommunikativen Gedächtnisses, während andere Medien dem kulturellen Gedächtnis zugeschlagen werden. Die Verbindung von individuellem und kollektivem Gedächtnis bleibt jedoch erhalten – Träger von beiden Formen von Gedächtnis sind die in einem Interaktionszusammenhang stehenden Angehörigen von Gruppen. Denn auch das kulturelle Gedächtnis bleibt an die Interaktionen seiner spezialisierten Trägergruppen gebunden (Assmann 1999b: 54). Das ermöglicht die Mitführung der Interaktionsbasertheit der sozialen Gedächtnisse auch unter Bedingungen der Moderne. Gleichzeitig wird über die inhärente Medialisierung vor allem der Begriff des kulturellen Gedächtnisses anschlussfähig für eine Vielzahl von kulturwissenschaftlichen Studien (Assmann 1996; Assmann und Hölscher 1988; Erll und Nünning 2004; Levy 2010). Die Interaktionsbasertheit zeigt sich auch daran, dass für die Trennung und für die Kopplung der beiden Gedächtnisformen auf Vansinas Konzept des »floating gap« zurückgegriffen wird, also die Beobachtung, dass mündliche Überlieferungen sich in der Regel auf einen historischen Zeitraum von etwa 80 Jahren beziehen (Vansina 1985, zur Diskussion des »floating gap« bei Assmann vgl. Assmann 1999b: 48 ff.).

Harald Welzer hat mit dem »kommunikativen Gedächtnis« ebenfalls einen interaktionsbasierten Begriff von Gedächtnis entwickelt. Allerdings macht er ihn insbesondere anschlussfähig für die aktuellen Ergebnisse der neurobiologischen Forschungen und

der Sozialisationsforschung. Welzer bindet die Entwicklung des Gedächtnisses als »bio-sozio-kulturelle[s] System« (Welzer 2008: 101) an das Zusammenspiel von biologischen Reifungsprozessen, psychologischer Entwicklung und sozialen Kontexten. Das Ergebnis ist ein von vorneherein kollektives »kommunikatives« Gedächtnis, das sich in sozialen Interaktionen entwickelt, variiert und stabilisiert. Im Unterschied zu Aleida und Jan Assmann löst Welzer die Zuordnung von spezifischen Medien zu spezifischen Formen sozialer Gedächtnisse auf. Wenn es allerdings um die Beziehung zwischen – in Assmanns Worten: kulturellem – Gedächtnis, gesellschaftlichen Mustern des Erlebens und Handelns und den jeweils spezifischen individuellen Ausprägungen solcher höherstufigen Formen geht, ist nach Welzers Auffassung die wissenschaftliche Untersuchung an eine Grenze gekommen: »Das Verhältnis zwischen großräumigen gesellschaftlichen Deutungsmustern und dem individuellen Gedächtnis ist so komplex, daß jede Analyse sich in heilloser Spekulationen verstricken muß.« (Welzer 2008: 162)

Auch Hubert Knoblauch (1999) nimmt den Begriff des kommunikativen Gedächtnisses produktiv auf und differenziert ihn weiter aus. Für ihn bleibt es an bewusstes Erinnern gekoppelt. Die bewusste Erinnerung wird in kommunikativem Handeln objektiviert und verläuft auf den »mehr oder weniger festgelegten Bahnen kommunikativer Formen« (Knoblauch 1999: 735), den Gattungen. Knoblauchs Untersuchungen diagnostizieren einen Strukturwandel des kommunikativen Gedächtnisses, der durch eine Veränderung kommunikativer Praktiken bedingt ist. Diese führt er auf medientechnische Entwicklungen zurück. Auch bei Knoblauch bleiben alle Formen des sozialen Gedächtnisses an Interaktion gebunden – das wird insbesondere an den Begriffen der »kommunikativen Praxis« und der »Kommunikationsgemeinschaften« (Knoblauch 1999: 738; 1995: 60 ff.) deutlich. In allen drei Konzeptualisierungen des kommunikativen Gedächtnisses werden unter dem Begriff Phänomene versammelt und verallgemeinert, die eher Ausfluss der begrifflichen Grundlagen sind. Es liegt selbst nicht auf einer grundbegrifflichen Ebene.

Die skizzierten Ansätze unterschätzen in ihrer Konzentration auf den Interaktionskontext die Wirkungsmacht und Eigenlogik von gesellschaftsweiten, etwa nationalen oder ethnischen Deutungsmustern und Semantiken (vgl. demgegenüber etwa Brubaker 2007), von Diskursen und semiotischen Systemen. Generell wird es auf Basis einer interaktionszentrierten Gedächtnistheorie schwierig, höherstufige gesellschaftliche Gedächtnisse, etwa von politischen Einheiten oder von Organisationen, zu fassen. Deshalb können interaktionsbasierte Theorien des sozialen Gedächtnisses nicht einfach auf eine multipel differenzierte Gesellschaft übertragen werden.

Die Interaktionsbasiertheit von Gedächtnissen wird insbesondere von Luhmanns Gesellschaftstheorie aufgelöst. Sie geht dabei von dem grundlegenden Theorem der funktionalen gesellschaftlichen Differenzierung aus. Darin besteht eine der zentralen Leistungen der systemtheoretischen Konzeption von Gedächtnissen. Luhmann bindet die Art und Weise gesellschaftlichen Erinnerns und Vergessens, als Grundlage und

1.1 Dichotomische Befunde

Voraussetzung von Kommunikation überhaupt, an die jeweils vorherrschende gesellschaftliche Differenzierungsform und an ein Leitmedium. So kann Luhmann die Entwicklung von sozialen Gedächtnissen in Beziehung zu der evolutionären Entwicklung der gesellschaftlichen Differenzierungsformen setzen: Von schriftlosen Gesellschaften, die über Sinnfestlegungen («Objekte») und Inszenierungen («Quasi-Objekte») Erinnerung und Vergessen prozessieren (Luhmann 1997: 585), über literate Gesellschaften, denen ein »mobileres Gedächtnis, das laufend neu erzeugt werden kann« (Luhmann 1997: 586), zur Verfügung steht, bis hin zur modernen Gesellschaft, die unter dem Begriff der »Kultur« eine eigenständige Gedächtnisfunktion ausdifferenziert.⁵ Nach Luhmann, und das unterscheidet ihn von den bisher diskutierten Überlegungen zum sozialen Gedächtnis, ist es in der Gegenwart nicht mehr möglich und auch nicht mehr sinnvoll, von *dem* sozialen Gedächtnis zu sprechen. Vielmehr differenziert sich das soziale Gedächtnis entsprechend der Differenzierung der Funktionssysteme, so dass Luhmann von den »Spezialgedächtnissen der Funktionssysteme« (Luhmann 1997: 591) spricht.

Die Konzeption des sozialen Gedächtnisses bei Luhmann unterscheidet sich noch in einem zweiten Punkt von den interaktionsbasierten Ansätzen: Die Evolution von sozialen Gedächtnissen wird an die Evolution von (Verbreitungs-)Medien gebunden. Elena Esposito (2002) hat diese Beziehung zwischen Medienentwicklung und Gedächtnisdifferenzierung im Anschluss an Luhmann näher untersucht. An ihrer Untersuchung werden die Grenzen der systemtheoretischen Konzeption sozialen Erinnerns deutlich: eine strikte Zuordnung von Medien und Differenzierungsform zwingt dazu, für die neuen, computerbasierten Medien eine Steigerung der Dynamik der funktionalen Differenzierung unterstellen zu müssen, weil eine weitere Differenzierungsform nicht zur Verfügung steht (Esposito 2002: 305). Zudem finden die für soziale Gedächtnisse seit dem 19. Jahrhundert hochrelevanten analogen Bildmedien wie Lithografie, Fotografie, Film oder Fernsehen keine Berücksichtigung.

Problematisch in der Systemtheorie ist auch die Beantwortung der Frage nach dem Verhältnis verschiedener sozialer Gedächtnisse zueinander, die durch das universale Theorem der strukturellen Kopplung eher verdeckt als beantwortet wird.⁶ Darüberhinaus wird es aus systemtheoretischer Perspektive schwierig, die Formen sozialer Gedächtnisse, die in den interaktionsbasierten Gedächtnistheorien als kommunikative Gedächtnisse bezeichnet werden, also etwa Gedächtnisse von Familien oder Kleingruppen, begrifflich zu fassen. Das zeigt sich etwa bei Kieserling (1999), der Interaktionen als operativ autonome Systeme der Kommunikation unter Anwesenden fasst, deren Systembezug sich nicht durch Codierung, sondern durch »Beziehbarkeit auf die Geschichte des eigenen Systems« ergibt. »Die Kommunikation muß ganz konkret an das

5 In Anlehnung an Parsons' wird Kultur funktional als »latent pattern maintenance«, als »Struktur-Erhaltungssystem der Gesellschaft« (Parsons 1986: 44) gefasst.

6 Vgl. dazu auch die ausführliche Diskussion dieses Problems bei Schmitt 2009: 175 ff.

anschließen, was vorher gesagt wurde« (79). Fragen der Stabilität, Persistenz und Dauerhaftigkeit etwa von familialen Interaktionssystemen jedoch nur auf Kommunikation zu gründen, bleibt das große Manko dieses Theorieansatzes. Denn damit wird die Eigensinnigkeit des Leiblichen, des Emotionalen, von körperlichen Praktiken aus der Analyse ausgeklammert.⁷ Das zeigt sich an Esposito's Feststellung, dass in segmentär differenzierten Gesellschaften »die Ausdifferenzierung eines autonomen Gedächtnisses [...] gar nicht erst möglich wird« (Esposito 2002: 40).

In der Systemtheorie Luhmannscher Prägung rückt der Gedächtnisbegriff in die Nähe der begrifflichen Grundlagen, auch wenn er von Luhmann selbst immer nur en passant ausgeführt wird (Luhmann 1996b; Luhmann 1997: 576 ff.):

»Auch [in der Theorie sozialer Systeme] gehört Gedächtnis nicht zu den Kardinalbegriffen und taucht eher randständig auf. Es gibt Hinweise, dass beim Thema Gedächtnis zentrale Problemstellungen der Theorie berührt werden, doch wird dies nur selten weiter ausgeführt.« (Schmitt 2009: 15)

§ 5 Dichotomien

Das Feld der Forschungen zu sozialen Gedächtnissen wird demnach von zwei fundamentalen Dichotomien durchzogen. Einerseits die zwischen der Grundlegung auf einem subjektiven Kulturbegriff und der auf einem objektiven, andererseits die zwischen interaktionsbasierten und differenzierungstheoretischen Ansätzen. Beide Dichotomien sind nicht trennscharf auseinanderzuhalten, sondern weisen Überschneidungen auf. Sowohl der subjektorientierte Kulturbegriff als auch der Fokus auf Interaktionen gehen von Individuen aus, die autonom, kreativ und jeweils subjektiv sinnvoll materielle oder symbolische Praktiken aus sich heraus setzen. Diese verflechten sich auf Grundlage der Reziprozität von Perspektiven, Erwartungen und Verstehen zu intersubjektiven und objektivierten Regulierungen und Ordnungen. Sozialität, soziale Beziehungen und ihre Strukturierungen, sind aus dieser Sicht gegründet auf und komponiert aus den Handlungen der einzelnen Individuen. Demgegenüber gehen differenzierungstheoretische Ansätze in systemtheoretischer Tradition⁸ als auch die Fundierung auf gesellschaftlich objektivierten Symbolisierungen und eigenlogischen Symbolsystemen von einer Vorgängigkeit solcher sozialen Strukturen aus. Von hier aus werden Hand-

7 Luhmann versucht, die damit entstehende Lücke mit dem Begriff der »symbiotischen Mechanismen« (Luhmann 2009; Luhmann 1997: 378 ff.) zu schließen. Damit werden diese Phänomene aber nur funktional gefasst: als Aktivierung und Steuerung organischer Ressourcen in sozialen Systemen oder aber als sozial behandelbare Form von Störungen aus dem organischen Bereich. Vgl. zur Kritik auch Srubar (2012).

8 Für differenzierungstheoretische Ansätze mit einem anderen Fokus vgl. Schwinn (2001) und Renn (2006).

1.1 Dichotomische Befunde

lungskontexte, Interaktionen, Praktiken und individuelle Tätigkeiten geformt und bestimmt. Die beiden Dichotomien lassen sich somit reduzieren auf die fundamentale Dichotomie zwischen Handlung und Struktur, die das Feld der Sozial- und Kulturwissenschaften durchzieht (Walsh 1998). Zur Lösung dieses Problems wurden bisher zwei Theoriestrategien entwickelt: Co-Determinismus und Relationalismus (Dépelteau 2008).

Co-deterministische Theorieansätze (z. B. Giddens, Archer, Bourdieu, Berger/Luckmann) erklären soziale Phänomene als Effekte von Interaktionen zwischen Akteuren und Strukturen. Damit wird der strukturalistische Determinismus vermieden und gleichzeitig werden Individualität, Kreativität und Reflexivität als Ressourcen für sozialen Wandel erhalten. Depelteau zufolge besteht jedoch die Gefahr einer Essentialisierung sowohl der individuellen Akteure als auch der sozialen Strukturen. Demgegenüber betont der Relationismus (Emirbayer 1997) in Anlehnung an Simmel und Elias, dass soziale Strukturen, wenn überhaupt, nur mehr oder weniger stabile Effekte der Transaktionen zwischen verschiedenen, unabhängigen sozialen Akteuren sind. Die Beschreibung des sozialen Universums erfolgt in »dynamic, continuous, and processual terms« (Emirbayer 1997: 281). Das führt zur Ablehnung von rein subjektiven Handlungszentren einerseits und vorgängigen sozialen Strukturen andererseits:

»No action is detached from more or less long chains of trans-actions. There is no pure ›individual‹ action (or agency) outside, beside, or prior to social relations; and there is not ›social‹ outside, beside, or prior to real specific trans-actions.« (Dépelteau 2008: 63)

Damit wird aus einer gerechtfertigten Kritik an statischen und potentiell essentialistischen Konzeptualisierungen der sozialen Welt jedoch eine ausschließliche Fokussierung auf Prozessualität. Wenn Kontinuitäten, Muster und Figurationen nur noch als ähnliche und kontingente Transaktionen in der Zeit gefasst werden, bleiben die in den Transaktionsketten vorhandenen und die auf sie wirkenden Bezüge auf Vergangenes, auf Ähnliches und die damit gegebene Einschränkung der aktuellen Möglichkeiten ausgeblendet. Universale Kontingenz macht alles möglich, kann alles mögliche emergieren lassen.

Um die Dichotomie Handlung-Struktur zu überbrücken, gilt es Essentialisierungen zu vermeiden, aber gleichzeitig nicht in die Falle des Relationismus zu gehen. Es gilt, einen dritten Weg zwischen diesen polaren Lösungsmöglichkeiten zu gehen. Bevor die skizzierte Problemlage zusammengefasst wird, müssen Maurice Halbwachs' bahnbrechende und nach wie vor nicht überholte Überlegungen in den entwickelten Dichotomien verortet werden.

1.2 Ausgangspunkte und Problemstellungen

§ 6 Ausgangspunkte I: Der Beginn bei Halbwachs

Es mag verwundern, dass *der* Klassiker der Theorie kollektiver Gedächtnisse in der bisherigen Diskussion nur am Rande aufgetaucht ist. Das liegt vor allem daran, dass sich seine Überlegungen den entwickelten Polarisierungen nicht fügen. Sie tun das nicht im Sinne einer Lösung oder Überbrückung, sondern diese Dichotomien finden sich nahezu paradigmatisch in Halbwachs' Werk selbst. Sie finden sich bereits in seinen beiden Ausgangspunkten: im subjektivistischen Pragmatismus von Henri Bergson (1991) und auf Strukturen und soziale Tatsachen gerichteten Überlegungen von Émile Durkheim, vor allem in den *elementaren Formen des religiösen Lebens* (Durkheim 1981), die auf die ritualen Formen der Religion fokussieren und dabei en passant den commemorativen Aspekt dieser Praktiken entwickeln.

Entsprechend durchzieht »an unresolved tension between individualist and collectivist strains« (Olick 1999: 334) Halbwachs' Theorie des kollektiven Gedächtnisses. Seine Analyse der sozialen Rahmungen des individuellen Gedächtnisses weist den egologischen Standpunkt Bergsons zurück, wobei er seinen Ausgang nichtsdestotrotz vom individuellen Gedächtnis nimmt. Interaktionsbasierte Gruppen liefern Inhalte, regen Erinnerungen in spezifischer Form an (Halbwachs' Beispiel der Kindheitserinnerungen) und können sogar imaginäre Ereignisse erinnern. Aber es bleibt immer das individuelle Gedächtnis, das gerahmt wird (Halbwachs 1985b: 12 ff.):

»Wenn im besonderen das individuelle Gedächtnis [...] sich auf das kollektive Gedächtnis stützen, sich in es hineinversetzen, zeitweise mit ihm verschmelzen kann, folgt es nichtsdestoweniger seiner eigenen Bahn, und dieser gesamte äußere Beitrag wird allmählich seiner Substanz angeglichen und in sie aufgenommen.« (Halbwachs 1985b: 34 f.)

Die Rahmen der Vergegenwärtigung bilden sich in der Interaktion in Gruppen. Von Emile Durkheim übernimmt Halbwachs den Gedanken, dass soziale Gruppen ein »Kollektivbewusstsein« (Halbwachs 1985a: 387) ausbilden, welches uns die Erinnerung an eine vergangene Gegenwart ermöglicht.

»Während uns [...] die Tatsachen der unmittelbaren Vergangenheit [...] sämtlich wichtig erscheinen, gibt es Zeitabschnitte, Daten, Personen, die die Familie in ihrer Geschichte in den Vordergrund rückt und die sie mit größtem Nachdruck der Aufmerksamkeit ihrer Mitglieder nahelegt. Auf diese Weise bilden sich andere Bezugsrahmen, die sich von den vorausgehenden dadurch unterscheiden, daß sie nur eine begrenzte Anzahl hervortretender Tatsachen [...] umfassen.« (Halbwachs 1985a: 195)

1.2 Ausgangspunkte und Problemstellungen

Diese durch Betonungen und Generalisierungen geschaffenen Rahmen der Erinnerung sind »den Menschen der gleichen Gruppe gemeinsam« (Halbwachs 1985a: 183). Halbwachs macht hier nicht nur Durkheims Begriff der mechanischen Solidarität für die Theorie des sozialen Gedächtnisses fruchtbar. Das wird insbesondere deutlich, wenn er das nationale Gedächtnis aus den kollektiven Gedächtnissen ausschließt:

»Aber gewöhnlich ist die Nation zu weit vom Individuum entfernt, als daß es die Geschichte seines Landes als etwas anderes als einen sehr ausgedehnten Rahmen betrachtet, mit dem seine eigene Geschichte nur sehr wenige Berührungspunkte hat.« (Halbwachs 1985b: 64)

Die soziale Praxis in »begrenzteren« Gruppen und Milieus begründet die Gemeinsamkeit der individuellen Rahmen der Erinnerung. Entsprechend steht bei Halbwachs das Familiengedächtnis exemplarisch für das kollektive Gedächtnis. Das ist die eine Seite von Halbwachs' Überlegungen.

Auf der anderen Seite finden sich in seinen Analysen zum »Kollektivgedächtnis der religiösen Gruppen« und insbesondere in der großen Studie *Stätten der Verkündigung im Heiligen Land. Eine Studie zum kollektiven Gedächtnis* detaillierte Analysen zu den Erinnerungsrahmen von Großgruppen (gesellschaftliche Klassen, Kirche, Christentum) über größere historische Zeiträume hinweg.

»Aber es gibt eine Weise des theologischen Denkens [...] die sich in seit Beginn der Kirche fixierten und [...] stabilen Rahmen entwickelt [...]. Es hat tatsächlich in kontinuierlicher Weise eine Klerikergruppe bestanden, die in jeder Epoche die gleichen Rahmen wieder aufgenommen hat [...] und sich dem anglich, was die Tradition sie in dieser Hinsicht lehrte.« (Halbwachs 1985a: 275)

Diese Stabilität führt er auf Riten – »einem Insgesamt von Gesten, Worten, liturgischen Gegenständen, die in materieller Form fixiert sind« (Halbwachs 1985a: 292) – zurück. Das religiöse Gedächtnis rekonstruiert die Vergangenheit »mit Hilfe materieller Spuren, Riten, Texte und Traditionen« (Halbwachs 1985a: 296). Damit steht er auch auf der jeweils anderen Seite der entwickelten Dichotomien. Er integriert die objektive Seite der Kultur, materielle Artefakte, Zeichen und Symbole in ihrem autologischen Prozessieren in seine Analysen. Und er rekurriert auf die differenzierungstheoretischen Einsichten von Durkheim. Gerade diese in der Begrifflichkeit nicht reflektierten und damit nur in den empirischen Analysen aufgelösten Dichotomien machen sein Werk nach wie vor attraktiv für nahezu die gesamte Forschung zu sozialen Gedächtnissen. Damit wird implizit das Problem gestellt, diese Überbrückung auch begrifflich zu leisten, ohne die analytische Breite von Halbwachs' Überlegungen zu verlieren.

Ein weiterer zentraler Beitrag⁹ Halbwachs' und seine neben der Betonung der Sozialität von Gedächtnissen wichtigste Leistung ist der rekonstruktive Begriff des Erinnerns und des Gedächtnisses, den er entwickelt. Wie sein Lehrer Henri Bergson, aber auch Friedrich Nietzsche (1988b) und parallel zu ihm Pierre Janet (1928) geht er davon aus, dass Erinnerung sich nicht als ein Wiederauffinden von im Gedächtnis abgelagerten Eindrücken vollzieht, sondern als Rekonstruktion in der Perspektive der Gegenwart, als Vergegenwärtigung. Das Vergangene erhält sich nicht, es wird »rekonstruiert, wobei man von der Gegenwart ausgeht« (Halbwachs 1985a: 22; vgl. auch Halbwachs 1985b: 55 ff.). Erinnerungen unterliegen einem stetigen Wandel, der durch die Veränderung der jeweiligen Gegenwarts Perspektive im fortschreitenden Lauf des Geschehens in der Zeit bedingt ist. Die Frage ist dann nicht mehr zuerst, ob etwas »richtig« erinnert wird und was die Bedingungen »richtigen« Erinnerns genau sind. Die Frage ist vielmehr, welches die gegenwärtigen »Rahmen« sind, die die Vergegenwärtigung bestimmen, in welcher Weise die Vergegenwärtigung durch diese Rahmen bestimmt wird und wie sich unter dieser Voraussetzung Erinnerung und erinnertes Ereignis zueinander verhalten. Damit ist erstens die Möglichkeit der Loslösung der Erinnerung vom erinnerten Ereignis in der Konzeption der Erinnerung als Vergegenwärtigung systematisch angelegt. Zweitens wird damit die Vorstellung eines problemlosen Transports von Erinnerungen durch die Zeit abgelöst durch die Verschiebung des temporalen Fokus des Gedächtnisses auf die Gegenwart. Drittens wird damit die Prozessualität des Gedächtnisses betont und schließlich viertens die konstruktive Aktivität desselben, die in Zeiten einer Dominanz des konstruktivistischen Paradigmas besonders anschlussfähig erscheint.

Darüberhinaus betont Halbwachs die Funktion kollektiver Gedächtnisse. Sie dienen der Orientierung von Gruppen in der Gegenwart. Erst auf Grund einer kollektiven Geschichte kann eine Wir-Gruppe sich als »Wir« bestimmen. Diese Funktion unterscheidet das kollektive Gedächtnis von der toten Geschichte, die nichts mit der alltäglichen Lebenspraxis von Gruppen zu tun hat und von Spezialisten gepflegt wird. Die Unterscheidung zwischen Gedächtnis und Geschichte ist vielfach weiter entwickelt worden, etwa von Reinhart Koselleck (1989), Pierre Nora (1998) und auch von Jan Assmann, dem gegenwärtig prominentesten Vertreter der Theorie des sozialen Gedächtnisses, immer jedoch wird die Seite des »lebendigen Gedächtnisses« funktional auf (kollektive) Identität bezogen.

9 Ebenso wie § 4 ist der Rest dieses Paragraphen bereits in Sebald und Weyand (2011) entwickelt.

§ 7 Ausgangspunkte II

Wenn das von Halbwachs implizit gestellte Problem bearbeitet wird, müssen seine zentralen Erkenntnisse, die Rekonstruktivität von Erinnerungen und die identitäre Funktion integriert werden. Daneben möchte ich weitere in der Diskussion der Literatur gewonnenen Ausgangspunkte aufgreifen, die in einer Theorie sozialer Gedächtnisse berücksichtigt werden müssen.

- Die zentrale Stellung von Zeichen und Medien wird von allen Ansätzen betont, auch wenn der Medienbegriff dabei sehr unterschiedlich expliziert wird. Falls Medien sich dann nicht mehr in der zentralen Position des Unterscheidungsmerkmal von unterschiedlichen Gedächtnisformen oder als Trigger von sozialer Evolution befinden, muss Medialität dennoch in ihrer Wirkung auf die Rekonstruktion von Vergangem aufgenommen werden.
- Ebenfalls ein wichtiges Element ist der Hinweis von Hubert Knoblauch auf die Bedeutung von kommunikativen Gattungen in ihrer Eigenständigkeit und Eigenlogik für soziale Gedächtnisse.
- Eine soziologische Theorie sozialer Gedächtnisse muss davon ausgehen, dass in einer hochgradig differenzierten und kulturell pluralen Gesellschaft an die Stelle einer Großzählung eine Vielzahl von sozialen Gedächtnissen auf unterschiedlichen gesellschaftlichen Ebenen und in unterschiedlichen gesellschaftlichen Funktionsbereichen tritt.
- Trotz einer solchen differenzierungstheoretischen Grundausrichtung müssen die vielfältig analysierten und kategorisierten interaktionsbasierten Gedächtnisformen in der analytischen Beschreibung berücksichtigt werden.
- Auch die vor allem von Welzer entwickelte Verbindung von individuellen und sozialen Gedächtnissen darf nicht verloren gehen, um Anschlussmöglichkeiten für psychologische und ggfs. auch neurowissenschaftliche Ergebnisse offen zu halten.

§ 8 Problemstellungen

Vor diesem Hintergrund lässt sich die Problemlage folgendermaßen darstellen:

- Das Feld der Forschung zu sozialen Gedächtnissen ist von vielfältigen paradigmatischen, theoretischen und empirischen Differenzen durchzogen. Die je verwendeten Begriffe zur Beschreibung und Erfassung von empirischen Gegebenheiten

sind inkompatibel. Empirische Ergebnisse sind deshalb kaum vergleichbar und theoretische Überlegungen zersplittern sich in der Schaffung von immer neuen, in ihren Zusammenhängen unbestimmten Formen sozialer Gedächtnisse.

- Diese Differenzen wurzeln in zwei fundamentalen Dichotomien: der zwischen einer subjektiven und objektiven Konzeptualisierung von Kultur einerseits und der zwischen interaktionsbasierten und differenzierungstheoretischen Ansätzen andererseits.
- Diese Differenzen lassen sich zurückführen auf eine fundamentale Dichotomie in der begrifflichen Erfassung des Sozialen, die zwischen Handlung und Struktur.

Das Problem ist demnach die Entwicklung einer integrativen Beschreibungssprache, mit der sich die Formierung von sozialen Gedächtnissen fassen lässt, ohne dabei in einseitige Betonungen von Akteuren oder Strukturen zu verfallen oder diese in universaler Kontingenz aufzulösen. Der Weg kann aufgrund der tiefen Spaltungen des Feldes nur über die abstrakte Reflexion des begrifflichen Zugangs erfolgen. Dieser abstrakte Zugang ermöglicht auch die basale Integration des Konzeptes »soziale Gedächtnisse« in die soziologische Theoriebildung.

In einem ersten Schritt gilt es, die Verarbeitungsform des Vergehenden, die Generalisierung in der Wiederholung, der Erhaltung des Allgemeinen und des Vergessens des Besonderen zu untersuchen. Generalisierungen erfolgen auf den unterschiedlichen Ebenen, auf denen sich Sozialität zeigt, in unterschiedlichen Formen: auf der Ebene des Subjektiven und Körperlich-Leiblichen als Typus, bildhaftes Muster oder Schema (je nachdem, ob in statischer Form oder temporalisiert als Ablauf), auf der sozialen Ebene als generalisierte Bedeutung, also als Semantik, als Formalisierung, sei es in Form eines Skriptes, als rechtliche Regelung oder algorithmisiertes Programm. In den sich wiederholenden sozialen Prozessen werden solche Generalisierungen gebildet und gegenwärtigen Prozessen wieder zur Verfügung gestellt. Generalisierungen lassen sich selbst kategorisieren entlang der Fragen, ob sie aus statischen oder temporalisierten Elementen zusammengesetzt sind, und ob sie in paralleler oder sequentieller Weise verarbeitet werden. Die letztere Unterscheidung ermöglicht auch die Eröffnung einer »Schnittstelle« für die Integration von Emotionen als selektive und ordnende Mechanismen, die auf parallel-verarbeiteten Zuständen basieren.

Generalisierungen werden im Gebrauch pragmatisch spezifiziert, an die Sinnvollzüge der je aktuellen Situation angepasst und die entsprechenden Veränderungen gehen gegebenenfalls wieder in die Generalisierung ein. Diese Generalisierungen können in unterschiedlichen Gedächtnissen parat gehalten werden: in den individuellen Formen des Körpergedächtnisses und des reflexiven Gedächtnisses oder aber in dezidiert sozialen Formen, medialen Materialitäten, die eine gewisse Dauerhaftigkeit, Verbreitung, Verfügbarkeit und damit eine soziale Geltung (als Gewißheit und Verbindlichkeit) der generalisierten vergangenen Ergebnisse von Sinnvollzügen ermöglichen.

1.2 Ausgangspunkte und Problemstellungen

Im zweiten Kapitel wird der Begriff des Sinns in seiner Temporalität, Selektivität und Sozialität diskutiert. Mit der Generalisierung sind auch erste Grundlagen für den Sinnbegriff gelegt, der in seiner Bezogenheit auf Vergangenes auf die generalisierenden Formen der Verarbeitung von Vergangenenem rekurriert. Wenn jedoch die weiteren Temporalitäten von Sinn, der gegenwärtige Kontext und die Abhängigkeit von generalisierten Erwartungen und kontingenten zukünftigen Anschlüssen in Betracht gezogen wird, ergibt sich eine Instabilität von Sinnvollzügen. An dieser Stelle wird die basale Form von Gedächtnis (Sinngedächtnis), entwickelt, die in allen Sinnvollzügen in ihren Beziehungen auf Generalisierungen aktiv ist. Sie hat die fundamentale Funktion der Stabilisierung von Sinnvollzügen. Daran anschließend wird die Selektivität als universales Bestimmungsmerkmal von Sinnvollzügen als doppeltes Problem herausgearbeitet: einerseits als Frage nach der je konkret zu vollziehenden Wahl und andererseits als die Frage nach der Formierung von Selektivitätsmustern.

Auf dieser Basis kann dann die Sozialität von Sinnvollzügen in den drei idealtypisch unterschiedenen Dimensionen subjektiv, situativ räumlich und zeitlich abgegrenzt und transsituativ entwickelt werden. Jede dieser Stufen hat eigene Formen der Selektivität, der Sinnvollzüge und der generalisierten Sinnobjektivierung, die nicht bruchlos ineinander überführt werden können. In allen konkret stattfindenden Sinnvollzügen wirken in modernen Gesellschaften immer alle drei Dimensionen gleichzeitig. Um die zugrundeliegende analytische Trennung weiter zu erläutern, werden die je spezifischen Generalisierungsformen und Selektivitäten der einzelnen Dimensionen entwickelt: für die Subjektivität die Körperlichkeit und die reflexive Sinnbildung. Als zentraler analytischer Zugang wird dann die Situation entwickelt, von der aus sowohl die Akteure als auch über die begrenzenden Horizonte mit ihren Verweisungsstrukturen transsituative Gegebenheiten zugänglich sind. Situativ werden das implizite Regelwissen, das Sprechen und der Sprachgebrauch, sowie die situative Materialität, in der Interaktion und Kommunikation stattfinden, in ihrer Gedächtniswirkung diskutiert. Schließlich wird die Ordnung der verfügbaren Horizonte untersucht, die über ihre Verweisungsstrukturen situativ Selektionsmöglichkeiten eröffnen

In einem weiteren Schritt werden soziale Ordnungsmuster entwickelt. Auch auf diesem »Struktur«-Pol der Dichotomie gilt es, Essentialisierungen zu vermeiden. Eines der wichtigsten Kennzeichen moderner Gesellschaften ist die Ausdifferenzierung eigenlogischer und eigenständiger sozialer Ordnungsmuster. Entsprechend werden die Prinzipien für die Formierung von materialen Ordnungsbereichen (Arbeitsteilung, sachlich-sinnhafte Differenzierung und segmentär-kollektive Pluralisierung) und kommunikativen Ordnungsformen (Narrative und Diskurse) entwickelt, die in ihren komplexen Überlagerungen eine Vielzahl von Ordnungsrahmen auf der transsituativen Ebene generieren und entsprechend in Sinnvollzüge eingehen. Die transsituativen Formen wirken als formierende Bahnungen in situative und subjektive Sinnvollzüge hinein. Insbesondere auf dieser Ebene gilt es fungierende Generalisierungen von verfüg-

baren potentiellen, aber latent bleibenden Generalisierungen zu unterscheiden. Damit ist begriffliche Grundlage für die Beschreibung sozialer Gedächtnisse gelegt und gleichzeitig die Prozessualität des Sinnbegriffs für eine Dynamisierung des Handlungspols in der grundlegenden Dichotomie Handlung-Struktur entwickelt.

In einem abschließenden Schritt werden die Überlegungen noch einmal zusammengefasst, dann einerseits am Beispiel des Schreibens erläutert und andererseits die hier behauptete Überwindung der Dichotomie von Handlung und Struktur begründet.

§ 9 Exkurs: Theorie und Empirie

Wenn die soziologische Disziplin im »Kern in zwei Sphären geteilt [ist]: ›die Theorie« und ›die Empirie« (Kalthoff 2008: 8), würde die vorliegende Arbeit der theoretischen Sphäre zugeordnet. Sie ist jedoch aus einem empirischen Projekt entstanden, in dem sich die oben entwickelte Problematik der gängigen Konzeptualisierungen von sozialem Gedächtnis im Umgang mit dem vielfältigen empirischen Material zeigte.¹⁰ Angesichts der Pluralisierung des Theoriebegriffs soll deshalb kurz das dem Folgenden zugrundeliegende Theorieverständnis erläutert werden.

Die Motivation dieser Überlegungen ist eine empirische, d. h. ihr Ausgangspunkt liegt in den Problemkonstellationen der empirischen Forschung zu sozialen Gedächtnissen. Aber sie ist auch von der (vielleicht eiteln) Hoffnung getragen, dass sie empirischen Projekten entweder begriffliche Werkzeuge zur Verfügung stellen kann, mit denen komplexe soziale Prozesse in ihrer empirisch aufgenommenen Erscheinung erfasst werden können, ohne diese Komplexität allzusehr zu reduzieren. Oder aber, Lindemanns (2008) Überlegungen zum Verhältnis von Theoriekonstrukten zu empirischer Forschung folgend, die hier vorliegenden Überlegungen können durch empirische Befunde irritiert und dann präzisiert werden. Es geht demnach nicht um eine falsifikationistische Aufstellung von Sätzen, die sich empirisch bewähren müssten. Statt dessen könnte das hier präsentierte begriffliche Raster der empirischen Forschung als heuristisches Hilfsmittel dienen, dessen Tauglichkeit sich im konkreten Gebrauch, in der konkreten Anwendung bewähren muss und das entsprechend aus dieser Anwendung heraus auch immer wieder revidiert werden kann und soll.¹¹

Insofern ist die Bewegung, die zu den hier präsentierten Ergebnissen führte, eine der $\theta\epsilon\omega\rho\iota\alpha$, des Rückzugs aus der empirischen Forschung, hin zur Anschauung und

10 Es handelt sich um das von der Deutschen Forschungsgemeinschaft finanzierte Projekt »Soziale Erinnerung in differenzierten Gesellschaften«, das vom Oktober 2006 bis zum März 2009 am Institut für Soziologie der Universität Erlangen durchgeführt wurde. Vgl. für eine Übersicht über die Ergebnisse Sebald u. a. 2011.

11 Auch die hier vorgelegte Version wurde bereits in mehreren Durchgängen verändert und korrigiert, vgl. dafür etwa eine frühere Skizze in Sebald und Weyand (2011).

1.2 Ausgangspunkte und Problemstellungen

Betrachtung. Diese Betrachtung erfolgt nicht von einem privilegierten theoretischen Olymp aus, wie die erste Silbe nahelegen könnte, sondern aus einer Distanzierung heraus, die versucht, problemorientiert einen überblickenden Standpunkt zu gewinnen.

Dieser Standpunkt ist fundiert in dem felsigen und meist gut tragenden Boden bisheriger soziologischer und sozialphilosophischer Theorieansätze. Diesen Boden werde ich als Steinbruch benutzen, arbeitend wie ein Steinmetz bzw., da das Material Begriffe sein werden, wie ein »Begriffsmetz«, der versucht, aus vorgefundenen Begriffen durch Bearbeitung und Anpassung einen tragenden Boden sowie passgenaue und aufeinander abgestimmte Werkzeuge für die analytische Arbeit zu liefern. Die Passgenauigkeit erfordert jedoch auch eine ständige Nachbearbeitung, da die Verfügen in der hier präsentierten ersten Version durchaus lückenhaft und grob gearbeitet sind. Immer wird die Projekthaftigkeit des Entwurfes deutlich, die mir durchaus bewusst ist. Dahinter steht jedoch die feste Überzeugung, dass eine Weiterführung des Projektes ertragreich sein wird.

Eine solche Vorgehensweise ist entsprechend den Vorwürfen des Eklektizismus und der äquivoken Begriffsverwendung ausgesetzt, der sich vielleicht dadurch abmildern lässt, dass die zentralen Referenzautoren, Edmund Husserl, Alfred Schütz, Aron Gurwitsch, Ilja Srubar, Niklas Luhmann und Joachim Renn, so different ihre theoretischen Überlegungen und begrifflichen Grundlegungen auch immer sind, doch in einer gemeinsamen Tradition stehen: der Phänomenologie.¹² Insofern scheinen die begrifflichen Differenzen überbrückbar zu sein. Die Phänomenologie in ihrer radikalen, auf Subjektivität und die transzendente Sphäre gerichteten Denkbewegung, scheint auf den ersten Blick dafür denkbar ungeeignet. Aber sie eröffnet, gerade in der von den erwähnten Autoren anvisierten Transposition in Richtung einer Theorie des Sozialen, Möglichkeiten der grundbegrifflichen Reflexion, auch und gerade für die mundane soziale Sphäre. Das gilt insbesondere für die in dieser Arbeit zentralen Begriffe der Generalisierung und des Sinns. Und sie bietet mit der methodischen Konzentration auf die Konstitution und mit den zeittheoretischen Überlegungen Grundlagen für die begriffliche Fassung der Dynamik und der Prozessualität des Sozialen. Um die daraus entwickelte Beschreibungssprache breiter anschlussfähig zu halten und auch um eine monomanische Verengung zu vermeiden, werden auch regelmäßig Ansätze von außerhalb dieser Tradition zum Abgleich, zur Vertiefung und zur Schärfung der entwickelten Konzepte diskutiert.

Insgesamt ist es keineswegs das Ziel dieser Arbeit, eine abgeschlossene Theorie der sozialen Gedächtnisse und einen fertigen Einbau des Begriffs »soziale Gedächtnisse«

12 Die vorliegenden Überlegungen nehmen auch Gedankengänge und Textelemente aus einer Vielzahl meiner eigenen Veröffentlichungen auf, die mehr oder weniger überarbeitet in diesen Text eingegangen sind. Selbstplagiate habe ich, nur gelegentlich mit Hinweisen versehen, insbesondere aus folgenden Texten vorgenommen: Sebald 2010a; Sebald 2011; Sebald und Weyand 2011; Sebald 2010b; Sebald 2009c; Sebald 2009a; Sebald 2001; Weyand und Sebald 2006.

1 Problemexposition

in die soziologische Theorie zu liefern. Das ist eine Aufgabe, die weder mit den zur Verfügung stehenden Mitteln noch mit der aufgewendeten Zeit auch nur annähernd zu bewältigen ist. In diese Richtung können nur erste Schritte unternommen werden, begriffliche Grundlagen gelegt und Begriffsgerüste entworfen werden. Insofern kann der vorliegende Text nicht mehr als eine Skizze dessen sein, was für eine umfassende theoretische Bearbeitung der Problematik sozialer Gedächtnisse erforderlich wäre, und ist insofern auch als ein Wechsel auf zukünftige Ausarbeitung(en) der involvierten Detailprobleme anzusehen, die dem Verfasser durchaus präsent sind.

2 Grundbegriffe I: Generalisierung

Ein erster Zugang zu dem Phänomen soziales Gedächtnis erfolgt über den Begriff der Erfahrung und das aus drei Gründen: erstens übergreift er den Erlebnisbegriff (§ 11), zweitens kann über die zeitliche Struktur des erfahrenden Weltzugangs von sozialen Einheiten eine Verbindung zu Gedächtnissen hergestellt werden, drittens schließlich bietet er Anschlussmöglichkeiten für den Sinnbegriff (Kap. 3). Es geht im Folgenden nicht um eine vollständige Rekonstruktion des Erfahrungsbegriffes, sondern darum, bestimmte Elemente dieses Begriffes herauszuarbeiten, die für eine Theorie von sozialen Gedächtnissen wichtig sind.

§ 10 Begriffe: Gedächtnis und Formierung

Gedächtnis fasse ich als die basale Operation, die gegenwärtig ablaufenden Prozessen, Sinnvollzügen, verarbeitetes Vergangenes zur Verfügung stellt. Soziale Gedächtnisse stellen entsprechend sozial verarbeitetes Vergangenes oder verarbeitetes vergangenes Soziales zur Verfügung. Das heißt, auch genuin individuelle Gedächtnisse können als soziale Gedächtnisse fungieren und tun das auch. Als umfassenden Begriff für die Gedächtnis*inhalte* schlage ich Wissen vor.

Der gegenwärtige Sinnvollzug muss keineswegs eine Rekonstruktion von Vergangenen beinhalten (das wäre explizite Erinnerung als evokativer und expliziter Vergangenheitsbezug, vgl. Ricœur 2004: 55 ff.). Es genügt die Integration von verarbeitetem, generalisiertem Vergangenen in den aktuellen Sinnvollzug. Erinnerung ist dagegen der selektive und rekonstruktive Zugriff auf das verarbeitete Vergangene, der Versuch, ein vergangenes Ereignis zu rekonstruieren. Die Vergangenheit selbst, das erfahrungs- und strukturbildende Ereignis bleibt unzugänglich.¹³ Aus der Selektivität von Gedächtnissen folgt, dass Gedächtnisse als Einheit von Wissen und Erinnerung mehr Wissen »auf Lager« haben als gerade aktualisiert wird. Sie lassen sich entsprechend differenzieren in einen fungierenden und einen latenten Bestandteil, wobei diese Trennung insofern dynamisch ist, als sie sich mit jeder neuen Operation verschiebt.

Die unterschiedlichen Formen von Gedächtnissen auf individueller wie auf sozialer Ebene unterscheiden sich hinsichtlich der Formen der Generalisierung des Vergangenen

13 Das würde ich auch im Falle von unwillkürlichen oder sehr konkreten Erinnerungen, etwa von Prousts Madeleine-Episode, behaupten. Es ist keine Wiederholung von Einmaligem möglich. Ausgeschlossen bleibt in den folgenden Überlegungen aber auch ein radikaler Konstruktivismus. Ich gehe von einer aller Erfahrung zugrundeliegenden Realität aus, die aber nur sinnhaft zugänglich ist.

und hinsichtlich der sozialen Ebene, auf der sie sich formieren. Formierung meint sowohl den Prozess des in-Form-Setzens, der Evolution und der Stabilisierung von Ordnung als auch die aktive, formierende Wirkung, die sich in jeder Aktualisierung vollzieht. Formierung unterscheidet sich von Konstitution, die Vorgänge auf der Ebene des Bewusstseins bezeichnet,¹⁴ einerseits und der Konstruktion andererseits, die auf der sozialen Ebene eine aktiv Herstellung bezeichnet, etwa in Form von wissenschaftlichen Konstruktionen.

2.1 Erfahrung und Typus

§ 11 Erfahrung und Erlebnis

Um die Weisen des vorwissenschaftlichen (und wissenschaftlichen) Weltzugangs zu beschreiben, stehen aus phänomenologischer Perspektive vor allem zwei Begriffe zur Verfügung: Erfahrung und Erlebnis. Beide sollen kurz auf eine Eignung für eine theoretische Fassung von Gedächtnisphänomenen geprüft werden. »Erfahrung« verweist im üblichen Alltagsgebrauch auf in praktischer Tätigkeit oder in Wiederholung gewonnenes Wissen, auf Routine. Ähnlich verwendet bereits Aristoteles den Begriff ἐμπειρία:

»Aus der Erinnerung entsteht nämlich für die Menschen Erfahrung; denn viele Erinnerungen an denselben Gegenstand bewirken das Vermögen *einer* Erfahrung, und es scheint die Erfahrung der Wissenschaft und Kunst fast ähnlich zu sein.« (Aristoteles 1995: 980 b)

Erfahrung ist die Vertrautheit mit einer Sache, die im wiederholten Umgang in unterschiedlichen Situationen gewonnen wird. Der Erfahrungsbegriff betont damit einerseits die Zeitlichkeit des von ihm benannten Prozesses und zum anderen den Verarbeitungscharakter des Erfahrenen.

Mit der Entwicklung der neuzeitlichen Naturwissenschaft verschiebt sich die Bedeutung des Erfahrungsbegriffes auf den Prozess und die Methoden der Gewinnung von sicherem Wissen. Verstärkt durch den logischen Empirismus wirkt diese Begriffsverwendung bis in die heutigen Sozialwissenschaften fort: Erfahrung oder Empirie stehen in der positivistischen Tradition ganz allgemein nur noch für die Ergebnisse von Erhebungen (vgl. zum Vorstehenden Kambartel 1972).

In Absetzung von diesem Erfahrungsbegriff der Naturwissenschaften entwickelte sich im 19. Jahrhundert der Begriff des Erlebnisses und setzte sich im Anschluss an

14 An dieser Stelle möchte ich darauf hinweisen, dass ich die von mir herangezogenen phänomenologischen Theorieelemente in einem strikt mundanen Sinne begreife und die schwierigen Fragen und Probleme der transzendentalen Phänomenologie in der vorliegenden Arbeit umgehen möchte.

2.1 Erfahrung und Typus

Dilthey auch in der phänomenologischen Tradition durch.¹⁵ Damit wurde zum einen die Unmittelbarkeit des Weltzugangs betont, zum anderen die Verbindung zum emphatisch gebrauchten Begriff des Lebens und zum dritten aufgrund der präsentistischen Struktur der Ereignischarakter des so bezeichneten Weltzugangs betont.

»Das Erlebnis hat eine betonte Unmittelbarkeit, die sich allem Meinen und Bedeuten entzieht. Alles Erlebte ist Selbsterlebtes, und das macht seine Bedeutung mit aus, daß es der Einheit dieses Selbst angehört und somit einen unverwechselbaren und unersetzlichen Bezug auf das Ganze dieses einen Lebens enthält. Insofern geht es wesensmäßig in dem nicht auf, was sich von ihm vermitteln und als seine Bedeutung festhalten läßt.«
(Gadamer 1990: 72)

Ein Erlebnis enthält immer einen Überschuß über jedwede Form seiner reflexiven Erfassung. Das gilt insbesondere für die begriffliche Erfassung eines Erlebnisses, aber *cum grano salis* auch für die begriffliche Erfassung einer nicht-sprachlichen Erfahrung. Im Falle des Erlebnisses wird mit dieser Irreduzibilität das zweite Begriffselement deutlich: der emphatische Bezug auf das Leben, auf das unerreichbare Ganze des Daseins. Leben in diesem Sinne lässt sich nicht auf die Natur reduzieren, so stellen Dilthey und Bergson fest. Dilthey begründet damit die historisch-hermeneutische Methode, die letztlich auf die Erlebniseinheiten im Bewusstsein zurückgeht.

Mit der Unmittelbarkeit wird das dritte Begriffselement von »Erlebnis« angesprochen: die präsentistische Komponente und der einmalige Ereignischarakter. Trotz des Horizontbezugs auf die Ganzheit des Lebens sind Erlebnisse nicht temporal differenziert wie Erfahrungen, sondern je spezifisch in ihrer ereignishaften Besonderheit – als Erlebnis – herausgehoben. Diese drei Elemente, Unmittelbarkeit, Emphase und Ereignischarakter und die damit verbundene zumindest teilweise Unzugänglichkeit des Erlebnisses, sprechen gegen eine Verwendung des Erlebnisbegriffs in den Überlegungen zu sozialen Gedächtnissen und legen stattdessen den Erfahrungsbegriff nahe.

Erfahrung kann dann in einem ersten Schritt gefasst werden als das wiederholende, die einzelnen Ereignisse des Weltzugangs übergreifend verarbeitende und in diesem Sinne sedimentierte Ergebnis dieser Ereignisse, als Vorrat an Wissen, der aktuell für die Prozessierung von weiteren Erfahrungen zur Verfügung steht. Das verweist auf die zeitliche Struktur der Erfahrung, die für die Explikation des Gedächtnisbegriffs zentral ist. Für eine eingehendere Diskussion dieses Sachverhalts erfolgt der Rückgang auf Husserl.

15 Vgl. für eine ausführliche Entwicklung insbesondere Gadamer (1990: 66 ff.)

§ 12 Die zeitliche Struktur der Erfahrung

Husserl hat aus der Kritik am positivistischen Erfahrungs-begriff der Naturwissenschaftler den Erfahrungs-begriff neu bestimmt:

»Erfahrung [ist] das Bewußtsein bei den Sachen selbst zu sein, sie ganz direkt zu erfassen und sie zu haben. [...] Erfahrung ist die Leistung, in der für mich als Erfahrenden erfahrenes Sein da ist, und als was es da ist, mit dem ganzen Gehalt und dem Seinsmodus, den ihm eben die Erfahrung selbst durch die in ihrer Intentionalität sich vollziehende Leistung zumeint« (Husserl 1992b: 94).

Wahrnehmung, der »Urmodus der Anschauung« (Husserl 1992b: 166; Husserl 1962: 107), wird für Husserl zum paradigmatischen Modus der Erfahrung, die sich zwar gegenwärtig vollzieht, aber innerhalb der zeitlichen Strukturen des Bewußtseins verarbeitet wird:

»Die kontinuierliche Abwandlung der Retention geht bis an einen wesensmäßigen Limes fort. Das sagt, mit dieser intentionalen Abwandlung geht auch eine Gradualität der Abgehobenheit Hand in Hand, und eben diese hat ihre Grenze, in der das vordem Abgehobene in den allgemeinen Untergrund verfließt in das sogenannte Unbewußte, das also nichts weniger als ein phänomenologisches Nichts ist, sondern selbst ein Grenzmodus des Bewußtseins. Auf diesen Hintergrund der sedimentierten Abgehobenheiten, der als Horizont alle lebendige Gegenwart begleitet und seinen kontinuierlich wechselnden Sinn in der Weckung zeigt, bezieht sich die ganze intentionale Genesis zurück« (Husserl 1992b: Beilage II, 318 f.).

Für Husserl hat die Erfahrung demnach zwei zeitliche Flanken, zum einen die Verarbeitung des Anwesenden, die intentionale Konstitution und Abwandlung im Absinken, und zum anderen die horizontale Anwesenheit des Abwesenden, der sedimentierten Abgehobenheiten, die geweckt werden können. Erinnerung als der dazu komplementäre Vorgang ist der aktuelle, passive und/oder aktive Akt der Weckung aus diesem Horizont heraus. Die zweite zeitliche Flanke wäre das Vergessen, das Verschwinden von Besonderheiten in den Sedimentierungen.

Zeitlichkeit ist entsprechend die entscheidende Konstitutionsbedingung von Erfahrung, denn Zeit ist sowohl auf subjektiver wie auf den sozialen Ebenen (vgl. unten § 41) irreversibel. Das bedeutet grundlegend, dass vergangene erfahrungsgenerierende Ereignisse als solche, in ihrer ehemaligen konkreten Vorhandenheit nicht mehr zur Verfügung stehen. Es ist nur eine »Rekonstruktion« (Halbwachs 1985b: 51) oder »Reproduktion« (Husserl 2000: 395 f.) möglich, die durch Vergegenwärtigungen bzw. Re-Präsentationen erfolgt. Solche Anwesenheit des Abwesenden geht bei Husserl (und

2.1 Erfahrung und Typus

in der Folge bei Ricœur) zur Unterscheidung von Phantasie und Erinnerung einher mit der Setzung eines spezifischen Realitätsakzentes, der Erinnerung dann von Phantasie unterscheidet.

Die doppelte Zeitlichkeit der Erfahrung und der Erfahrungsverarbeitung wird auch von Gadamer mit einer paradoxal klingenden Formulierung betont: »Alle Erfahrung ist ja nur in Geltung, solange sie sich bestätigt. Insofern beruht ihre Dignität auf ihrer prinzipiellen Wiederholbarkeit. Das bedeutet aber, daß Erfahrung ihrem eigenen Wesen nach ihre Geschichte in sich aufhebt und dadurch auslöscht« (Gadamer 1990: 352 f.). In der Erfahrung selbst wird die Geschichte aufgehoben (im doppelten, also Hegel'schen Sinn) und ausgelöscht. Sie hat demnach kumulativen und oblivionalen Charakter. Umberto Eco formuliert die Gadamer'sche Paradoxie des Aufhebens und Auslöschens aus semiotischer Perspektive um: »One forgets not by cancellation but by superimposition, not by producing absence but by multiplying presences« (Eco 1988: 460). Diese Überlegungen erinnern ebenso wie die Gadamers an Platons Metapher der Wachstafel (Platon, Theaitetos: 191 c,d) und Freuds Metapher des Wunderblocks (Freud 1999d), die das Gedächtnis mit der gleichzeitigen unbegrenzten Aufnahmefähigkeit und der Erhaltung von Dauerspuren zu fassen suchen. In der Wachstafel bleiben Abdrücke, τύποι, zurück, die sich überlagern und damit in ihrer Besonderheit auslöschen, aber an bestimmten, immer wieder in gleicher Weise geprägten Stellen eine dauerhafte Struktur bilden und auf diese Weise das Allgemeine in den Wiederholungen fassen, während das je Besondere verschwindet. Erfahrung prozessiert damit erstens Erinnern *und* Vergessen.

Der Prozess der Erfahrung ist »wesentlich negativ«, es werden »ständig falsche Verallgemeinerungen durch die Erfahrung widerlegt, für typisch Gehaltenes gleichsam enttypisiert« (Gadamer 1990: 359).¹⁶ Entsprechend kann Erfahrung nicht die Identität von Bewusstsein und Gegenstand produzieren, wie sie am Ziel von Hegels dialektischer Bewegung der Erfahrung steht (Hegel 1973: 74 ff.), sondern sie produziert als negativer Prozess Offenheit und damit immer auch Unsicherheit auf die Zukunft bezogen. Im Falle der Bestätigung werden vorhandene Verallgemeinerungen allerdings auch stabilisiert. Erfahrung prozessiert also zweitens auch Instabilität *und* Stabilität.

Gedächtnis als Einheit der beiden zeitlichen Flanken der Erfahrung, als Erinnern und Vergessen, kann aufgrund der Irreversibilität der Zeit nur in der Gegenwart operieren, es ist »eine immer nur gegenwärtig benutzte Funktion« (Luhmann 1997: 578). Aber es operiert mit spezifischen Zeitobjekten, den in der Erfahrung generierten oder bestätigten Sedimentierungen oder Typen, die aufgrund der ihnen eigenen Dauerhaf-

16 Vgl. auch Luhmanns Definition von Erfahrung: »Erfahrung ist nie das reine, unmodifizierte Eintreffen des Erwarteten [...], sondern nur die informative Modifikation des Erwarteten in einzelnen Hinsichten. [...] Erfahrung ist eine laufende Rekonstruktion der sinnhaft konstituierten Wirklichkeit durch Abarbeitung von Enttäuschungen, durch normalisierende Verarbeitung von Information.« (Luhmann 1970: 42)

tigkeit am Horizont der Gegenwart präsent sind. Gedächtnis ermöglicht damit nicht die Rückkehr in die Vergangenheit, es dient auch nicht als Speicher im Sinne einer Aufbewahrung des Vergangenen, sondern es operiert nur aktuell, als Funktion, die gegenwärtiges Erleben, Wahrnehmen und Erfahren zum einen orientiert und zum anderen in einer Weise ver- und bearbeitet, die einen Zugriff darauf zu einem späteren Zeitpunkt ermöglicht. Dabei wird die bisherige Erfahrung einerseits bestätigt und stabilisiert *und* gleichzeitig offen, also instabil gehalten.

Im nächsten Schritt wird die stabilisierende Funktion mit einer Diskussion des Typenbegriffes erläutert (wieder beginnend mit einem Rückgriff auf Husserl). Vorher gilt es jedoch in einem Exkurs die Differenzen im Erfahrungsbegriff einzufangen, die entstehen, wenn nicht nur von wahrnehmender, sondern auch von pragmatischer Erfahrung ausgegangen wird.

§ 13 Pragmatischer Weltzugang und Modi der Erfahrung

Husserl bleibt in seinen Reflexionen auf die Wahrnehmung als Grundlage aller Erfahrung gerichtet. Insofern bleibt er nahe an dem Beobachtungsideal der neuzeitlichen Wissenschaften. Bergson, Peirce, Heidegger und andere erweitern diese Grundlage auf unterschiedlichen Pfaden um die pragmatische Auseinandersetzung mit der Welt.

Die pragmatisch ausgerichtete Perspektive wurde zuerst von Charles Sanders Peirce mit seinen Aufsätzen »The fixation of belief« (1877) und »How to make our ideas clear« (1878) expliziert. Seine klassische Formulierung findet sich in der »pragmatic maxime«:

»Consider what effects, that might conceivably have practical bearings, we conceive the object of our conception to have. Then our conception of these effects is the whole of our conception of the object.« (Peirce 1960: 5.2)

Das begriffliche Erfassen wird sekundär gegenüber dem praktischen Vollzug in seinen Wirkungen. Nach pragmatistischer Auffassung sind Denken, Bedeutungen und der menschliche Weltzugang insgesamt aus der Handlungspraxis zu erklären.

»[T]he whole function of thought is to produce habits of action [...] To develop its meaning, we have, therefore, simply to determine what habits it produces, for what a thing means is simply what habits it involves. [...] Thus, we come down to what is tangible and conceivably practical, as the root of every real distinction of thought.« (Peirce 1960: 5.400)

Pragmatische Vollzüge, in körperlicher oder zeichenhafter Form, werden nicht mehr auf die Intentionen eines souveränen Subjekts zurückgeführt, sondern dieses Verhält-

2.1 Erfahrung und Typus

nis wird umgekehrt oder, in vorsichtigeren Formulierungen, in seiner Gerichtetheit zumindest offen gelassen. Konsequenz gilt die Praxis als durch theoretisch-begriffliche Explikation uneinholbar. Praxis in diesem Sinne ist eigensinnig.¹⁷

Wenn ein Modus des Weltzugangs auf Tun, auf Handlungen beruht, das zeigen die pragmatistischen Überlegungen von Peirce bis Dewey oder Wittgenstein, ist darin nicht notwendig die kognitive Repräsentation und Reflexion, das Denken einbezogen. Die Zuhandenheit von Zeug im gebrauchenden Umgang entzieht sich dem »theoretisch«
hinsehende[n] Blick auf Dinge« (Heidegger 2001: § 15). So wird mit der pragmatistischen Perspektive der Blick auf ein Feld des Vorreflexiven eröffnet neben oder vor dem kognitiven Denken. Die pragmatische Auseinandersetzung mit der Welt könnte als eigenständige Form der Prozessierung von Erfahrung, als eigenständiger Erfahrungsmodus neben dem reflexiven gefasst werden. Erfahrungsverarbeitung selbst muss, wenn diese Schlüsse richtig sind, in ihren unterschiedlichen Modi analysiert werden. Dieser Spur möchte ich weiter folgen. Dafür wird in den nächsten Schritten der Begriff des Typus, wieder aus phänomenologischen Überlegungen heraus, eingehender entwickelt.

§ 14 Typus und Typik in Husserls Phänomenologie

Husserl verwendet den Typenbegriff als deskriptiven Grundbegriff seiner Phänomenologie. Er führt ihn meiner Kenntnis nach erstmals in seiner Bedeutungstheorie ein: In der Behandlung des Problems der Vieldeutigkeit von Ausdrücken trifft Husserl die Unterscheidung zwischen vagen und exakten Ausdrücken.

»Vage sind die meisten Ausdrücke des gemeinen Lebens, wie *Baum* und *Strauch*, *Tier* und *Pflanze* u. dgl. [...] Vage Ausdrücke besitzen nicht einen in jedem Falle ihrer Anwendung identischen Bedeutungsgehalt; sie orientieren ihre Bedeutung nach typisch, aber nur partiell klar und bestimmt aufgefaßten Beispielen«. (Husserl 1992a: § 27)

Das Typische »drängt« sich Husserl zufolge in der nicht klar und nicht bestimmt gefaßten Wahrnehmung und der damit verbundenen Erfahrung auf. Es wird nicht anhand hierarchischer kategorialer Zusammenhänge aufgerufen, sondern anhand von wechselnden Beispielen. In einer Vielzahl von Beispielfällen aus einem als einheitlich

17 Dieser (methodische) Primat der Handlung und die Eigensinnigkeit der Praxis werden von den phänomenologisch orientierten Max Scheler und in seinem Gefolge Alfred Schütz nicht übernommen. Alfred Schütz jedoch verlässt demgegenüber die phänomenologische Prämisse des Primats des Bewusstseins, wenn er die Lebenswelt als alltägliche Wirkwelt konzeptualisiert. Das Handeln wird damit dem Denken als Modus des Weltzugangs gleichgestellt (Srubar 1988: 136 ff., 190 ff. Srubar 2009a: 20 ff.) und wird als Interaktion mit anderen und mit Objekten zum Ansatzpunkt für die Integration des Sozialen und in das Soziale (vgl. Schütz 2004b: §§ 23 ff.).

geltenden Bereich wird das jeweils Typische, das Allgemeine dieser Fälle generiert. Der Husserlschen Theorie zufolge bestimmen die so gewonnenen Typen die Bedeutung der vagen Ausdrücke und übertragen ihre »fließenden Übergänge« auf diese (Husserl 1992a: § 27). Die Erfahrung wird so zu einem Mechanismus der Einhegung der potentiell unendlichen Variabilität der Typen (und für Husserl damit auch der sprachlichen Ausdrucksformen).¹⁸ Die Richtung der Bestimmung bzw. Fundierung in den *Logischen Untersuchungen* ist klar: von der Wahrnehmung/Erfahrung zur Typisierung und schließlich zum sprachlichen Ausdruck. Ein Aspekt, der von Husserl in diesen Überlegungen betont wird, weist auf die Struktur von Typen:

»Die aufgrund der Wahrnehmung und Erfahrung sich aufdrängenden typischen Charaktere [...] bestimmen bedeutsame Ausdrücke, die infolge der fließenden Übergänge dieser Gattungen (sc. innerhalb ihrer oberen Gattungen) selbst zu fließenden werden müssen. Zwar ist ihre Anwendung innerhalb gewisser Abstände und Grenzen eine sichere, nämlich in den Sphären, wo das Typische klar hervortritt, wo es mit Evidenz zu identifizieren und von weit abstehenden Bestimmtheiten mit Evidenz zu unterscheiden ist [...]. Aber diese Sphären sind von vager Umgrenzung, sie fließen in die korrelativen Sphären der umfassenden Gattungen über und bedingen Übergangssphären, in denen die Anwendung schwankend und ganz unsicher ist.« (Husserl 1992a: § 27)

Von den Sphären der Anwendung auf die Typen zurückschließend könnte man sagen: Typen haben einen relativ klar bestimmten Kern, der von einem unbestimmten Rand, einem Horizont, einer Peripherie umgeben ist, was eine Abgrenzung und Differenzierung verschiedener Typen schwierig machen kann.¹⁹ Diese Unschärfe wird bei Husserl von zwei Seiten, der begrifflichen und der eidetischen Ebene, eingehegt: Den Gegensatz der »vagen Ausdrücke« bilden die auf strengen Definitionen ruhenden »exakten« Begriffe der Mathematik und der exakten Naturwissenschaften. Die Unterscheidung dient in den *Ideen I* (§ 74 f.) dann der Unterscheidung von exakten Wissenschaften (Mathematik und mathematische Naturwissenschaften) und deskriptiven Natur- und Geisteswissenschaften. Andererseits funktioniert die Eidetik, wie sie insbesondere in den *Ideen I* entwickelt wird, als Mechanismus der Einhegung. Der Prozeß der Typisierung ist auf die jeweils geltende Seinsregion eingeschränkt, in *Erfahrung und Urteil* dann weitergeführt zur Unterscheidung von wesentlichen und außerwesentlichen Typen. Zentral wird der Begriff des Typus jedoch erst im Spätwerk Husserls, allerdings in einem verschobenen Fundierungsverhältnis: Typisierung wird zur Grundstruktur jeglicher Erfahrung:

18 Vgl. dazu auch Husserl (1952a: Beilage IV, 131–137), wo auf die »unerschöpfliche Unendlichkeit« möglicher Typen hingewiesen wird.

19 Im Gegensatz zur Zeichentheorie Saussures, die auf diskrete und eindeutige differenzierte Elemente setzt, aber vielleicht ähnlich dem Gleiten der Signifikanten, das Lacan (1991) beschreibt?

2.1 Erfahrung und Typus

»Daß *alle Gegenstände der Erfahrung* von vorneherein als typisch bekannte erfahren werden, hat seinen Grund in der Sedimentierung *aller Apperzeptionen* und ihrer *habituellen Fortwirkung* auf Grund assoziativer Weckung. Assoziation stellt ursprünglich passiv die Synthesis des Gleichen mit dem Gleichen her, und das nicht nur innerhalb des Feldes der Präsenz, sondern auch durch den ganzen Erlebnisstrom und seine immanente Zeit und alles in ihr je Konstituierte hindurch.« (Husserl 1948: § 81, Hvhg. G. S.)

Erfahrung geschieht immer vor einem Horizont bereits vollzogener Erfahrungen und bereits sedimentierter Typenvorräte: »Die faktische Welt der Erfahrung ist typisiert erfahren.« (Husserl 1948: § 83) Entsprechend wird jede neue Erfahrung auf Grundlage dieses Vorrats eingeordnet. Grundprinzip der Erfahrung ist die Wiederholung bzw. die wiederholte Anwendung des vorhandenen Typenschatzes, die »iterative ›Unendlichkeit«, die ihr subjektives Korrelat hat im ›man kann immer wieder.« (Husserl 1992b: § 74) Damit entsteht für Husserl wiederum das Problem »unerschöpflichen Unendlichkeit« möglicher Typen und damit die Frage nach der Stabilisierung vorhandener Typen. Das geschieht einerseits durch die Selektionsmechanismen Assoziation (passiv) und Interesse (aktiv) und andererseits durch die eidetisch und transzendental begründeten Abgrenzungen von Geltungssphären, der »Allgemeinheiten« (wesentliche und außerwesentliche Typen).

Typisierung bleibt aber auch im Spätwerk Husserls in einem Fundierungsverhältnis zum sprachlichen Ausdruck. Typen sind bereits in der vorprädikativen und vorbegrifflichen Sphäre erfahrungskonstituiert und erfahrungskonstituierend. Erst auf dieser Basis greift die kognitive Aktivität des Ich in »prädikativer Spontaneität« und der höheren Stufe des »begreifenden Denkens« (Husserl 1948: 244, 381) in den Konstitutionsprozess ein, aber immer auf Grundlage der vorprädikativen Erfahrung. Ohne dieses Fundierungsverhältnis zu übernehmen, lässt sich damit eine grundsätzliche Unterscheidung in die Typiken einführen: die zwischen vorprädikativen und sprachlogisch geformten Typiken, in einer nicht von Husserl gebrauchten Terminologie: zwischen impliziten und explizi(er)ten²⁰ Typiken. Die Unterscheidung der oben entwickelten zwei Modi der Erfahrung könnte an dieser Stelle eingesetzt werden. Diese Differenz impliziert den Verzicht auf den problemlosen reflektiven Durchgriff auf die Ebene der impliziten Typen, der auch in dem von Husserl selbst abgesegneten Text von Fink (1933) in der Form der Paradoxalität der Versprachlichung von Ergebnissen der phänomenologischen Reduktion auftaucht.

Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass Typiken als spezifische Wissens- und Sinnkonstitutionsformen nach Husserl aus der Wiederholungsstruktur der Erfahrung generiert werden und Erfahrung generieren. Sie bestimmen den menschlichen

20 Expliziert wird hier im Sinne von sprachlich expliziert gebraucht, nicht im Sinne der Husserlschen Explikation, die durchaus auch vorprädikativ erfolgen kann.

Weltzugang grundlegend, sowohl in vorprädikativer als auch in prädikativer und begrifflicher Hinsicht. Sie sind nicht durch scharfe Differenzen und Abgrenzungen zu anderen Typen bestimmt, sondern durch eine für assoziative Verbindungen offene Kern-Peripheriestruktur, deren Unschärfe mit dem Abstand vom Kern wächst. Gleichzeitig wird auf der Basis von Husserls Überlegungen eine Unterscheidung zwischen impliziten und expliziten Typen nahegelegt.

Bevor der Typenbegriff weiter geschärft wird, erfolgt ein kurzer Blick auf den Mechanismus der Prozessierung von Typen, wie er bei Husserl entwickelt wird, um Differenzen von impliziten und expliziten Typen auch in der Verarbeitungsform zu finden. In der Husserlschen Beschreibung des Bewusstseinsstromes und der Konstitution von Gegenständlichkeiten darin auf der Grundlage des habituell erworbenen Typenvorrats wird deutlich, dass es neben dem zeitlichen Nacheinander auch ein Nebeneinander der ›Informationsverarbeitung‹ gibt. Gerade für die Form der »passiven Synthesis«, der rein habituell-typenhaften, grundlegenden Form der Wahrnehmungsverarbeitung, wird eine solche Parallelität mit den Prädikaten »vielstrahlig« oder »polythetisch« beschrieben, also im Sinne einer mehrgleisigen Prozessierung. Den Verarbeitungsmodus in diesem Bereich nennt Husserl Assoziation, das »etwas erinnert an etwas« (Husserl 1948: § 16). Einmal hergestellte assoziative Verbindungen können in der Folge immer wieder »geweckt« werden bzw. »wecken« sich in der Anwendung. Nicht die Sequentialität diskreter Elemente, sondern die parallele Anwendung assoziativ konnektierter Elemente zeichnet die spezifische Prozessualität der vorprädikativen Typisierung aus.

Entsprechend basiert die »typische« Verarbeitung von (typisierten) Informationen nicht auf der Sequentialität diskreter Elemente, sondern auf der parallelen Prozessierung assoziativ konnektierter Elemente. Diese Kennzeichen der impliziten typischen Prozessualität sollen nun im nächsten Schritt mit Alfred Schütz um eine genauere Charakteristik der Struktur von Typiken und des Prozesses der Typisierung ergänzt werden, damit die Erfahrungsmodi exakter gefasst werden können.

§ 15 Typen und Typisierung bei Alfred Schütz

Alfred Schütz greift in der für ihn typischen Manier die Husserlsche Phänomenologie auf, d. h. er baut sie entsprechend seiner eigenen Problemstellung, der philosophischen Fundierung einer verstehenden Soziologie, selektiv-kritisch in seine eigene Theorie ein.

Schütz stellt sich das Problem der Typisierung in der Sphäre der relativ natürlichen – mundanen – Einstellung. Aus dieser Position heraus gibt er den selektiven Mechanismen, die dem Prozeß der Typisierung zugrunde liegen, eine einheitliche Basis: er spezifiziert die diesem Prozess zugrundeliegenden Selektionsvorgänge, die bei Husserl noch eher nebenher unter Motivation und Interesse gefasst waren, unter dem Begriff Relevanz. Typen sind aus dieser Sicht

2.1 Erfahrung und Typus

»die Gesamtsumme dessen, was zu einer gegebenen Zeit im Auslegungsgegenstand auslegungsmäßig relevant ist. Wir begeben uns in den äußeren und inneren Horizont des Auslegungsgegenstands [. . .]. Der so erworbene habituelle Vertrautheitsbesitz wird unsere Kenntnis dieses Erfahrungsgegenstands in Hinsicht auf seinen Typus genannt. Der Typus ist somit die Demarkationslinie zwischen den erforschten und unerforschten Horizonten des vorliegenden Themas und das Ergebnis früher gültiger Systeme der Auslegungsrelevanzen. [. . .] Es gibt keine Auslegungsrelevanz als solche, sondern nur eine Auslegungsrelevanz, die sich auf ein gegebenes Thema bezieht. Und, als Folge davon, gibt es keinen Typus als solchen, sondern nur Typen, die sich auf ein besonderes Problem beziehen, nur ›Typen‹, die sozusagen ›Verweisungen‹ auf das vorliegende Thema mit sich führen, zu dessen Auslegung sie gebildet wurden.« (Schütz 2004a: 121 f.)

Typen sind bei Schütz nicht weiter unterschiedene generelle Formen des Wissensvorrats und in dieser Perspektive einheitlich konstituiert als in der Zeit sedimentierte Resultate des Zusammenwirkens der thematischen, interpretativen und motivationalen Relevanzen als universellen Selektionsmechanismen der Handelnden. Zentral für seine Erweiterung der Husserlschen Überlegungen ist die Betonung des selektiven Charakters der Typisierung, die er deutlich pointierter vornimmt als Husserl. Auf dieser Grundlage führt er eine für sein Werk zentrale Unterscheidung ein:

»Fremdheit und Vertrautheit sind grundlegende Kategorien menschlichen Denkens. Jedes äußere oder innere Erleben bezieht sich auf vorgängige Erlebnisse, mit denen es im Bewußtseinsstrom verbunden ist. [...] Wenn es mit früheren Erlebnissen übereinstimmt oder selbst wenn es am generellen Stil dieser Erlebnisse teilhat, ist uns der Typus, dem unser neues Erlebnis angehört, bereits mehr oder weniger bekannt, wir sind mit ihm vertraut. Fremd ist dasjenige, was bislang unbekannt ist und sich deshalb außerhalb der gewöhnlichen oder vertrauten Ordnung befindet. Wir müssen uns dem auftauchenden fremden Erlebnis schrittweise in mannigfachen Weisen nähern, wir müssen es interpretieren, indem wir die unterschiedlichen vertrauten Bezugsschemata, die wir an aufkommende Erlebnisse anlegen, variieren und modifizieren, bis es uns gelingt, dem vormals fremden Erlebnis seinen Ort innerhalb des erweiterten und modifizierten Schemas zuzuweisen.« (Schütz 2011b: 85)

Die zentrale Unterscheidung in der Analyse der Sozialität ist für Schütz die von vertraut/unvertraut bzw. fremd. Dadurch geraten ihm zwar die oben in Anlehnung an Husserl entwickelten Differenzen von implizitem und explizitem *Verarbeitungsmodus*

aus dem Blick, keineswegs jedoch die Differenz zwischen implizitem und explizitem Wissen. Denn Vertrautheit entsteht mit mehr oder weniger stetigen Wiederholungen von Abläufen, von Operationen, von Handlungssequenzen in gleichen oder ähnlichen geordneten Kontexten. Vertrautheit ist damit als ein Effekt und Ausgangspunkt von Typisierungsprozessen zu fassen.²¹ Implizites Wissen wäre demnach nicht das Vertrautheitswissen, wie es Schütz in Anlehnung an James entwickelt, sondern der Teil dieses Wissens, der aufgrund der stetigen Wiederholung aus den Prozessen der Reflexion verschwunden ist (aber, hier liegt die Differenz zu pragmatistischen Ansätzen, jederzeit wiederingeholt werden kann). Er geht davon aus, dass Routinehandlungen immer erst als bewusst geplante ausgeführt werden.²² Damit würde jedoch auch die Irreduzibilität und der Eigensinn der Praxis aufgehoben, weil sie immer und vollständig intentional eingeholt werden kann. Eine Möglichkeit, diesen Eigensinn zu retten, könnte darin liegen, innerhalb des Vertrauten noch die Differenz zwischen dem implizit und dem explizit Vertrauten einzuführen. Bevor die Bestimmung von Typen und Typisierungsprozessen eine erste Zusammenfassung erfährt, möchte ich kurz auf die in dieser Arbeit nur en passant abzuhandelnden erkenntnistheoretischen Probleme der Typisierung eingehen.

§ 16 Exkurs: Die Einhegung der Typisierungsprozesse

Die Prozesse der Typisierung weisen, so wie sie bisher entwickelt wurden, eine potentiell unendliche Varianz und Kontingenz auf. Erfahrungen lassen sich unter alle möglichen Aspekte generalisieren.²³ Eine Bejahung dieser absoluten Kontingenz würde zu einer radikal konstruktivistischen Position führen. Deshalb stellt sich die Frage, wie die diese absolut offenen Verallgemeinerungen und die unendliche Verweisungsstruktur von Typen eingehegt werden kann. Husserl setzt hier die in der eidetischen Variation gewonnenen Seinsregionen (Husserl 1948: §§ 86 ff.) als Grenzen und Einhegungsprinzipien an und verbindet sie mit der schon in der alltäglichen Typenbildung sich durchsetzenden Eingrenzung der Aberrationen der außerwesentlichen Typen (»Wal-fisch«), durch die wissenschaftlich gesicherten wesentlichen Typen (Husserl 1948: § 83).

»Es ist zweifellos möglich, eidetisch-materiale Bereiche oder Regionen des Seienden zu erfassen; aber diese Regionen werden nicht durch Leistungen unseres Bewußtseins konstituiert: Sie sind in der Tat ontologische Regionen der Welt und als solche unserer Erfahrung vorgegeben, oder –

21 Mit Luhmann könnte die Lebenswelt dann als »Verweisungs-zusammenhang aller vertrauten Sinnkondensate« gefasst werden, wenn denn ein solcher Begriff gebraucht wird (Luhmann 1986: 182).

22 Für eine Kritik daran vgl. etwa Loenhoff (2012).

23 Vgl. etwa die von Foucault (1974: 17) zitierte Taxonomie von Borges.

2.1 Erfahrung und Typus

wie man sagen kann – uns auferlegt. Wir müssen aber das Fragen noch weiter treiben. Ist es möglich, mittels der freien Variationen in der Phantasie, das Eidos einer konkreten Spezies oder eines Genus zu erfassen, wenn nicht diese Variationen durch den Rahmen des Typus begrenzt sind, mithilfe dessen wir in der natürlichen Einstellung den Gegenstand erlebt haben, welcher den Prozess der Ideation beginnen läßt, nämlich von einem vertrauten Gegenstand ausgehend, als dieser oder jener Gegenstand innerhalb der Lebenswelt? Können diese freien Variationen in der Phantasie irgend etwas anderes enthüllen als die durch eine solche Typisierung bereits errichteten Grenzen? Wenn diese Fragen negativ beantwortet werden müssen, dann gibt es wirklich bloß einen graduellen Unterschied zwischen Typus und Eidos. Die Ideation kann dann nichts anderes enthüllen, was nicht schon im Typus vorkonstituiert war.« (Schütz 2009c: 348)

Mit Schütz' Ablehnung der eidetischen und transzendentalen Vorstrukturierung der Lebenswelt wird die Temporalisierung der Typisierung in Form der Sedimentierung selbst zu einem Garanten einer Stabilität von Typen. Andererseits wird jedoch eine transsubjektive Einhegung in Form einer auferlegten Ontologie der Lebenswelt erforderlich, die aus dem egologischen Theorieansatz nicht mehr abgeleitet werden kann. Wenn die ontologische These nicht greift bzw. abgelehnt wird,²⁴ bleiben noch transsubjektive »geschlossene Sinnprovinzen« (Schütz 2003d: 206 ff.) als strukturierende Faktoren der Typisierungsprozesse. Diese Sinnprovinzen werden über die Verknüpfung mit dem Sinnbegriff deontologisiert und mit einem je eigenen »kognitiven Stil« charakterisiert, der am Beispiel der Alltagswelt in den Dimensionen Bewusstseinsspannung, Spontaneität, Selbsterfahrung, Relevanzmuster, Sozialität und Zeitperspektive ausgeführt wird. In Anlehnung an diese Deontologisierung bleiben für die Einhegung der Typiken höherstufige Gegebenheiten, sozial gültige eigenlogische Ordnungsbereiche (vgl. unten § 6.1 f.). Und schließlich bleibt die unten (§ 53) entwickelte referenzierte Materialität als Fundament für höherstufige Ordnungsbereiche einerseits und in ihrer Widerständigkeit für die pragmatischen Prozesse der Weltaneignung andererseits.

§ 17 Typiken als relationale Bestimmungen

Diesseits der Einhegungsproblematik münden Schütz' Überlegungen zu Typiken und Typisierung schließlich in folgender Definition:

²⁴ Diese Ablehnung könnte sich auf erkenntnistheoretische Nichteinholbarkeit und Nichtbegründbarkeit einer solchen Ontologie stützen.

2 Grundbegriffe I: Generalisierung

»Jeder Typ des lebensweltlichen Wissensvorrates ist ein in lebensweltlichen Erfahrungen »gestifteter« Sinnzusammenhang, anders ausgedrückt der Typ ist eine in vorangegangenen Erfahrungen sedimentierte, einheitliche Bestimmungsrelation.« (Schütz und Luckmann 1979: 278)

Diese Definition stellt meines Erachtens einen Ansatzpunkt für die Entwicklung eines über Schütz hinausgehenden Typenbegriffes dar (der geeignet ist, die für die hier entwickelte Theorie sozialer Gedächtnisse zentralen Prozesse der Generalisierung differenzierter zu fassen, als das Husserl und Schütz tun): Nicht (nur) der Gehalt an Bestimmungen macht einen Typus aus, sondern die jeweiligen Relationen von einzelnen Bestimmungselementen. So verstanden hat ein Typus keinen gegenständlichen Charakter, sondern einen formal-relationalen, denn die Verknüpfungen rücken in den Mittelpunkt der Bestimmung. Die Stabilität kann dann verzeitlicht als eine Frage 1) der Gewichtung oder 2) der Bestätigung (oder Widerlegung) einer Verknüpfung gefasst werden. Die Husserlsche Kern-Peripherie-Struktur wäre dann eine von festen, hoch gewichteten, immer wieder bestätigten Verbindungen im Kern und lockeren Verbindungen in der Peripherie.

Ein neuer Typ entsteht bei Auflösung der vorhandenen Relationen zwischen den Bestimmungen und Konstitution eines neuartigen Sinnzusammenhangs, zwischen allerdings selbst typisierten Bestimmungen. In anderem Zusammenhang spricht Schütz in Bezug auf das Fragwürdigwerden des bisher Fraglosen von einer »Explosion« der (typenbasierten) Erwartung (Schütz 2003a: 343).²⁵ Es gibt somit keine »endgültigen Typen«.

Typisierung, also der Prozeß der Typengnese und -veränderung, ist ein offener konnektivistisch-verdichtender Prozeß, dessen temporäre Ergebnisse sich nur graduell bestimmen lassen: Grad der Geltung, Grad der Bestimmtheit, Grad der Vertrautheit. Typisierung ist damit als ein spezifischer Vorgang der Synthetisierung, der Kombination und Rekombination von Bestimmungselementen in Abhängigkeit von Relevanzstrukturen gefasst. Diese Bestimmungselemente sind selbst wieder typisiert, d. h. sie haben dieselbe Struktur und können in fortschreitender Auslegung ihres inneren Horizontes zu eigenständigen Typen werden. In mannigfaltigen Wiederholungen werden die Erfahrungssachverhalte in den jeweiligen Verbindungen und Gewichtungen der Typiken verdichtet. Das nicht der jeweiligen Typik entsprechende entgeht dann der Erfahrung.²⁶

25 Ähnlich das Gadamerische Konzept der Enttypisierung Gadamer 1990: 359 in der hermeneutischen Erfahrung und Husserls »Explodieren« der Einstimmigkeit« in den »Synthesen des Widerstreits, der Umdeutung und Andersbestimmung« (Husserl 1976: 353).

26 Hier stellt sich das Problem der Entstehung/Wahrnehmung des Nichttypisierten aus einem Wahrnehmungüberschuss (vgl. Husserl 1976: 353). Für Schütz wären hier die »wesentlich aktuellen Erlebnisse« (Schütz 2004b: 192 ff.) und die *petites perceptions* (Schütz und Gurwitsch 1985: 416 ff.) als Faktoren zu nennen. Vgl. dazu auch Renn (2010).

2.1 Erfahrung und Typus

Dabei können die Bestimmungselemente noch danach unterschieden werden, ob sie eher Prozesse und Abläufe erfassen und allgemeine Merkmale daraus synthetisieren oder ob sie vorhandene Bestimmungen zusammenfügen: Ob sie also eher als temporalisierte Abläufe angelegt sind oder ob sie vor allem das Gemeinsame »statisch« gegebener Sachverhalte in ihren Wiederholungen erfassen, ob die einzelnen Elemente gereiht (Erst ..., dann ..., dann ...) oder additiv zusammengefügt (das Ding ist ... und ... und ...), werden.²⁷ In Anlehnung an den oben entwickelten Eigensinn der Praxis (§ 13) und Husserls Beschreibung der Prozessierung von Typen, können die verknüpfenden Verarbeitungsmodi parallel oder sequentiell als zweite Dimension der Kategorisierung eingesetzt werden. So wäre eine Basis für die begriffliche Differenzierung von Typiken geschaffen:

Verknüpfung \ Prozessierung	statisch	temporalisiert
parallel	Typus, Muster (Bild)	Schema implizite Regel
sequentiell	Semem, Format	Formalisierung Skript, Programm

Wie aus der Tabelle ersichtlich wird, fungiert »Typus« selbst als eine Bezeichnung für eine spezifische Form. Im Weiteren wird deshalb der Begriff der Generalisierung als übergreifend für alle Formen der (selektiv-verallgemeinernden) Erfahrungsverarbeitung verwendet. Typus, so lässt sich die tabellarische Einteilung kurz entfalten, bevor das in den nächsten Abschnitten detaillierter geschieht, ist eine parallel verarbeitete Relation von statischen Bestimmungselementen, ein Schema eine parallel verarbeitete Relation von temporalisierten Elementen, ein Semem wäre eine sequentiell verarbeitete Relation von statischen Elementen und ein Skript oder Programm ein sequentiell verarbeitete Relation von temporalisierten Elementen. Dem Typus könnte noch das Muster der Bildwahrnehmung ergänzt werden. Zum Schema könnte die implizite Regel beigefügt werden, zum Semem die soziale Rolle und zum Skript vor allem die Formalisierung.

Die Differenzen liegen also, neben den inhaltlichen Unterschieden und dem Unterschied implizit/explicit, über den damit noch nichts ausgesagt ist, in der Zeitlichkeit der Verknüpfung *und* des Verknüpften. Dabei darf für eine Theorie der Generalisierung die generelle Prozessualität von Typiken nicht vergessen werden. Entsprechend wäre eine Differenzierung der Begriffe Schema oder Skript einerseits und Typus im eigentlichen Sinn anhand der jeweils kombinierten Elemente möglich: Bewegungsmuster und Prädikationsmuster.

²⁷ Um Missverständnisse auszuschließen: Von dieser Kategorisierung unabhängig ist die Formierung dieser Generalisierungen selbst zu sehen: die erfolgt immer prozesshaft, in der Zeit.

Wenn mit und in Erweiterung von Schütz Typiken und der Prozess der Generalisierung so gefasst werden, ist aber erstens mit dieser generellen Charakterisierung des Typisierungsprozesses über mögliche Differenz von Typenformen und -prozessen noch nicht viel gesagt. Und zweitens stellt sich mit Schütz auch und gerade in diesem Zusammenhang das Problem der Intersubjektivität.²⁸ Deshalb wird in einem nächsten Schritt das Verständnis des bisher nur kurz entwickelten parallelen Verarbeitungsmodus anhand der Kognitionstheorie von Wilma Bucci verfeinert, weil hier der Generalisierungsprozess aus psychoanalytischer Perspektive vor aktuellen neurowissenschaftlichen Ergebnissen diskutiert wird. Im Anschluss daran wird der Begriff des Schemas mit den zwei prominenten psychologischen Theorien von Jean Piaget und Frederic Bartlett geschärft. Dann wird in einem Zwischenschritt versucht, die Bedeutung von Emotionen in den Prozessen der Generalisierung zu erarbeiten, und die bis dahin gewonnene Charakterisierung des parallelen Verarbeitungsprozesses zusammengefasst. Dann werden die von Schütz analysierten Zusammenhänge von Typiken, Sprache und Intersubjektivität rekonstruiert, um die für die sequentielle Verarbeitungsform und die höherstufigen Dimensionen der Sozialität wichtige Typisierungsform des Semems näher zu bestimmen. In einem letzten Schritt wird dann das Problem der Formalisierung und, eng damit verbunden, die Frage der medialen Form von Generalisierungen und ihrer Geltung erörtert.²⁹

2.2 Parallele Verarbeitung I: Schemata

§ 18 Parallele Verarbeitung

Um den Begriff der parallelen Erfahrungsverarbeitung weiter zu konkretisieren werden im folgenden die auf neueren kognitions- und neurowissenschaftlichen Befunden aufbauenden Überlegungen der Psychoanalytikerin Wilma Bucci entwickelt. Menschliche Erfahrungen werden ihr zufolge in unterschiedlichen Modi codiert, verarbeitet und gespeichert. Sie geht dabei von der Freudschen Differenzierung in Primär- und Sekundärprozess aus (vgl. etwa Freud 1999a: 593 ff.) und fasst diese beiden Prozesse als spezielle Modi der Informationsverarbeitung. Auf dieser Grundlage differenziert sie ihre Theorie einer multiplen Codierung aus. Demnach gibt es einen subsymbolischen, einen nonverbal-symbolischen (vor allem bildhaften) und einen verbal-symbolischen

28 Denn mit dem Verzicht auf die transzendente Sphäre wird auch eine Begründung der Inter- und Transsubjektivität problematisch: »Wir gestehen, dass alle operativen Begriffe der Phänomenologie, wenn sie auf die Probleme der Transsubjektivität angewandt werden, zu unlösbaren Schwierigkeiten führen.« (Schütz 2009c: 346)

29 Insgesamt ist das hier entwickelte begriffliche Raster für die Erfassung von Typisierungen nur als ein erster Schritt hin zu einer umfassenden Theorie der Generalisierung zu sehen, die im Rahmen dieser Arbeit nicht geleistet werden kann.

(vor allem sprachlichen) Modus der Informationsrepräsentation und -verarbeitung (Bucci 1997: 174).

»The subsymbolic system is massively parallel, with multiple synchronous operations, and is characterized as content rather than structure determined. [...] It is the essential mode of operation of visceral and kinesthetic systems, and is, by its very nature, represented primarily in private codes, which are not readily amenable to being communicated or shared.« (Bucci 1997: 174)

Das »subsymbologische System« ist konzipiert als ein separater Erfahrungsverarbeitungsmodus, zuständig insbesondere für körperlich-motorische Ablaufsteuerungen. Forschungsergebnisse zur Farbwahrnehmung (Bucci 1997: 108 ff.) zeigen, dass vor der Entwicklung und unabhängig von der Sprache, eine nonverbale Informationsverarbeitung stattfindet, die auf präkategorialen Formen, sog. Prototypen, basiert.

Dieser parallele Verarbeitungsmodus stellt eine Form schneller, komplexer und intuitiver Informationsverarbeitung dar: in komplexen Bewegungen, wie dem Tanz, handwerklichen Fähigkeiten, in der Wahrnehmung von Gefühlen etc. Selbst das einfach erscheinende Greifen ist ein hochkomplexer Vorgang: die Position des Objekts, die Position der Handelnden dazu, Hindernisse im Weg, die Größe, die Form, das vermutete Gewicht, all das muss in den Greifvorgang einkalkuliert werden. Hier werden viele Informationen (nahezu) gleichzeitig registriert, kombiniert und ein Bewegungsschema wird den Bedingungen angepasst. Auch wenn nur Bruchstücke der Information vorliegen oder das Rauschen (im informationellen Sinn) sehr stark ist, funktionieren diese Prozesse. Sicheres Greifen ist auch im Halbdunkel möglich, wenn nur schemenhafte Umrisse erkannt werden können. Eine Person wird erkannt trotz wechselnder Kleidung, trotz schlechter Lichtverhältnisse. Der Stil eines Malers wird mit einem kurzen Blick wiedererkannt, ohne genaue Analyse der Stilelemente oder der Strichführung, ebenso ein Musikstück an den ersten Takten.

Als informationstechnisches Modell für diese Art der Informationsverarbeitung schlägt Bucci in Anlehnung an Rumelhart und McClelland (1986) die parallel-verteilte oder subsymbologische Verarbeitung (Parallel Distributed Processing PDP) vor.³⁰ Ein PDP-System ist ein Netz mit einer endlichen Anzahl von Knoten, alle miteinander verbunden, alle in einem unterschiedlichen Zustand der »Ladung«. »Berechnungen« erfolgen aufgrund des Zustandes der einzelnen Knoten und einer Matrix von Gewichtungen, die aus Erfahrung gewonnen wird. In einer Art Iterationsverfahren wird das erreichte Ergebnis dem gewünschten Ergebnis angenähert. Sichtbar wird dieses Vorgehen, wenn beim Greifen das Gewicht falsch kalkuliert wurde. Der Zugriff wird

30 Andere Namen dafür sind konnektionistische Systeme, neuronale Netze, oder in Kombination mit der damit verwendeten Mathematik der unpräzisen Informationen, der Fuzzy Logic, Neuronale Fuzzy-Systeme.

2 Grundbegriffe I: Generalisierung

erneut mit einem anderen Kraftaufwand versucht bis er erfolgreich ist. Es tritt im Falle eines Fehlers ein Moment von Überraschung und Bewusstsein zu diesen Prozessen, ähnlich z. B. dem kurzen Stocken beim Betreten einer defekten Rolltreppe. Die so gespeicherten Schemen werden bei jeder neuen Beanspruchung neu kalkuliert und eventuell verändert. Speicherung erfolgt in diesen Modellen dynamisch, in den Verbindungen und Gewichtungen.

Dieses System der Informationsverarbeitung ist sehr schnell, läuft im Normalfall ohne explizite Aufmerksamkeit ab, nicht bewusst und nicht reflexiv. Reflexivität kommt nur in der Lernphase oder bei Fehlberechnungen dazu. Bucci ordnet dieses Modell der intuitiven und parallelen Informationsverarbeitung dem Freudschen Primärprozess und ihrem Modus der subsymbolischen Verarbeitung zu (Bucci 1997: 96).

Die visuelle Objekterkennung etwa basiert meist auf einem reflexiven Vergleich mit abgespeicherten, kategorialen Mustern. Dagegen läuft die Berechnung oder eher Schätzung von Abständen, Winkeln, von räumlichen Verhältnissen, die sich in so unspezifischen Worten wie *auf, in, neben, zwischen* usw. äußern, ohne explizite Maßstäbe, ohne festgelegte Kategorien ab. Solchermaßen werden Bewegungen gesteuert und Bewegungen von anderen Objekten antizipiert. Ein Basketballspieler etwa nutzt solche Schätzungen für einen Korbwurf. Es wird keineswegs die Masse des Balles mit der herrschenden Schwerkraft und der Entfernung zum Korb benutzt, um Wurfkraft und Wurfwinkel zu berechnen, sondern aus Erfahrungswerten wird eine Schätzung vorgenommen und der Wurf ausgeführt (Bucci 1997: 112).

Der Modus der parallelen Verarbeitung, wie er oben bereits ansatzweise entwickelt wurde (§ 13 f.), ist demnach ein eigenständiger Modus der Erfahrungsverarbeitung. Er läuft im Gegensatz zur sequentiellen Verarbeitung des reflexiven, auf diskreten, meist sprachlich-begrifflichen Elementen beruhenden Modus,³¹ assoziativ, intuitiv und schnell ab, gerade weil reflexive Momente fehlen. Er wirkt sowohl in der Wahrnehmung (Mustererkennung) als auch in der Steuerung körperlich-motorischer Abläufe. Grundlage und Ergebnis der parallelen Verarbeitung sind vor allem Typen und Schemata. In einem nächsten Schritt möchte ich deshalb das Konzept des Schemas, von mir kategorisiert als parallele Verarbeitung von temporalisierten Elementen, mit Piaget und Bartlett genauer fassen.

31 Wenn Sprache nach Heidegger (1959: 166) das »Haus des Seins« ist, dann wäre die parallele Verarbeitung der »Keller des Seins«. Wenn das Wort dem Ding erst das Sein verschafft, wie Heidegger in der Interpretation einer Gedichtzeile von Stefan George bemerkt, dann gibt es im parallelen Modus keine Gegenständlichkeit, keine Objekthaftigkeit, keine Dinge, sondern nur »Zeug«.

§ 19 Schemata bei Jean Piaget

Um die Unterscheidung der beiden Formen der Informationsverarbeitung weiter zu plausibilisieren und das Konzept des Schemas genauer zu beschreiben, eignet sich auch Piagets strukturgenetische Theorie, weil sie zum einen den Schemabegriff an zentraler Stelle setzt und zum anderen die Genese und Evolution von Schemata konsequent und konsistent herausarbeitet. Strukturen sind für Piaget

»selbstregulative Transformationssysteme mit Ganzheitscharakter, Strukturen sind auf (teilweise verinnerlichte) Handlungen zurückgehende und somit aktiv konstruierte Ermöglichungsbedingungen weiterer (teilweise verinnerlichter) Handlungen [... Strukturen sind also] selbstreferentielle Regulative, die geordnete Transformationen an äußeren wie inneren Gegenständen sowie an sich selbst gestatten« (Wenzel 2000: 28).

Er geht bei der Erklärung der ontogenetischen Entwicklung der kognitiven Fähigkeiten nur von der (biologisch) gegebenen sensomotorischen Ausstattung des Neugeborenen aus, sowie einer Tendenz zu Wiederholungen. Das ist die Stärke seiner Entwicklungstheorie. Intelligenz ist für ihn ein Anpassungsverhalten einer organisierten Struktur an eine widerständige Umwelt. Die Änderung einer Struktur ist immer die Anpassung einer schon vorhandenen Struktur, was bedeutet, dass es keinen unstrukturierten Zustand gibt. Die Anpassung an die Umwelt geschieht nicht durch die Übernahme dort vorhandener Strukturen, sondern die inneren Strukturen werden in rekursiven und selbstregulierten Prozessen verändert. Es gibt keinen direkten Einfluß, kein direktes Verändern der inneren Strukturen von der Umwelt her. Ein Organismus bildet seine Strukturen in aktiver Auseinandersetzung mit der Umwelt. Strukturen können nur verändert werden, indem die Umwelt aktiv verändert wird. Erkenntnis ist demnach basal an Handlung gebunden.

»Erkennen besteht nicht im Abbilden der Realität, sondern darin, auf diese einzuwirken und sie (scheinbar oder wirklich) umzuwandeln« (Piaget 1992: 6).

Handlungen, Tätigkeiten und Verhaltensakte wiederholen sich vielfach und werden in vergleichbaren Situationen ähnlich angewandt. Mit diesen Wiederholungen kristallisieren sich Schemata heraus, d. h. Muster von Gemeinsamkeiten dieser verschiedenen Wiederholungen oder Anwendungen:

»Die Verhaltensakte folgen ja nicht zufällig aufeinander. Sie wiederholen sich vielmehr und werden in vergleichbaren Situationen auf ähnliche Weise angewandt. Genauer, bei gleichen Intentionen treten sie in analogen Situationen unverändert wieder auf, doch wenn sich die Bedürfnisse

2 Grundbegriffe I: Generalisierung

oder die Situationen ändern, differenzieren sie sich oder treten in neuen Kombinationen auf. Verhaltens*schemata* nennen wir das an einem Verhaltensakt, was sich in der beschriebenen Weise von einer Situation zur folgenden transponieren, generalisieren oder differenzieren läßt, oder, anders ausgedrückt, das, was verschiedene Wiederholungen oder Anwendungen des gleichen Verhaltensaktes gemeinsam haben« (Piaget 1992: 7 f.).

Damit sind zum ersten zwei selektive Prozesse benannt: Intentionen und Bedürfnisse. Damit ist zweitens die zeitliche Bestimmung präzisiert: Ausgangspunkt ist immer die gegenwärtige Situation, in der vor dem Horizont der vergangenen, in Form von Schemata verfügbaren Verhaltensakte agiert wird. Zum dritten werden die Genese oder besser die Aktualisierung der Schemata selbst konkretisiert: es sind Generalisierungen von wiederholten Verhaltensakten. Und damit sind sie zum vierten in sich selbst verzeitlicht, denn was generalisiert wird, ist eine Abfolge von Handlungs- oder Verhaltensschritten.

Die Anpassung eines vorhandenen Schemas erfolgt über zwei Mechanismen: die Assimilation, die »Einverleibung der äußeren Wirklichkeit in die aus dem eigenen Tun herausgewachsenen Formen« (Piaget 1969: 17) und die Akkommodation, die Änderung der inneren Struktur unter dem Einfluß der äußeren Gegebenheiten. In tätiger Auseinandersetzung mit der Umwelt und in einem ständigen Wechselspiel von Assimilation und Akkommodation werden die anfänglich vorhandenen Reflexschemata in eine immer feiner ausdifferenzierte Struktur von Verhaltensschemata umgewandelt. In einem stetigen, selbstregulierenden Prozess der Äquilibration versucht das System³² einen Zustand des Gleichgewichts zu erreichen. Dieses Streben nach einem selbstregulierten Gleichgewichtszustand erklärt Piaget zufolge die Konstruktion auch qualitativ neuartiger Erkenntnisstrukturen. Störungen in der Kognition, Widersprüche oder Lücken, lösen die Selbstregulationen aus. Schemata werden entsprechend den neu erfahrenen Gegebenheiten verändert oder existierende Schemata auf die neuen Gegebenheiten angewandt.

Piaget analysiert aus seinem handlungstheoretischen Ansatz heraus vor allem Schemata des Verhaltens, der senso-motorischen Abläufe. Sein Schemabegriff umgreift alle Prozesse der Generalisierung, wie sie hier entwickelt wurden. Insofern liegt hier aus einer anderen Theorieperspektive eine Bestätigung der oben entwickelten Überlegungen vor. Den Schemabegriff möchte ich jedoch enger fassen: Im Gegensatz zu den oben mit Husserl rekonstruierten Typen, die vor allem die Wahrnehmung untersuchen, soll er generalisierte Abläufe und Abfolgen bezeichnen. Im Unterschied zu den aus statischen Verknüpfungen bestehenden Typen (... und ...) erfassen und generalisieren

32 Piagetsche Systeme sind den geschlossenen Systemen Luhmanns oder Maturanas keinesfalls gleichzusetzen. Es sind offene, selbstregulierte Systeme (vgl. z. B. Piaget 1992: 37 f.).

Schemata demnach zeitlich strukturierte Reihungen (... dann ...), sind in sich selbst temporalisiert. Der Schemabegriff von Bartlett setzt etwas andere Akzente als Piaget: er betont die Dynamik, die Organisationsprinzipien der Schemata und eröffnet einen expliziten Zugang zu den Phänomenen des Gedächtnisses. Zudem eröffnen seine Überlegungen zum Vorstellungsbild die Einführung des Musters als bildhaften Typus und schließlich eröffnen seine Überlegungen Verknüpfungen zur Emotionalität.

§ 20 Dynamik der Generalisierungen (Frederic Bartlett)

Parallel zu den ersten ontogenetischen Forschungen Piagets und Husserls Wendung zur genetischen Phänomenologie entwickelte Frederic Bartlett eine sozialpsychologische Theorie des Gedächtnisses, die ebenfalls auf einem Begriff des Schemas aufbaut. Auch seine Überlegungen zur Ordnung und Ordnungsform der Schemata verwenden die oben entwickelte Differenzierung nach der Verknüpfungsform der Elemente (statisch/temporalisiert) nicht. Aber er charakterisiert die bildhaften Generalisierungen der Vorstellungsbilder in seinen Untersuchungen recht genau (»Muster« in der oben entwickelten Kategorisierung). Außerdem stellt er einen expliziten Bezug des Schemabegriffs zu Gedächtnissen her, entwickelt Ordnungsprinzipien für die Generalisierungen und eröffnet darin auch eine Verbindung zu emotionalen Abläufen.

Bartlett geht aus von der Differenz der sensorischen Wahrnehmung, die aufgrund physiologischer Gegebenheiten selektiv wirkt, und einer selektiven Einstellung oder Orientierung. Nur wenn beide Funktionen aktiv sind, kommt Erkennen zustande. Erkennen ist für ihn ein doppelt selektiver Prozess, der zusätzlich durch einen Übertragungsmechanismus gekennzeichnet ist, in dem vergangene Einstellungen auf die aktuell präsente Wahrnehmung übertragen werden.

»Yet, since recognising is often quite specific and detailed, there must be some way in which the psychological material of presentation is preserved. No doubt the clearest of all instances are those cases in which some image is aroused, and a process of comparison of this with a precept results in a judgement of oldness. If we could take this case as the essential mechanism of recognising, we might be led to the common view that every specific presentation leaves an equally specific ›trace‹. [...] It looks as if that preservation of material which is required in recognising is normally a preservation of schemes, of general settings, of order or form of arrangement; and as if the detailed reinstatement of individualised material is a special case.« (Bartlett 1995: 194 f.)

Er ist jedoch mit dem Begriff des Schemas nicht zufrieden, weil er generell nur vage sei und eine dauerhafte, aber fragmentarische Anordnungsform nahelegt. Demgegen-

2 Grundbegriffe I: Generalisierung

über möchte er betonen, dass diese Muster sich mit jeder Wahrnehmung dynamisch weiterentwickeln:

»Schema« refers to an active organization of past reactions, or of past experiences, which must always be supposed to be operating in any well-adapted organic response. That is, whenever there is any order or regularity of behaviour, a particular response is possible only because it is related to other similar responses which have been serially organised, yet which operate, not simply as individual members coming one after another, but as a unitary mass.« (Bartlett 1995: 201)

In den Analysen seiner experimentellen Reihen macht er zwei Ordnungsprinzipien der Schemata aus. Zum einen die chronologische Reihenfolge. Die jüngst generierten Schemata stehen an erster Stelle, wenn es um die Auslegung gegenwärtiger Situationen geht. Zum anderen stellt er, quer dazu verlaufend, andere Organisationsprinzipien fest:

»It is appetite, instinct, interests and ideals, the first two being much more important in early stages of organic development, and the last two advancing to positions of great, and very likely of chief, importance at the human level. These are all factors which are easily transmitted, and so the human infant begins with, or rapidly acquires, certain predisposing tendencies which at once cut across the strict chronological mode of organizing past experience.« (Bartlett 1995: 210)

Die Reorganisation der Schemata ist eng der selektiv wirkenden körperlichen (appetite, instinct) und psychischen (interests, ideals) Faktoren (dem reflexiven Potential des Bewusstseins) verbunden. Dabei unterscheidet er zwei nicht aufeinander reduzierbare Bewusstseinsinhalte: Worte und Vorstellungsbilder (images). Die Prozessierung ist unterschiedlich: statt der sequentiellen Verarbeitung in Sprache, zeigt sich in Vorstellungsbildern die Gliederung des Ganzen in Elemente und Teile, die mit unterschiedlichen Gewichtungen ein Ganzes ergeben. Sie fließen ineinander, kondensieren und kombinieren sich nach eigenen Regeln, die sich logisch nicht kategorisieren lassen. Als Grund der selektiven Kombination von Vorstellungsbildern macht Bartlett deren emotionale Färbung (»affective colouring«, 222) aus. Dieser emotionale Charakter sperre sich einem adäquaten Ausdruck, »for there is no working vocabulary which comes anywhere near matching the delicate distinctions of affective response of which men are capable« (223).

Zusammenfassend können aus dieser kurzen Skizze von Bartletts Theorie der Erinnerung folgende Punkte als relevant für das vorliegende Projekt herausgearbeitet werden:

1. Reaktionen und Erfahrungen schlagen sich in Schemata nieder, die sich dynamisch mit jeder neuen Erfahrung weiterentwickeln.

2.3 Parallele Verarbeitung II: Emotionalität

2. Jede neue Wahrnehmung, jede neue Aktion geschieht vor dem Hintergrund dieser organisierten »Masse« von Vergangenenem.
3. Die Schemata sind nach zwei Prinzipien geordnet: einerseits chronologisch (»the latest incoming constituents which go to build up a »schema« have a predominant influence«) und andererseits nach nach körperlich oder psychisch verorteten Selektivitätsmechanismen.
4. In der Analyse Informationsverarbeitung unterscheidet er zwischen zwei nicht in einander überführbaren Modi: sprachlich und auf Vorstellungsbildern basierend (eine Unterscheidung, der die hier entwickelte zwischen paralleler und sequentieller Erfahrungsverarbeitung korrespondiert).
5. Vorstellungsbilder weisen individuelle Muster an Gewichtungen und Gruppierungen von Teilen im Verhältnis zum Ganzen auf, die Bartlett auf Interessen zurückführt.
6. Während Worte sequentiell und regelhaft angeordnet werden, beruht die selektive Kombination und Assoziation von Vorstellungsbildern vor allem auf emotionalen Faktoren.

Aus seinen Experimenten mit Studierenden schließt er grundsätzlich, dass Erinnerung »appears to be far more decisively an affair of construction rather than one of mere reproduction« (205). Bartlett unterscheidet einerseits die abgelagerten Erfahrungsresiduen, die dynamischen Schemata, von der je aktuellen Rekonstruktion von Vergangenenem, die in Vorstellungsbildern oder Worten erfolgt. Aufgrund seiner Überlegungen lassen sich im obigen Generalisierungstableau die (Vorstellungs-)Bilder als parallel verarbeitete Kombination statischer Elemente ergänzen, für die ich den ich den Begriff »Muster« vorschlage. Des weiteren lassen sich mit Bartletts Analysen sowohl erste Ordnungsprinzipien der parallelen Verarbeitung als auch ein Mechanismus inso weit spezifizieren, dass körperlich-emotionale Selektivitätsmuster eine wichtige Rolle dabei spielen. Diesen Aspekt gilt es in den nächsten Schritten genauer auszuarbeiten.

2.3 Parallele Verarbeitung II: Emotionalität

Bartlett hat Emotionen als einen selektiven Faktor in der Kombination von Vorstellungsbildern, in der hier entwickelten Terminologie also im Modus der parallelen Prozessierung, ausgemacht. Diese Selektionsfunktion ist für die Ordnung der Generalisierungen in diesem Modus und damit für soziale Gedächtnisse hochrelevant und sie eröffnet darüber eine Möglichkeit, die Verbindung von Emotionalität und Sozialität

zu konzeptualisieren. Dafür wird in einem ersten Schritt der Begriff der Emotion auf phänomenologischer näher spezifiziert werden,

weswegen angesichts der Vielzahl von unterschiedlichen Phänomenen, die unter diesen Begriff versammelt werden, nicht ganz einfach ist, denn es gibt keinen Konsens über Funktion oder Definition dieser Phänomene (Schütz 2008). In einem zweiten Schritt wird der bei Piaget sehr spät angesetzte Zusammenhang von Emotionalität und Sozialem in den Prozessen der Sozialisation nachgespürt und schließlich in einem dritten Schritt die Bedeutung von Emotionen für den parallelen Modus der Erfahrungsverarbeitung herausgearbeitet.

§ 21 Phänomenologische Überlegungen zu einem Konzept von Emotion

In einem ersten Schritt möchte ich nun auf vor allem phänomenologischen Grundlagen ein Konzept von Emotion entwickeln. Ein zentrales Moment in den phänomenologischen Überlegungen zum menschlichen Weltzugang ist die Intentionalität, also die selektive Gerichtetheit. Diese grundsätzliche Gerichtetheit, die bei Husserl sich vor allem in der Wahrnehmung zeigt, wird von Max Scheler ausführlicher gerade in Bezug auf Emotionen entwickelt. Er löst sich in seinem phänomenologischen Entwurf von der Wahrnehmungszentrierung und nimmt die pragmatische Auseinandersetzung mit der materialen und sozialen Umwelt als Ausgangspunkt. In dieser pragmatischen Wendung, die ihn auch immer wieder zu soziologischen Überlegungen führt, bezeichnet er die Gegenstände, »die auf das Handeln bestimmend werden«, als Milieugegenstände (Scheler 1980: 170). Das sind jedoch keine Gegenstände, kein dem Subjekt Entgegenstehendes, im herkömmlichen, erkenntnistheoretischen Sinn:

»Der Praktiker [...] ist gleichsam umringt von dinghaften Einheiten, die sich unabhängig von ihrer Perzeption ihm als ein Reich abgestufter und qualitativ gesonderter Wirksamkeiten darstellen, schon gesondert und gegliedert als die Ansatzpunkte eines möglichen Handelns« (Scheler 1980: 155).

Milieugegenstände sind praktisch verfügbares. Ein Milieu ist für Scheler entsprechend »die praktisch als wirksam erlebte Wertwelt« (156). Die Verfügbarkeit ergibt sich für Scheler aus dem Wert, aus dem Gehalt der gerichteten Akte des Fühlens, die er neben den Milieugegebenheiten auf die »Triebeeinstellungen«, die von der »leiblichen Organisation« (Scheler 1980: 170) bedingt sind, zurückführt. Emotionalität strukturiert in selektiver Weise ein Milieu, indem sie »Zeigefunktion für Dinge« (Scheler 1980: 163) hat. Mit der und durch die Gerichtetheit der Emotionen entsteht ein Milieu:

2.3 Parallele Verarbeitung II: Emotionalität

»Die Gegenstände, die auf das Handeln bestimmend werden, die Milieugegenstände, werden dies nur, sofern sie *selbst schon auf Grund der Wertrichtungen des leiblichen Teillebens* und der ihm *immanenten* Vorzugsregeln aus der Ganzheit der Welttatsachen herausgeschnitten sind.« (Scheler 1980: 170)

Scheler unterscheidet diesen Modus der leiblich-emotionalen Selektivität explizit von einer kognitiven Selektivität, die er mit Interesse und Aufmerksamkeit bezeichnet. Der Ausgangspunkt ist also nicht das freie Subjekt, das einer Welt von Objekten gegenübersteht und sich mehr oder weniger frei auf sie richtet. Der Ausgangspunkt ist das Milieu als konkrete Umwelt, das in seiner Gegebenheit von der subjektiven Emotionalität strukturiert wird oder aber umgekehrt subjektive Emotionalität strukturiert. Denn bei Scheler ist die Richtung dieser Intentionalität keineswegs einseitig vom Ich ausgehend bestimmt:

»Dieses Fühlen [...] ist eine zielbestimmte Bewegung – wenn auch durchaus keine vom Zentrum ausgehende *Tätigkeit* (und gar keine zeitlich ausgedehnte Bewegung). Es handelt sich um eine punktuelle, je nachdem vom Ich aus gegenständlich gerichtete, oder auf das Ich zukommende Bewegung, in der mir etwas gegeben *wird* und ›zur Erscheinung‹ kommt.« (Scheler 1980: 263)

Scheler verlässt hier den dezidiert egologischen Standpunkt der Husserlschen Phänomenologie und eröffnet damit auch die Perspektive auf eine soziale Formung und Konstruktion von Emotionen. In diesem Zitat wird auch eine weitere, gerade für Vergangenheitsbezüge wichtige Bestimmung von Emotionen deutlich: ihre genuine Gegenwärtigkeit. Emotionen zählen zu den Erlebnissen

»welche zwar in ihren jeweiligen Jetztphasen erlebt werden, auf die aber entweder überhaupt nicht oder nur in einem äußerst vagen Zugriff reflektiert werden kann und deren Reproduktion über die bloße Leervorstellung des ›Etwas erlebt habens‹ hinaus – also in anschaulicher Weise – nicht gelingt.« (Schütz 2004b: 147)

Alfred Schütz nennt solche Erlebnisse »wesentlich aktuelle Erlebnisse«, weil sie »an eine bestimmte Zeitstelle des inneren Bewusstseinsstromes gebunden sind« (ebd.). Solche Erlebnisse sind nur in ihrem »Daß«, nicht in ihrem »Wie« reproduzierbar. Ich kann also, Schütz zufolge, nur erinnern, daß ich wütend, verliebt, ängstlich etc. war, nicht die Qualität dieser vergangenen Emotion.

Die mit Scheler und Schütz herausgearbeiteten Bestimmungen für Emotionen werden auch aktuell vertreten, etwa von Peter Goldie (2000) oder Bennett Helm (2002). Für beide haben Emotionen einen gerichtet-evaluativen Weltbezug und sind episodisch.

Emotionales Erleben und selektiv-evaluierender Weltbezug sind untrennbar, denn Emotionen sind immer gerichtet, auch wenn die Fokussierung keineswegs eng sein muss, wie etwa Stimmungen bzw. Befindlichkeiten zeigen. Emotionen sind kein genuin körperlichen Phänomene, auch wenn sie natürlich körperliche Äußerungsformen haben können. Emotionen sind aus phänomenologischer Sicht komplexe Konglomerate von situativen Gegebenheiten, Wahrnehmungen (oft jenseits der Aufmerksamkeitsschwelle), Bewusstsein (im weiten, phänomenologischen Sinne), körperlich-physiologischen Veränderungen und der mit letzteren verbundenen Affektivität. Sie sind ein basaler Modus des Weltzugangs, der in seiner Gerichtetheit eine wesentlich selektive und ordnende Funktion hat. Aber dieser Modus des Weltzugangs oder auch der Erfahrungsverarbeitung ist grundsätzlich verschieden von der kognitiv-begrifflichen Erfassung von Welt. Emotionen sind, so meine These, der Selektivitätsmechanismus im impliziten Modus der Erfahrungsverarbeitung.

Neben dieser emotional-wertenden Selektivität lässt sich mit Gurwitsch und Heidegger noch ein zweiter selektiver Mechanismus im Modus der parallelen Verarbeitung feststellen: die pragmatische Selektivität. Gurwitsch (1977: 110 ff.) entwickelt den Begriff des »Lebens in ...«: »In einer konkreten Situation stehend, in sie einbezogen, *bin ich jeweils der, als den die Situation mich bestimmt.*« (110) In der Hingabe an die konkrete Situation wird das sinnvolle Verhalten von der Situation her vorgegeben, das Handeln entsprechend in pragmatischer Abstimmung mit der und Orientierung an der Situation ausgerichtet. Gurwitsch stützt sich hier auf Schelers Überlegungen zum Milieubegriff (vgl. Scheler 1980: 153 ff.) und Heideggers Ausführungen zur Zeugumwelt (vgl. Heidegger 2001: §§ 12 ff.)

§ 22 Emotionalität und Erfahrung strukturgenetisch

Ich möchte nun Emotionalität als selektiv wirksamen Mechanismus von Erfahrung, Generalisierung und insbesondere dem parallelen Bearbeitungsmodus von Erfahrungen genauer beschreiben, indem diese Phänomene aus anderen Theorieperspektiven betrachtet werden. Das geschieht in einem ersten Schritt aus der strukturgenetischen Perspektive, um die Anschlüsse zum oben entwickelten Schema-Begriff offenzuhalten. Dabei wird Piagets Konzeptualisierung von Emotionen rekonstruiert, obwohl seine epistemischen Subjekte, zumindest in seinen Analysen und Beobachtungen emotionslos zu sein scheinen. In den wenigen Schriften, in denen er auf Affektivität eingeht, schält sich ein differenzierteres Bild heraus.

Affektivität, der Begriff, den Piaget als Oberbegriff verwendet, ist für ihn »zum einen die Gefühle im eigentlichen Sinne, besonders die Emotionen, und zum anderen die verschiedenen Triebe, wozu auch die ›höheren‹, vor allem der Wille, gehören.« (Piaget 1995: 19) In der hier zitierten Vorlesung von 1952/53 an der Sorbonne erklärt

er auch die affektiven Erscheinungen mit seinem strukturgenetischen Konzept. Für ihn sind affektive und kognitive Funktionen zwar grundverschieden, kommen aber »im konkreten Verhalten des Individuums nicht voneinander getrennt vor« (Piaget 1995: 19) Es gibt ihm zufolge keine kognitiven Vorgänge ohne Gefühlsbeteiligung und keine reinen Gefühlszustände. Die Beziehungen zwischen beiden Bereichen fasst er als funktional,

»und zwar derart, daß die Affektivität die Rolle einer Energiequelle spielt, von der zwar das Funktionieren, nicht aber die Strukturen der Intelligenz abhängen, so wie der Kraftstoff den Motor antreibt und damit bewirkt, daß das Automobil fährt, nicht aber die Konstruktion der Maschine ändert.« (Piaget 1995: 23)

Er spricht diesbezüglich auch von einem fortwährenden dialektischen Wechselspiel zwischen Affektivität und Intelligenz oder einer gemeinsamen aber unabhängigen Entwicklung (Piaget 1995: 54), einem engen Zusammenspiel der affektiven und kognitiven Funktionen ohne kausalen Zusammenhang oder Primat einer Funktion. Es gibt demnach keine Handlungen, keine Erfahrungen, die nicht emotional grundiert sind.

Für die Genese der Affektivität gelten ebenso die Gesetze der Äquilibration, es bilden sich mit den kognitiven isomorphe Strukturen. Die Entwicklung geht ebenfalls von den biologisch gegebenen Trieben und Emotionen aus. In Auseinandersetzung mit der Umwelt, durch Assimilation und Akkommodation differenzieren sich diese Schemata aus und verfestigen sich in Zirkulärreaktionen zu Lust, Schmerz, Wohlbehagen etc. Auch Gefühle werden wie Verhaltensakte nicht direkt gespeichert, sondern aus den vorhandenen Schemata rekonstruiert. Dabei hebt Piaget hervor, dass »die Struktur des Gefühlslebens die Gestalt eines Rhythmus hat, in dem Erregung und Depression, Freude und Trauer einander abwechseln.« (Piaget 1995: 49)

Eine allgemeine Dimension der Affektivität ist für Piaget der Wert. Der Wert bestimmt die Energien, die für eine Handlung aufgewandt werden soll, hat also eine selektive Funktion. Daraus wird in Auseinandersetzung mit der sozialen Umwelt ein System von Handlungsnormen entwickelt. Besonders in der Entwicklung der Moral wird der affektive Bereich wirksam. Die ursprünglichen spontanen Gefühle werden sozial überformt zu »sozialen und besonders [...] moralischen Gefühlen«, die nicht zuletzt Stabilität der Emotionen gewährleisten (Piaget 1995: 108 ff.).³³

33 Piaget setzt auch die Sozialität von Emotionen erst in einem relativ späten Stadium an. Mit dem 4. Stadium, der sensomotorischen Intelligenz, setzen weitere Differenzierungen ein. Interessen werden koordiniert, es beginnt sich eine Hierarchie von Werten auszubilden und eine »Dezentrierung« der Gefühle setzt ein, »das heißt, die Gefühle beginnen, sich auf andere Personen zu richten, insofern diese vom eigenen Körper unterschieden werden können.« (Piaget 1995: 57) Er geht ausdrücklich davon aus, dass das Personenbewusstsein sich erst nach dem Gegenstandsbewusstsein bildet (Piaget 1995: 59).

Jeder Erfahrungsakt ist demnach emotional grundiert, womit auch die daraus resultierenden Typen und Schemata entsprechende emotionale Bestimmungen enthalten. Diese Elemente dienen nach Piaget der »Energiezuweisung«, was einer selektiven Hierarchisierung der kognitiven Operationen entspricht, der Ordnung und Orientierung von Typen und Schemata. Wenn die Verankerung von Emotionalität in körperlichen Prozessen berücksichtigt wird, liegt die Verbindung zum parallelen Modus der Erfahrungsverarbeitung nahe. Von hier aus könnte Emotionalität in Anlehnung an Bartlett als der parallele Modus der Selektivität bezeichnet werden. Zusätzlich zu den impressiven und expressiven Komponenten lässt sich damit eine selektive Funktion von Emotionen konstatieren.

Auch wenn hier der Ausgang von der Subjektivität genommen wurde, sollte doch deutlich geworden sein, dass emotionale Generalisierungen immer vor einem Horizont von Sozialität geschehen. Das wird insbesondere in den sozialisatorischen Interaktionen deutlich, die ebenfalls immer emotionale Anteile enthalten. Die Sozialität der Emotionen entwickelt sich sowohl bei Scheler als auch aus strukturgenetischer Perspektive in den Wertstrukturen und in der Entwicklung der Moral, wenn diese Entwicklung ontogenetisch auch sehr spät angesetzt wird. Diese Formen könnten, unabhängig von der Genese, als soziale bzw. sozial geprägte Generalisierungen von Emotionalität gefasst werden. In einem nächsten Schritt wird deshalb die Emotionalität in sozialisatorischen Interaktionen in den Blick genommen.

§ 23 Emotionen und Sozialisation

Es ist mit Piaget davon auszugehen, dass sich die affektiven Generalisierungen und die affektiven Anteile von Typen und Schemata genauso entwickeln wie die kognitiven, also auf Grundlage einer minimalen biologischen Struktur, den »Instinkten«, »Trieben« und Bedürfnissen. In Auseinandersetzung mit einer widerständigen Umwelt generiert das Kind auf dieser Basis analog zu den kognitiven Schemata, oder als Anteil von ihnen, affektive Strukturen. Die wesentliche Entwicklungsbedingung, auch (und vor allem) im affektiven Bereich, ist die sorgende Pflegeperson, korrespondierend zu deren Verhaltensweisen das Kind Schemata aufbaut. Mit Bartlett ist an dieser Stelle wieder das selektive Potential von Emotionen zu betonen, das sich bei Piaget hinter den Begriffen des Wertes, des »Interesses« und des Willens, dem »Äquivalent zu den Operationen der Intelligenz im Gefühlsbereich« (Piaget 1995: 109) verbirgt.

Säuglinge zeigen sehr früh intensive sensomotorische Aktivitäten, wie Blickverhalten, Kopfbewegungen und Gesichtsausdrücke. Diese Verhaltensweisen müssen selbst

Erst mit der Entwicklung der Symbolfunktion, wenn auch die Intelligenz sozialisiert wird, findet Piaget zufolge auch ein Gefühlsaustausch mit anderen Personen statt. Für eine Kritik daran vgl. etwa Sutter 2009.

keineswegs intentional oder gar sozial gerichtet sein, um viele Anschlussmöglichkeiten für die »Säuglingshermeneutik« der Pflegepersonen zu bieten. Sutter spricht von der »latenten Soziabilität des Neugeborenen« (Sutter 1999b: 143). Pflegepersonen reagieren auf diese Verhaltensweisen und regen so Wiederholungen und Generalisierungen an. Solche ontogenetischen Interaktionen enthalten immer auch einen Anteil affektiver »Kommunikation« von seiten der Pflegepersonen und der Säuglinge. Jene rekurren dabei auf die sozialen und kulturellen Muster des Umgangs mit Säuglingen, diese entwickeln und ordnen ihre bedürfnisgrundierten Schemata. In den immer wieder wiederholten Interaktionen und einer feiner werdenden inneren Differenzierung der Assimilation differenzieren sich Affektschemata auf Basis der innersensorischen und viszeralen Wahrnehmungen des Säuglings aus. Das wiederum führt zur Ablösung des angeborenen, aber sehr unspezifischen Signalsystems des Säuglings durch ein mehr und mehr an die soziale Umgebung angepasstes. Gekoppelt mit den inneren Wahrnehmungen und den kommunikativ-affektiven Interaktionen mit den Pflegepersonen ergeben sich Schematisierungen, die in ihrem affektiven Gehalt stabilisierend und ordnend auf die sensomotorischen Schemata wirken. Die affektiven Schemata sind dann wiederum selbst Bestandteil und Grundlage von sozialisatorischen Interaktionen.

Krause geht davon aus, dass auf seiten der Säuglinge ein Affektsignalsystem existiert, »das in unspezifischer Weise darüber Informationen liefert, daß eine Störung [...] vorliegt«. Die Pflegepersonen verfügen dagegen über ein »organisiertes System des Affektverstehens und des Affektencodierens« (Krause 1983: 1024), sowie über ein Repertoire an Handlungen zur Behebung der Störungen. Damit entsteht eine affektive Interaktion, in der Form,

»daß die Affektvokalisierungen, die mimischen Interaktionen und die Körperrhythmen zwischen Mutter und Kind ganz von Anfang an dialog-ähnliche Strukturen haben und die Vorläufer der gesprochenen Sprache darstellen.« (Krause 1983: 1026)

Emotionen sind damit nicht nur auf die subjektive Ebene beschränkt, sondern beinhalten eine Interaktionskomponente. Auch wenn deswegen noch nicht von einem »Vorläufer der Sprache« gesprochen werden kann, gilt es zusätzlich, höherstufige soziale Ebenen jenseits der Interaktion, also die kulturelle Überformtheit der Emotionen, zu berücksichtigen.

»Eine Kultur hat es weitgehend in der Hand, bestimmte Affekte zu verbieten, zu fördern oder überhaupt ein bestimmtes Ausdrucksverhalten zu verlangen. [...] Ebenso kann sie bis zu einem gewissen Grade bestimmen, welche Auslöser welche Affekte produzieren sollen. Das unterliegt kulturellen Setzungen.« (Krause 1983: 1039)

Emotionen als ordnende und orientierende Schemata oder Schemaanteile der Erfahrungsverarbeitung werden in den rekursiven Prozessen der sozialisatorischen Typisie-

nung und Schematisierung aufgebaut, wobei sie eine starke Verankerung im körperlichen Bereich haben, aber auch aufgrund ihres ordnenden und damit auch selektiven Potentials eine wichtige Komponente in Interaktionen sind und so nach und nach sozial und kulturell aufgeladen, abgestimmt und überformt werden. Die Sozialität von Emotionalität würde sich demnach in zwei Formen zeigen: zum einen in der Generalisierung der selektiven Funktion als Wert, Moral und, in reflektierter Form, als Norm, zum anderen in der kulturellen Überformung der expressiven Komponente der emotionalen Äußerungen. Von hier aus kann nun die Gedächtniswirkung der emotionalen Elemente konzeptualisiert werden.

§ 24 Emotionen und Gedächtnis

Emotionen sind demnach generalisierte Komplexe aus sozial gerichteten und kulturell geformten Körperreaktionen. Sie enthalten einen impressiven und einen expressiven Anteil und haben selektive Funktion. Sie werden meist nicht bewusst-reflexiv verhaltenswirksam, eine Versprachlichung ist schwierig, oft unmöglich. Die emotionale Interaktion auf vorbegrifflicher Ebene spielt eine Schlüsselrolle in der Mutter-Kind-Interaktion. Hier richten sich körperliche Strukturen und Prozesse an der Interaktion und am sozialen und kulturellen Horizont aus, werden typisiert, schematisiert und in ihrer Ordnung wieder abgerufen.

Diese selektive Funktion von Emotionen wird auch in den Neurowissenschaften gesehen, da eine anatomische Lokalisation (eventuell im sogenannten Corpus amygdaloideum) nicht sicher bzw. nicht allein ausschlaggebend ist. Demnach sind Emotionen

»particular types of information-processing schemes, which enable evaluation of the meaning of events for an individual's well-being and provide the basis for directing action.« (Bucci 1997: 128 f.)

Diese Selektivität wirkt dann auch in der Verarbeitung von aktuellen Eindrücken mit Hilfe dieser emotional grundierten Generalisierungen. Die Evaluierung erfolgt anhand der assoziativen Verknüpfungen der Typen und Schemata, die den je aktuellen Horizont der Auslegung bestimmen.

Beispiele für parallele Verarbeitung mit besonderer emotionaler Konnotation sind für Bucci der Geruchs- und der Geschmackssinn. Für den Geruchssinn gibt es keine diskreten Einheiten oder Vorstellungen für die Kategorisierung von Wahrnehmungen. Es fällt schwer, einen Geruch genau zu beschreiben und einzuordnen, obwohl der menschliche Geruchssinn durchaus feine Unterschiede wahrnehmen kann. Explizite Ein- und Zuordnungen erfolgen reflexiv nur in grobe Bereiche. Gerüche scheinen auch nicht in diskreten Einheiten erinnert zu werden, sondern vor allem im Zusammenhang eines Erlebnisses, oft einer ganzen Situation (Bucci 1997: 118 ff.). Geruch und

Geschmack erwecken einen höheren Anteil emotionaler Erinnerungen als Bilder oder Worte, ein Zusammenhang den schon Marcel Proust entwickelt hat:

»Aber wenn von einer früheren Vergangenheit nichts existiert nach dem Ableben der Personen, dem Untergang der Dinge, so werden allein, zerbrechlicher aber lebendiger, immateriell und doch haltbar, beständig und treu Geruch und Geschmack noch lange wie irrende Seelen ihr Leben weiterführen, sich erinnern, warten, hoffen, auf den Trümmern alles übrigen und in einem beinahe unwirklich winzigen Tröpfchen das unermeßliche Gebäude der Erinnerung unfehlbar in sich tragen.« (Proust 1979: 66 f.)

Zu diesem Schluss kommt Proust, als anlässlich einer in Tee getränkten Madeleine Szenen der Jugend erinnert werden. Die geweckten, assoziativ hervorgerufenen »unermeßlichen Gebäude der Erinnerung« werden explizit mit den sensorischen Erfahrungen assoziiert. Dabei werden jedoch nicht die Emotionen selbst in ihrer vergangenen Qualität erinnert, sondern die mit diesen Emotionen grundierten Erfahrungen. Das rückt Emotionen in die von Schütz konzeptualisierten »wesentlich aktuellen Erfahrungen«,

»welche zwar in ihren jeweiligen Jetztphasen erlebt werden, auf die aber entweder überhaupt nicht oder nur in einem äußerst vagen Zugriff reflektiert werden kann und deren Reproduktion über die bloße Leervorstellung des ›Etwas erlebt habens‹ hinaus – also in anschaulicher Weise – nicht gelingt.« (Schütz 2004b: 147)

Emotionen selbst werden nicht direkt erinnert, sondern über den Umweg der Rekonstruktion einer vergangenen Situation, die diese Emotion hervorgerufen hat. Emotionalität, so lassen sich die Überlegungen zusammenfassen, hat im Zusammenwirken der impressiven und expressiven Komponenten insbesondere eine selektiv-ordnende Funktion für die parallel verarbeiteten Typen, Muster und Schemata. Wenn mit Piaget davon ausgegangen wird, dass der menschliche Weltzugang immer aus emotionalen und reflexiv-kognitiven Operationen zusammengesetzt ist, wirken Emotionen in jeder Form der Erfahrung und Erfahrungsverarbeitung. Sie sind damit *ein* ordnender und orientierender Faktor, insbesondere in den individuellen Formen von Gedächtnissen,³⁴ wirken aber aufgrund ihrer pragmatischen Relevanz durchaus auch auf sozialen Ebenen. Wenn sie über Werte und Moral einerseits und kulturelle Überformungen andererseits auch auf höherstufigen sozialen Ebenen wirksam werden, können sie auch dort eine selektive Funktion wahrnehmen (ein Beispiel wären Semantiken der kollektiven Identität, die durchaus entsprechend ihrer emotionalen Komponenten geordnet sein können). Emotionalität wirkt so sowohl in den Operationen der Erfahrungsverarbeitung als auch in der aktuellen Präsentation der verarbeiteten Generalisierungsschemata.

³⁴ Im Falle traumatischer Erfahrungen greifen Emotionen über Verdrängungsprozesse und Dissoziationen direkt in die Prozesse der Erinnerung ein, vgl. Felman und Laub (1992) oder Rosenthal (1997).

2 Grundbegriffe I: Generalisierung

In beiden Fällen werden selektive Muster wirksam, die sich mit anderen selektiven Mustern kreuzen können, und so in die statthabenden Sinnvollzüge eingehen.

Im parallelen Modus der Erfahrungsverarbeitung bilden sich eigene Formen der Generalisierung und zwei eigene Mechanismen der Selektivität heraus, der emotionalwertende und der pragmatische. Der parallele Modus ist zwar eng an die körperlich-physiologischen Abläufe gebunden, bildet sich aber in permanenter pragmatischer Auseinandersetzung mit der sozialen Umwelt heraus und kann sowohl soziale Formen aus sich heraus entwickeln (vgl. unten § 42) als auch sozial geformt werden (etwa mit Techniken der Disziplinierung, wie Foucault (1977) gezeigt hat). Aber die parallele Form der Erfahrungsverarbeitung ist meist begleitet von einer zweiten Form, der sequentiellen Verarbeitung.

2.4 Sequentielle Verarbeitung

Die Generalisierungsformen der Typen, Muster und Schemata sind sowohl onto- wie phylogenetisch vorgängig zu einer anderen Form der Erfahrungsverarbeitung: der an die sequentielle Anordnung von Lauten gebundenen sprachlichen, und darauf basierend, den unterschiedlichen medial-sequentuellen Formen.³⁵ Die Bindung an mit Interpretationsmustern verknüpften (sprachlichen) Symbole erfordert und ermöglicht eine andere, in gewisser Weise losgelöste Form der Erfahrungsverarbeitung. Gerade im Sprechen wird zwar deutlich, dass in und unterhalb der sequentiellen Verarbeitung auch eine parallele Verarbeitung notwendig und wirksam ist (etwa die Steuerung der Sprechorgane), die bildet jedoch nur die Grundlage für eine andere Form, die mit der Aneinanderreihung von diskreten Elementen arbeitet. Diese sequentielle Form der Erfahrungsarbeitung wird im Folgenden anhand der spezifischen Form der sprachlichen Generalisierung mit Schütz und Luckmann entwickelt, bevor die Frage der Intersubjektivität bzw. Sozialität darin diskutiert wird. Schließlich werden die Generalisierungsformen der Semantik und der Formalisierung entwickelt.

§ 25 Generalisierung und Sprache

Die Entwicklung des Verhältnisses von Generalisierung und Sprache geht aus von Luckmanns und Schütz' Überlegungen.³⁶ Damit soll die Verbindung zu den generalisierenden Prozessen der Typisierung gewahrt bleiben, um in der Folge die Spezifika der sequentiellen Verarbeitung herauszuarbeiten. Bei Luckmann und Schütz sind sowohl

35 Vgl. für eine etwas anders gelagerte Entwicklung dieses Zusammenhangs Srubar 2009a.

36 Es ist zu beachten, dass die im Folgenden zitierten Ausführungen vor allem von Luckmann stammen. Bei Schütz findet sich nur die Problemstellung: »Noch zu analysierende Hauptfrage: Wie kommt es vom Typus zum Begriff?« (Ibid. Nr. 1040) Schütz und Luckmann (1990: 261)

»Typ-Konstitution wie Typ-Struktur grundsätzlich ohne Sprache denkbar, wie ja auch in gewissem Sinn ›vorsprachliche‹ Erfahrungen gedacht werden können. Dies gilt in zweifacher Weise. Erstens liegen die Fundierungsverhältnisse so, daß die Struktur der Sprache Typisierung voraussetzt, nicht aber umgekehrt. Zweitens sind empirisch-genetisch typisierende Schemata durchaus auch schon bei Kindern, die noch nicht sprechen, nachzuweisen.« (Schütz und Luckmann 1979: 280)

Die Prozesse der parallelen Generalisierungen werden zu einer Voraussetzung der sprachlichen Struktur, ja auch zu einer Voraussetzung des ontogenetischen Spracherwerbs. Das geht konform mit Piagets Analysen der Ontogenese. Dabei gilt es jedoch die sprachliche Erfahrungsverarbeitung vor dem hier am Horizont liegenden, für soziale Gedächtnisse hochrelevanten Problem der Semantik genauer zu fassen:

»Die Sprache ist ein System typisierender Erfahrungsschemata, das auf Idealisierungen und Anonymisierungen der unmittelbaren subjektiven Erfahrung beruht. Diese von der Subjektivität losgelösten Erfahrungstypisierungen sind sozial objektiviert, wodurch sie zu einem Bestandteil des dem Subjekt vorgegebenen gesellschaftlichen Apriori werden.« (Schütz und Luckmann 1979: 282)

Sprache (be)ruht auf der »unmittelbaren subjektiven Erfahrung«, also in der hier entwickelten Terminologie auf den parallel verarbeiteten Generalisierungen der Erfahrungsverarbeitung, und gewinnt ihre ebenfalls generalisierten Schemata durch die Prozesse der Idealisierung und Anonymisierung. Diese Verbindung zwischen den generalisierten Typen und der Sprache wird auch mit der Metapher der »Verschränkung« belegt. An dieser Stelle gilt es einerseits den Prozess der Loslösung und Objektivierung zu diskutieren, und das »System typisierter Erfahrungsschemata« in den Blick zu nehmen.

Die Operation der Umsetzung von Erfahrung in ein solches System wird bei Schütz/Luckmann als Nachbildung charakterisiert: insofern als die in »einer Gesellschaft bzw. relativ natürlichen Weltanschauung vorherrschenden und relevanten Erfahrungsschemata in der Gliederung der Sprache in semantisch-syntaktischen Feldern ›nachgebildet‹ sind« (ebd.). Im weiteren wird der Prozess der Umsetzung von Typisierungen in Sprache als Objektivierung gefasst:

»Die Sprache ›enthält‹ in einem einheitlich objektivierenden Medium die über viele Generationen angehäuften und als bewährt bestätigten Ergebnisse der Typenkonstitution und Typenabwandlung. Jeder Typ findet durch sprachliche Objektivierung einen ›Stellenwert‹ in der semantischen Gliederung der Sprache.« (ebd.)

Das in diesen Zitaten aufgerufene Fundierungs- und Entsprechungsverhältnis von Typik zu Sprache übernehmen Luckmann und Schütz im Grundsatz von Husserl und bezeichnen die Transformationsprozesse als Idealisierung, Anonymisierung und Objektivierung.

Bei Luckmann und Schütz sind die durch Nachbildung konstituierten sprachlichen Typen dann eingebettet in einen, (man ist versucht zu schreiben: emergenten) Typisierungszusammenhang, der von subjektiver unmittelbarer Erfahrung entkoppelt ist. In diesem System von Differentialitäten haben sprachliche Typen ihren spezifischen Stellenwert in Differenz zu anderen Typen, In der Versprachlichung werden Typen »aufeinander aufgestuft und wechselseitig abhängig« (ebd.), semantisch gegliedert und syntaktisch kombinierbar. Dieses überindividuelle System der sprachlich-semantischen Erfahrungsablagerung wird damit zu einem übergenerationell vorhandenen Wissensvorrat.³⁷

Eine solche Konzeption des Verhältnisses von Typik und Sprache kann in zweifacher Hinsicht nicht überzeugen. Zum ersten fehlt eine Erklärung für die Konstitution von inter- bzw. transsubjektiv gültigen Typen (§ 26). Und zweitens wird davon ausgegangen, dass sprachliche Typiken dieselbe Struktur und denselben Verarbeitungsmodus haben wie nichtsprachliche. Wenn jedoch die oben entwickelten Spezifika der parallelen *Verarbeitung* (fehlende Diskretheit, Implizitheit etc.) ernst genommen werden, ergibt sich genau an diesem Punkt ein Problem: der Bruch zwischen impliziten, nichtsprachlichen Typen und den sprachlich gefassten Typisierungen.³⁸ Versprachlichung ist dann keine bloße Vergegenständlichung, keine Nachbildung mehr, sondern eine spezifische Form von Transformation, deren formierende Potentiale genauer ausgelotet werden müssen (§ 27). Objektivierung verdeckt in dieser Fassung mehrere Übergänge: von unmittelbarer Wahrnehmung zu typisierter Erfahrung, von typisierter Wahrnehmung zu versprachlichtem Sediment, von subjektiver zu intersubjektiver Typisierung.

Vor dem Hintergrund der entwickelten Probleme lässt sich das Verhältnis von Typik und Sprache aus einer phänomenologischen Perspektive genauer fassen, wenn mit Ricoeur die Differenzierung zwischen der Sprache und dem Diskurs, also der Sprache als Struktur und dem einzelnen Sprachereignis bzw. dem je aktuellen Sprachgebrauch (Ricoeur 1978) eingezogen wird. Der diskursive Sprachgebrauch weist dabei die Merkmale der Zeitlichkeit, der (reflexiven) Bezogenheit auf Subjektivität und schließlich Bezüge auf eine Welt auf. Im Akt des Sprechens kommt es zu einer »intentionalen Exteriorisierung«. Im je konkreten Sprechen werden entsprechend der Intentionalität eines Sprechers Sprachelemente in einen zeitlichen Ablauf gebracht, um einen Bezug

37 Die Parallelen zu den Prozessen der Externalisierung und Internalisierung in der »gesellschaftlichen« Konstruktion der Wirklichkeit sind unverkennbar (Berger und Luckmann 1998).

38 Vgl. dazu auch die Überlegungen von Lohmar (2008), der bei Husserl von einem »Anschauung verschaffenden Aktgefüge« (170) ausgeht und daran unterschiedliche Repräsentationssysteme anknüpft bzw. »anschmilzt«, Sprache, Gesten, szenische Bilder und Gefühle.

auf eine Welt zu formulieren. Dabei finden mehrere Selektionsprozesse statt: in Bezug auf die Sprachelemente, in Bezug auf die Intention und in Bezug auf den referenzierten Welthorizont.

Diese Differenz von Sprache als horizonthafter Struktur und Sprechen als Aktualisierung aus diesem Horizont heraus ermöglicht die Frage nach dem Verhältnis von Subjektivität und höherstufigen sozialen Gegebenheiten und weiter, bezogen auf die Semantik, die Fragen der Selektion, Distribution und Variation von Sememen, die aus der Struktur der Sprache allein nicht erklärt werden kann. Wann und unter welchen Umständen zählt denn jeder Fluch der Ruderer auf den Galeeren? Bevor das Problem der semantischen Generalisierungen weiter diskutiert wird, erfolgt In einem nächsten Schritt die Untersuchung des Verhältnisses von Sprechen und Intersubjektivität.

§ 26 Das Sprechen und die Intersubjektivität

Um das Verhältnis von Sprechen und Intersubjektivität genauer zu fassen, ist es hilfreich, einen Blick auf Schütz' Kommunikationstheorie zu werfen, wie er sie in dem Aufsatz »Symbol, Wirklichkeit und Gesellschaft« entwirft.

Kommunikation findet demnach immer »innerhalb der Wirklichkeit der Außenwelt« statt. Sie setzt voraus, dass die Deutungsschemata von Mitteilendem und Deutendem im *wesentlichen* übereinstimmen (wobei nie eine vollständige Identität eintreten kann), erfolgreiche Kommunikation setzt deshalb entsprechende Übereinstimmungen der Relevanzsysteme voraus. Der Erfolg einer Kommunikation im pragmatisch-diskursiven Sinn ruht dementsprechend auf einer Grundlage von Typisierungen, Abstraktionen und Standardisierungen. Diese Grundlage wird aufgrund der bisherigen Erfahrungen, »solange kein Gegenbeweis vorliegt«, als intersubjektiv gültig und selbstverständlich gegeben angenommen (Schütz 2003b: 163).

Die Besonderheit dieser Grundlage (oder des Rahmens der Kommunikation) ist nun, dass sie intersubjektiven bzw. übersubjektiven Charakter hat. Sie gilt in der gesamten Welt des Alltags in aktueller und potentieller Reichweite, im geschlossenen Sinngelb der Alltagswelt. Die Grundlage für die *Geltung* dieser intersubjektiven Typisierungen und Standardisierungen ist Schütz zufolge eine Idealisierung: die Generalthese der Reziprozität der Perspektiven und die damit vorgenommene *Ersetzung* der »Gedankenobjekte der privaten Erfahrung durch typisierende Konstruktionen gemeinsamer Gedankenobjekte« (Schütz 2003b: 160). Erst damit ist die für Kommunikation notwendige »wesentliche« Übereinstimmung der Interpretationsschemata gegeben. Diese Idealisierungen erhalten durch Kommunikationssituationen selbst Bestätigung oder Widerlegung, werden sozusagen in der Kommunikation pragmatisch kontrolliert. Ebenso werden die inneren Zeitabläufe der Kommunizierenden im Gespräch aufeinander und auf eine Welt hin abgestimmt, es formieren sich im pragmatischen, sequentiellen

Vollzug der Kommunikation »intersubjektive Zeitvorgänge« (Schütz 2003b: 161). An dieser Stelle ist auf die enge Verbindung der analytisch getrennten Modi der parallelen und sequentiellen Erfahrungsverarbeitung hinzuweisen, wie sie etwa in der impliziten Grundierung in Form von Typiken, Schematisierungen und impliziten Regeln der Interaktionssituationen aufscheint (vgl. dafür beispielhaft Loenhoff 2012).

Im konkret-situativen Sprechen werden die vorhandenen sprachlichen Generalisierungen aktualisiert, d. h. gebraucht *und* in diesem Gebrauch pragmatisch ausreichend aufeinander abgestimmt. Sie werden dabei rekursiv verändert, also zumindest minimal mit den Bedingungen der gegenwärtigen Situation aufgeladen. Sprachliche Generalisierungen haben eine Geltung, die über die je aktuelle Verwendung hinausreicht, auch jenseits der je aktuellen Interaktion (vgl. unten 2.5). Ihren Bedeutungen kann aber mit jeder intersubjektiv-situativen Aktualisierung auch ein je spezifischer, varianter Bedeutungsanteil hinzugefügt werden, so dass sich in stabileren Formen von Interaktion und Kommunikation spezifische, teilweise für Außenstehende nicht verständliche Semantiken ausbilden können. In diesen Variationen liegt aber auch das kreative Potential des Sprechens, das, wenn sie sich entsprechend verbreiten (und auch medial manifestieren), auch zu Veränderungen mit transsubjektiver Geltung führen kann.

In der aktiven, pragmatischen Auseinandersetzung mit der sozialen Umwelt entwickeln sich übergreifende, auch und vor allem sprachliche Generalisierungen, Semantiken, die als solche eine zentrale Rolle für die soziale Erfahrungsverarbeitung und vor allem für die Tradierung der Erfahrungsverarbeitung spielen. Semantiken stehen im Horizont jeder versprachlichenden Aktivität zur Verfügung und werden mit jeder stattfindenden Aktualisierung bestätigt *und* potentiell verändert. Ihre Stabilisierung erfolgt in differenzierten Gesellschaften auf höherstufigen sozialen Ebenen, von wo aus die je aktuelle Geltung gestützt und stabilisiert wird (vgl. unten § 53). Im nächsten Schritt werden die spezifischen Eigenschaften der sprachlichen Generalisierungen untersucht.

§ 27 Die Differenzen der Sememe

Die sprachlichen Typen, im Folgenden als Sememe bezeichnet, mögen zwar ebenfalls in mit Schütz herausgearbeiteten konnektivistisch-verdichtenden Generalisierungsprozessen entstehen, aber das bedeutet nicht, dass sie den parallel verarbeiteten Generalisierungen gleich wären. Wenn der *linguistic turn* etwas gezeigt hat, dann, dass Sprechen und Sprache spezifische Eigenschaften im Sinne einer Eigenständigkeit und Eigenlogik haben, die sie von den oben entwickelten Eigenschaften der impliziten Typiken und ihrer Prozessualität grundlegend unterscheiden:

1. Sememe sind an die Materialität diskreter Signifikanten gebunden, und damit an eine spezifische Sequentialität.

2.4 Sequentielle Verarbeitung

2. Sie lassen sich relativ gut voneinander abgrenzen und kategorisierend ordnen. Gleichzeitig wirken sie im Gebrauch abgrenzend und kategorisierend.
3. Sie unterliegen expliziten, sozial generalisierten Regeln der Syntax und Grammatik, und zeigen damit in gewisser Weise eine eigenständige, von den Subjekten teilweise abgekoppelte Prozessualität, weil Variationen nur in einem gewissen Rahmen möglich sind.

Dabei bleibt in der Verbindung der sprachlichen Bedeutungselemente, den Verschiebungen und Verdichtungen, das offen konnektivistische Element durchaus erhalten. Über emotionale Anteile in den Sememen kann auch eine assoziativ-parallele Verknüpfung erfolgen.³⁹ Im konkreten Sprechen wird auf die vorgegebene Sprachstruktur und ihre Regeln zurückgegriffen, allerdings aus dem je aktuellen biographischen und situativen Kontext heraus. Damit eröffnet sich auch die Möglichkeit die sprachlichen Typen zu variieren, ihnen die je kontextspezifischen neuen Bedeutungselemente beizulegen und so neue Relationen hinzuzufügen.

Aus diesen Eigenschaften folgt die spezifische Sequentialität der Sprache und des Sprechens und eine gewisse Eigenständigkeit der semantischen Typik bzw. Semantik im Verhältnis zur parallel verarbeiteten Typik. Diese Eigenständigkeit ist jedoch nicht im Sinne einer Unabhängigkeit zu verstehen, weil sich das konkrete Sprechen eben nicht unabhängig von Subjekten und damit auch nicht unabhängig von den impliziten Typisierungen ereignen kann. Aber die Logik der Entwicklung und Weiterentwicklung des Sprachlichen ist nicht an Intentionen oder subjektive Relevanzen gebunden, sondern folgt eigenen Regeln. Mit Schütz wurde deutlich, dass Kommunikation Übereinstimmungen in den Relevanzstrukturen bzw. die Ausbildung von intersubjektiven Relevanzstrukturen erfordert, deren Geltung nur rekursiv in der Kommunikation realisiert werden kann.

Was mit den herausgearbeiteten Differenzen zu den implizit-parallelen Generalisierungen jedoch ausgeschlossen wird, ist eine Gleichsetzung oder einfache Übertragung zwischen diesen beiden Bereichen des menschlichen Weltzugangs. Wenn Inhalte von der einen in die andere Form transformiert werden, unterliegen sie spezifischen, in- und transformierenden Veränderungen. Auch wenn der Prozess der Generalisierung

39 Solche emotionalen Anteile finden sich häufig in Semantiken der kollektiven Identität, etwa nationalen Semantiken, und machen einen nicht unerheblichen Teil der Wirkungs- und Verbreitungskraft dieser Sememe aus. Nach der Etymtheorie von Arno Schmidt gibt es auch das Selektionsprinzip der (klang-)assoziativen Weckung: »Also das bw spricht Hoch=Worte. Nun wißt Ihr aber, aus FREUD's ›Traumdeutung‹, wie das ubw ein eigenes Schalks=Esperanto lallt; indem es einerseits Bildersymbolik, andererseits Wort=Verwandtheiten ausnützt, um mehrere – (immer aber im Gehirn des Wirtstieres engbeieinanderlagernde!) – Bedeutungen gleichzeitig wiederzugeben. Ich möchte nun diese neuen, wortähnlichen Gebilde – die sowohlherzogen der scheinbaren Präzision der Normalsprache dienen; als auch den fehlustig=doppelzügelnden Amfibolien der ›Hinter=GEDanken – ›ETYMS‹ heißen: der obere Teil des Unbewußten: spricht ›Etym‹.« (Schmidt 2010: 30)

der gleiche oder ähnlich ist, entstehen doch durch die herausgearbeiteten Differenzen unterschiedliche Formen von Generalisierungen, die nicht einfach ineinander übertragen werden können. Die Versprachlichung etwa von olfaktorischen oder gustatorischen Wahrnehmungen oder auch von Emotionen macht diese Schwierigkeiten beispielhaft sichtbar.

Sememe haben aufgrund ihrer entwickelten Eigenart immer auch Gedächtniswirkung, d. h. sie rufen in ihrem Gebrauch auch immer vergangene Gebrauchsweisen in generalisierter Form auf, die damit implizit gelten oder auch explizit verändert werden können. Im Modus der sequentiellen Verarbeitung sind damit Sememe als eine Generalisierungsform identifiziert, die statische Verbindungen von sequentiellen sprachlichen Bedeutungselementen beinhaltet. Wenn diese Elemente in eine andere mediale Form gebracht werden (Schrift, Buchdruck), was selbst wieder eine variierende Transformation darstellt, erhöht sich aufgrund der dauerhafteren Materialität im Vergleich zur gesprochenen Sprache potentiell die Stabilität der Semantiken ebenso wie ihre Verfügbarkeit.

§ 28 Formate und Formalisierung

Eine andere Form der statisch-sequentuellen Generalisierung stellen Formate dar. In wiederholten sprachlichen Äußerungen oder auch sozialen Prozessen bilden sich generalisierte Formen heraus, die als solche wieder als Vorlage und Vorgabe für ähnliche Äußerungen gelten: ein Gruß, eine festliche Rede, eine Erzählung, etc. Die jeweiligen Formvorgaben stellen jeweils eine Kombination von explizierbaren Elementen dar. Solche Formate vervielfältigen sich und differenzieren sich insbesondere mit der Entwicklung von Medien sehr fein aus, man denke etwa an die Vielfalt von Textsorten. Daran wird auch deutlich, dass das Attribut ›statisch‹ sich nur auf die interne Konfiguration der Generalisierungen bezieht, die als solche eine durchaus dynamische Entwicklung erfahren können.

Formalisierung soll dagegen Generalisierungen bezeichnen, die in der sequentiellen Verarbeitung temporalisierte Elemente verknüpfen, explizierte und reflektierte Prozesse werden entweder analytisch in wiederholte und wiederholbare Verfahrensschritte aufgelöst und nach einem generalisierten Ablaufmuster zusammengesetzt. Oder aber in wiederholten Abläufen bilden sich »fast unbemerkt, jedenfalls unvermeidlich« (Luhmann 1997: 1106) Formalisierungen heraus, die dann zeichenhaft oder medial festgehalten werden. Es handelt sich also um analytische Auflösung und – oft explizit oder implizit mit Rationalität begründeter bzw. an zweckrationalen Überlegungen orientierter – sequenzierte Rekombinationen von einzelnen Verfahrensschritten. Formalisierungen sind immer explizit gemacht, sie werden an (mediale) Materialitäten gebunden, meist an Sprache oder Schriftlichkeit in ihren unterschiedlichen

Formen (Handschrift, Buchdruck oder im Falle von Computerprogrammen an elektronische Schriftlichkeit). Formalisierungen sind deswegen keineswegs als (rekonstruierte) Repräsentationen von Handlungsprozessen zu betrachten, sondern als explizierte Generalisierungen von repetitiven Handlungsfolgen. Insofern fallen in diesen Bereich auch Ritualisierungen, die ebenfalls nachahmbare und wiederholbare Handlungsfolgen, in ihrer Abfolge geregelte Formeln und Gesten beinhalten, die aber im Gegensatz zu den meisten Formalisierungen zusätzlich einerseits noch einen eigenen symbolischen Gehalt haben und andererseits auch auf körperliche Schemata zurückgreifen. Aufgrund ihrer Bindung an zeichenhafte oder mediale Materialitäten stehen Formalisierungen als Generalisierungen zur Verfügung und können in aktuelle Sinnvollzüge eingehen.

An dieser Stelle öffnet sich in modernen Gesellschaften ein weites Feld von Generalisierungs-Phänomenen. Unter den Begriff der Formalisierung fällt die »formal rationale ›Sachlichkeit‹ der Verwaltung im Gegensatz zu dem persönlichen freien Belieben und der Gnade der alten Patrimonialherrschaft« (Weber 1972: 565). Unter ihn fällt die »formale Rationalität der Geldrechnung« (Weber 1972: 56) wie die doppelte Buchführung. Formalisierungen sind auch die Entscheidungsprogramme von Organisationen, »Dienstwege«, Weisungsbefugnisse, festgelegte Arbeitsabläufe, kurz: alle formalen organisatorischen Programme. Ebenso sind die formalen Regeln des Rechts darunter zu fassen, »die streng juristischen Denkformen des römischen und des daran geschulten okzidentalen Rechts« (Weber 1988c: 2), die Gesetze, die in ihrer einzelfallbezogenen Spezifizierung in den rechtlichen Entscheidungen eine spezifische Eigenlogik entwickeln. Unter diese Kategorie fallen auch die Regeln und Regelungen des sprachlichen Ablaufs (etwa Grammatiken und Syntax), aber auch technische »Gestelle«, heutzutage insbesondere Computerprogramme, die Handlungsabläufe in feste Bahnen lenken. Computer sind in diesem Sinne soziale Gedächtnismaschinen nicht nur aufgrund ihrer Speicherfähigkeit, sondern vor allem aufgrund der wiederholten Abläufe, die in den Programmen festgelegt sind und die sie maschinell immer wieder strikt in den festgelegten Grenzen repetieren. So bahnen sie enge und in Wiederholungen stabile Weisen des Gebrauchs. Unter diesem Aspekt bahnen auch bauliche und architektonische Gegebenheiten die Möglichkeiten ihres Gebrauchs, formalisieren Wohn-, Lebens- und Arbeitsverhältnisse, von der »guten Stube« bis hin zum Wohnzimmer, von Benthams Panoptikum bis hin zum Großraumbüro.⁴⁰

Formalisierungen als Generalisierungen von Abläufen, Verfahrensschritten und Handlungsketten sind zentrale Ordnungs- und Stabilisierungsbausteine für gesellschaftliche Institutionen und Organisationen, weswegen ihre Bedeutung in den hochorganisierten Gesellschaften der Moderne enorm gewachsen ist.

Insgesamt konnte damit im Vorhergehenden die Erfahrungsverarbeitung in ihren unterschiedlichen Modi, parallel und sequentiell, und in ihrer doppelten Gedächtnis-

40 Zusätzlich zu dieser Strukturierung von Wiederholungen kann für Bauwerke auch die monumentale Erinnerungsfunktion wichtig werden, wie sie Jan Assmann (1988b) analysiert.

wirkung, Verarbeitung des Gegenwärtigen zu Generalisierungen und mit Generalisierungen, ansatzweise entwickelt werden. Die Generalisierung in unterschiedlichen Formen ist der basale Mechanismus der individuellen und sozialen Erfahrungsverarbeitung. Die sequentiellen Generalisierungsformen der Formalisierung und der Semantik sind dadurch ausgezeichnet, dass sie in ihren explizierten Formen eine Bindung an Medialität aufweisen. In einem nächsten Schritt ist deswegen der Begriff der Medialität in seinem Verhältnis zu Generalisierungen zu entwickeln.

2.5 Medien und Generalisierungen

§ 29 Zum Medienbegriff

Verarbeitetes Vergangenes, darin bestand eine der Einsichten von Halbwachs, wird in der Gegenwart in Sinnvollzügen rekonstruiert. Diese Rekonstruktion stützt sich in vielen, aber keineswegs allen Fällen auf Zeichen, auf persistente mediale (Re-)Präsentationen des Vergangenen. Daher sind Medien für den Zugang zu Vergangenen oft konstitutiv. Medien sind aber nicht einfach »neutrale« Überträger von Vergangenen, sie formieren vielmehr die Inhalte auf jeweils spezifische Weise in Bezug auf Verzeitlichung, soziale Reichweite und mögliche Anschlusspraxen. Deshalb werden in einem ersten Schritt die Formierungsqualitäten von Medien diskutiert, in einem zweiten Schritt wird die Differenzierung von Medien unter dem Aspekt ihrer Reichweite und ihres Gebrauchs untersucht.

Der menschliche Weltzugang ist auch medial, sprachlich geprägt. »Wirklichkeit« und »Wahrheit« können aus dieser Perspektive zu medialen Artefakten werden, weil Medialität zu einem wichtigen Element der individuellen wie der sozialen sinnvollziehenden Prozesse wird. Bezogen auf die Verfügbarkeit und Zugänglichkeit von Generalisierungen bedeutet das: die Medialität verändert den Inhalt bzw. das Archivierte: »Die technische Struktur des *archivierenden* Archivs bestimmt auch die Struktur des *archivierbaren* Inhalts schon in seiner Entstehung und in seiner Beziehung zur Zukunft.« (Derrida 1997: 35) Die medialen Voraussetzungen von Sinn sind der technischen Struktur des Mediums geschuldet und Effekt einer (vor-)selektierenden Bearbeitung.

»Im Filmatelier ist die Apparatur derart tief in die Wirklichkeit eingedrungen, daß deren reiner, vom Fremdkörper der Apparatur freier Aspekt des Ergebnis einer besonderen Prozedur, nämlich der Aufnahme durch den eigens eingestellten photographischen [Apparat] und ihrer Montierung mit anderen Aufnahmen von der gleichen Art ist. Der apparatfreie Aspekt der Realität ist hier zu ihrem künstlichsten geworden und der Anblick der unmittelbaren Wirklichkeit zur blauen Blume im Land der Technik.« (Benjamin 1977: 166)

Trotzdem wird gerade bei der Verwendung von Bildmedien und in vielen Fällen medialen Bezugs auf die Vergangenheit ein privilegiertes Verhältnis zum Ereignis behauptet, unterstellt und akzeptiert. Derrida erläutert das anhand der Photographie (und Barthes' Text »Die helle Kammer«):

»Im Unterschied zu Malerei und Literatur habe die Photographie etwas außerhalb ihrer selbst, außerhalb des Apparats, in sich selbst, in den Apparat aufgenommen. Jedenfalls nimmt man an, jedenfalls wird aus strukturellen Gründen unterstellt, sie habe diese unersetzbare Gegenwart eingefangen: *Das da ist ein einziges Mal dagewesen*, und die Singularität dieses ›einzigsten Mals‹ sei unwiderlegbar.« (Derrida und Stiegler 2006: 114)

Die Materialität des Mediums, etwa im Fall der Photographie, und die damit gegebene je spezifische Dauer verzeitlichen die in der Vergangenheit »eingefangene Gegenwart« und lassen sie, scheinbar unberührt von der Medialität, in die aktuelle Gegenwart hineinragen. Aber: die eingefangene Vergangenheit verliert dabei ihren damals aktuellen Kontext und muss neu kontextualisiert, in aktuelle Sinnvollzüge eingebaut, d. h. einer aktuellen Interpretation unterworfen werden (und das gilt auch, wenn medial eine vorgefertigte und verfügbar gehaltene Interpretation mitgeliefert wird). Was medial präsentiert wird, spricht eben nicht für sich selbst, sondern bedarf immer noch einer kulturellen Praxis der Rezeption. Diese kulturelle Praxis wird präformiert und gerahmt wird durch die Medialität, aber Medien bleiben immer angewiesen auf kulturelle Praxen der Interpretation.

Medialität als eine Fundierung des menschlichen Weltzugangs begreife ich nicht als neutrale Vermittlung, die keinen Einfluss auf den Inhalt des »Übertragenen« hat, aber ebensowenig als feststehende determinierende Struktur: Medien greifen qua ihrer spezifischen Medialität in die Rekonstruktion von Vergangenheit ein und formieren so das Vergegenwärtigte.

Durch die mediale Vergegenwärtigung von Generalisierungen tritt neben die »reale Realität« eine »semiotische Realität« (Luhmann 1997: 218) mit vielfältigen Verweisen auf unterschiedliche Vergangenheiten und Möglichkeiten der Wiederholung, der Zitation und der Aktualisierung. Bereits die scheinbare Flüchtigkeit des Sprechens schafft mit der Ausbildung von Semantiken als typisierten Bedeutungsschemata solche stabileren Generalisierungsformen. Mit der Verwendung von technischen Medien, in denen sich viele Generalisierungen semiotisch festhalten lassen, wird dann die Frage der Selektivität relevant, welche davon aktualisiert werden und welche latent bleiben.

Der Medienbegriff, so wie er im Folgenden Verwendung findet, bezeichnet neben der gesprochenen Sprache technische ›Instrumente‹ der Kommunikation. Um diese erst einmal nur extensionale Bestimmung des Medienbegriffes zu spezifizieren, beziehe ich mit Krämer (2000b: 10 ff.) drei »Knotenpunkte des Mediendiskurses«, das Ver-

hältnis von gesprochener zu geschriebener Sprache (a), technische Medien (b) und Massenmedien (c) auf Generalisierungen:

- a) Grundlegend für Generalisierungen oder für eine »gesellschaftliche Erfahrungsablagerung« sind Zeichensysteme (Berger und Luckmann 1998: 72), zuerst die Sprache. Sie wird zum Medium und zum formierenden Moment von Wissen und von Gedächtnis (vgl. Berger und Luckmann 1998: 72 f.). Auch für Halbwachs ist Sprache das zentrale Medium des kollektiven Gedächtnisses (vgl. Halbwachs 1985a: 124). Gesprochene Sprache formiert soziale Generalisierungen, weil sie die »Gleichzeitigkeitsprämisse [der Beobachtung durchbricht] und eine vorbereitende Synchronisation von zeitdistanten Ereignissen« (Luhmann 1997: 215) ermöglicht. In der Iteration von Worten und Sätzen wird die Bedeutung stabilisiert und durch die Iteration in verschiedenen Kontexten die Bedeutung verallgemeinert. Mit der Einführung der Schrift verändern sich die Möglichkeiten der Wiederholung. Während orale Kulturen nur über die Kombination von Versmaß mit feststehenden Formeln, Plots und Themen memorieren und reproduzieren (vgl. Ong 1982: 58 f.), kann in literaten Kulturen wörtlich zitiert und wiedergegeben werden. D. h. die Einführung der Schrift führt zu neuen Praxen und einer andersartigen Dauer des Verschrifteten⁴¹, und damit zu erweiterten Möglichkeiten für die Aktualisierung von Generalisierungen. Dabei ist nicht von einer Ablösung der oralen Tradierungsformen auszugehen, sondern von einer Ausdifferenzierung der medialen Formen, in der auch mündliche Überlieferungsformen bis heute neben den schriftlichen weiterbestehen.
- b) Technische »Instrumente« der Kommunikation wie Schrift, Buchdruck, Fotografie, Television oder Kinematographie lösen das Sprechen, Sehen und Hören von der leiblichen Anwesenheit am Ort des Ereignisses sowie des kommunikativen Aktes und ermöglichen so Kommunikation von räumlich und zeitlich Distantem. Gleichzeitig wird über die in diesen Techniken inhärente materielle Persistenz die jeweilige Information je spezifisch verzeitlicht. Die Technik selbst setzt einen Rahmen für räumliche, zeitliche und soziale Praxen der Aneignung und des Gebrauchs, und insofern ist die Medientechnik für eine Theorie sozialer Gedächtnisse relevant.
- c) Neben dem sprachlichen und dem technischen Aspekt sind Medien auch unter dem Aspekt ihrer sozialen Reichweite relevant. »Was wir über unsere Gesellschaft, ja über die Welt, in der wir leben, wissen, wissen wir durch die Massenmedien.

41 Es geht dabei nicht um eine Entgegensetzung von Monument und Wiederholung, wie es Jan Assmann in »Stein und Zeit« versucht. Im Gegenteil, sowohl das Monument, der schriftliche Text, erfordert eine Eingliederung in konkrete Praxen in Form einer Wiederholung (allerdings in stabilerer Form), ebenso wie auch die Wiederholung, die mündliche Erzählung eine stabile »monumentale« Struktur erfordert, die wiederholt werden kann. Vgl. Winkler (2004: 110 ff.).

2.5 Medien und Generalisierungen

Das gilt nicht nur für unsere Kenntnis der Gesellschaft und der Geschichte, sondern auch für unsere Kenntnis der Natur.« (Luhmann 1996: 9) Neue Massenmedien sind dabei im Anschluss an Luhmann und Wehner nicht als das Erreichen einer nächsten Stufe oder einfach als Ersatz für ältere zu fassen, sondern als neue Formen in einem Prozess der fortschreitenden Medienevolution und Mediendifferenzierung (vgl. Luhmann 1996; Wehner 1997). Prozesse der Massenkommunikation haben eine je spezifische soziale Reichweite. Die Differenzierung der Gesellschaft und der Medienkonfigurationen sorgen, neben der Differenzierung privat/öffentlich, auch für eine Differenzierung und Pluralisierung von Öffentlichkeiten (vgl. etwa Dewey 1926: 112 ff.). Die quer dazu liegende Mediendifferenzierung führt dazu, dass das gleiche Medium je nach Situation, in dem es fungiert, einen verschieden großen Wirkungsraum haben kann und dass in jeder Situation eine Vielzahl von medialen Angeboten zur Verfügung stehen kann.

Der bisher extensional spezifizierte Medienbegriff lässt sich aufgrund dieser Überlegungen auch intensional füllen: die als Medien bezeichneten Instrumente der Kommunikation (Sprache und technische Kommunikationsinstrumente) prozessieren Kommunikation und formieren Generalisierungen auf je spezifische Weise in Bezug auf Verzeitlichung, soziale Reichweite und mögliche Anschlusspraxen. Diese Definition weist auf verschiedene Felder hin, die bei einer mediensoziologisch ausgerichteten Untersuchung beachtet werden müssen: Die Eigenlogik der Medien, die Interferenzen der verschiedenen Medien oder Medienkonfigurationen, der subjektive Umgang mit den präsentierten Medienkonfigurationen und -inhalten sowie der Einbau in den eigenen Erfahrungszusammenhang und schließlich die Anschlusskommunikation, die soziale Aushandlung der Bedeutung von Medienangeboten.

Die Mediendifferenzierung wird schon in so kleinen sozialen Einheiten wie Familien deutlich. Entsprechende Studien, etwa Keppler (1994), und auch das Erlanger Forschungsprojekt »Soziale Gedächtnisse in differenzierten Gesellschaften« (vgl. Sebald u. a. 2011) zeigen vielfältige und komplexe Selektivitäten in Bezug auf die Mediennutzung: Tagebücher, Fotoalben, Dia- und Briefsammlungen, Videobänder etc. dokumentieren, konstatieren und präsentieren Vergangenes in meist nicht-öffentlich, also dialogisch oder individuell gebrauchten Medien. Auf der anderen Seite des Spektrums und auch in den familialen Situationen präsent steht die über Massenmedien organisierte gesellschaftsweite Kommunikation in differenzierten und pluralen Öffentlichkeiten.

Weil dasselbe Medium je nach Situation, in der es fungiert, einen verschieden großen Wirkungsraum haben kann und potentiell eine Vielzahl von medialen Angeboten zur Verfügung steht, verbietet sich eine feste Zuordnung von Medienform zu Formen sozialer Gedächtnisse ebenso wie eine mediendeterministische Deutung: prinzipiell ist die Beziehung zwischen Medienangeboten und Rezipienten textoffen (Sutter 1999a: 291). Diese Textoffenheit ermöglicht selektive Formen der Aneignung, der pragmati-

schen Integration in individuelle oder soziale Sinnvollzüge, der sozialen Aushandlung der (massen-)medial formierten Inhalte.

§ 30 Mediale Eigenlogik und Generalisierung

Die Medientheorie hat, im Anschluss an McLuhan (McLuhan 1995: 21 ff.) und poststrukturalistische Theorieentwürfe (vgl. exemplarisch: Kittler 1995; 1986; 1993; Baudrillard 1991), vor allem die Eigenlogik der Medien betont, die sowohl Produktion als auch Rezeption determinieren würden. Auch wenn man diese starke These der Unterwerfung des Subjekts unter das eigenständige mediale Prozessieren nicht teilt (vgl. Keppler 1994b), bleibt doch festzuhalten, dass die Eigenlogik der medialen Präsentation und die je spezifische Verzeitlichung des präsentierten Inhaltes in der Forschung berücksichtigt werden muss. Damit wird auch die Fundierung von Medientheorie auf dem Aspekt der Vermittlung fragwürdig (wie er implizit in den oben angeführten Gedächtnistheorien angelegt ist). Statt dessen muss grundlegend von einer In-formierung, einer spezifischen Formung der prozessierten Kommunikation in den und durch die jeweiligen Medien ausgegangen werden. Damit wird keineswegs auf die Funktion der Vermittlung verzichtet, aber diese wird nicht mehr als zentraler Erklärungsansatz benutzt.

Medien sind keine auswechselbaren Mittel, sondern bieten je spezifische Formen des Gebrauchs. Damit eröffnen sie einerseits Handlungsspielräume, schließen aber andererseits auch Möglichkeiten aus. Schrift etwa legt eine spezifische Sequentialität nahe, womit die Ikonizität der Schriftzeichen oder der typographischen Fläche ignoriert werden würde. Gerade in der Schriftrezeption, dem Leseprozess, zeigt sich aber auch die Offenheit von Texten in mehrfacher Hinsicht: zum einen legt die Textstruktur keineswegs den Leseprozess fest:

»Structure, then, does not present itself to us as a fixed, uniformly available code, but is ad hoc, disparate, and worked out ›on stage‹ in an improvised fashion. Such an acting out occurs in time, not in puppet-like response to some higher-level organizing principle.« (Hopper 1992: 227)

Der Leseprozess ist ein aktiver, konstruierender Prozess, aber eben andererseits ein Prozess, der nicht von der Materialität der Zeichen abstrahieren kann. Und diese Materialität zeigt sich etwa in der »visuell-ikonischen Potenz« (Gross 1994: 52), die den digital rein auf die Semantiken konzentrierten Lesefluss irritieren und stattdessen die analogen bildhaften Qualitäten betonen kann:

»Digitalität und Analogizität von Zeichen sind (ebenso wie ihr Symbol-, Ikon- und Indexwert) nicht absolut gegeben, sondern kontextabhängig

und konventionell definiert. Ein und dasselbe Zeichen, sei es ein graphisches Zeichen, ein Farbton oder eine Schattierung, kann digital oder analog aufgefaßt werden. Der entsprechende Status ist also nicht Eigenschaft des Zeichens, sondern wird ihm in der Interpretation zugewiesen.« (Gross 1994: 56)

Der Prozess der Semiose ist also notwendig auf die pragmatische Aktualisierung angewiesen, bahnt diese aber »kontextabhängig und konventionell«. Das heißt, die aktuelle Situation *und* geltende Regeln und Konventionen bestimmen zusammen mit dem Lese- bzw. Rezeptionsakt, einerseits welche Materialitäten als Zeichen interpretiert, also mit einer Bedeutung versehen werden, und andererseits welcher Aspekt dieser Materialität zum Signifikanten generalisiert wird. Der Prozess der Semiose selbst stellt also eine doppelte Generalisierung dar: die Verallgemeinerung von sich material wiederholenden Aspekten zu Signifikanten und die Verbindung dieser Signifikanten mit einem in seiner wiederholten Anwendung generalisierten Bedeutungsmuster, einem Semem. Entscheidend für das reibungslose Funktionieren des Leseprozesses ist dabei, dass die Materialität gerade nicht thematisch wird, dass sie unthematisch, quasi transparent bleibt (Jäger 2003). Die oben in § 29 entwickelte Definition von Medien als Instrumente der Kommunikation (Sprache und technische Kommunikationsinstrumente), die Kommunikation prozessieren und die Inhalte auf je spezifische Weise in Bezug auf Verzeitlichung, soziale Reichweite und mögliche Anschlusspraxen formieren, lässt sich damit um ein weiteres Merkmal ergänzen: Medien bleiben in ihrem Gebrauch unthematisch, sind transparent. Aber welcher Aspekt der Medialität transparent bleibt, wird selektiv im Gebrauch entschieden.

Medialität ist in ihrer Explizität ein entscheidender Faktor für die sequentielle Verarbeitung von Generalisierungen. Sie bleibt in ihrer Bedeutung jedoch immer vom je aktuellen Gebrauch und von sozialen Regeln, Konventionen und Institutionen abhängig. Aus diesen Abhängigkeiten heraus schaffen Medien ihren Inhalten Geltung.

§ 31 Die Geltung von Generalisierungen

Geltung als einen weiteren für die begriffliche Fassung von Generalisierungen zentralen Aspekt entwickelt Edmund Husserl in seinen *Logischen Untersuchungen*.⁴²

»Von individuellen Tatsachen, von zeitlicher Bestimmtheit ist in dieser Sphäre [der reinen Logik] gar nicht die Rede. Zahlen, Summen und Produkte von Zahlen (und was dergleichen mehr) sind nicht zufällig

⁴² Das geschieht im Anschluss an Hermann Lotze (1928), der den Geltungsbegriff als eine Kategorie der Wirklichkeit einführt. Der Begriff wurde von Frege, Simmel, Scheler und anderen aufgegriffen.

2 Grundbegriffe I: Generalisierung

hier und dort vor sich gehende *Akte* des Zählens, des Summierens und Multiplizierens usw. Selbstverständlich sind sie auch verschieden von den *Vorstellungen*, in denen sie jeweils vorgestellt werden. Die Zahl Fünf ist nicht meine oder irgend jemandes anderen Zählung [...] sie ist ideale *Spezies* einer Form, die in gewissen Zählungsakten auf Seiten des in ihnen Objektiven, des konstituierten Kollektivum, ihre konkreten *Einzelfälle* hat.« (Husserl 1975: 173 f.)

Diese Bestimmungen sind nun keineswegs auf das Gebiet der reinen Logik beschränkt. Unabhängig von subjektiven Intentionen (»Vorstellungen«) und konkreten Zählhandlungen gilt die Zahl als ideale Form. Sie ändert sich nicht, auch wenn sich mal jemand verzählt. Als solche kann sie subjektiv aufgefasst oder konkret angewendet werden, aber sie bleibt

»die ideale *Formspezies*, die im Sinne der Arithmetik schlechthin *eine* ist, in welchen Akten sie sich auch an anschaulich konstituierten Kollektiven vereinzeln mag, und die somit ohne jeden Anteil ist an der Zufälligkeit der Akte mit ihrer Zeitlichkeit und Vergänglichkeit. Die Zählungsakte entstehen und vergehen; in Beziehung auf die Zahlen ist von dergleichen sinnvoll nicht zu sprechen.« (Husserl 1975: 174 f.)⁴³

Was sich in den (und durch die, auch wenn das im Fall der Logik nicht einleuchten mag) einzelnen Aktualisierungen als ein Konstantes bildet, ist die »ideale Spezies«, eine generalisierte Form. Damit entsteht, das ist mit Habermas (1998: 28) gegen den Bedeutungsplatonismus des frühen Husserl festzuhalten, keine »dritte Welt zeitlos idealer Gebilde«. Geltung ist aber auch kein rein subjektives Phänomen, also nicht nur zu beziehen »auf Ichsubjekte als intendierende und Geltung vollziehende« (Husserl 1962: 171), wie es der späte Husserl für die Geltungsmodi des Sinns feststellt. Geltung ist ein eminent soziales Phänomen, das ebensowenig wie es auf eine Welt idealer Bedeutungen verweist auch per se keine Schlüsse auf materiales Vorhandensein, auf Sein oder auf Wahrheit erlaubt.⁴⁴ Geltung ist eine sozial geteilte Idealisierung von Gewißheit, die das Gültige unterstellt und für weitere Operationen als Grundlage annimmt. Das gilt für Gegenstände, ebenso wie für »ideale Gegenständlichkeiten« wie Bedeutungen, Normen oder Gesetze. Die Alltagswelt ruht in ihren Situationen auf einem »Geflecht von

43 Vgl. dazu auch Simmel (1989: 32): »Unser Geist hat die merkwürdige Fähigkeit, Inhalte als von ihrem Gedachtwerden unabhängig zu denken – eine primäre, keiner weiteren Reduktion fähige Eigenschaft seiner; solche Inhalte haben ihre begrifflichen oder sachlichen Bestimmtheiten und Zusammenhänge, die zwar vorgestellt werden können, aber darin nicht aufgehen, sondern gelten, gleichviel ob sie nun von der objektiven Realität aufgenommen werden oder nicht: der Inhalt eines Vorstellens fällt mit dem Vorstellen eines Inhalts nicht zusammen.«

44 Dass der Geltungsanspruch der Wahrheit erhoben werden kann und damit Wahrheit selbst ein Modus von Geltung werden kann, ist damit nicht ausgeschlossen.

2.5 Medien und Generalisierungen

Geltungen«, die »einen unendlichen Horizont inaktueller, in strömender Beweglichkeit mitfungierender Geltungen« (Husserl 1962: 152 f.) implizieren.

In Ergänzung zu den von Habermas herausgearbeiteten sprechaktbezogenen Geltungsansprüchen (Habermas 1984; Habermas 1981: 405 ff.) Wahrheit, Richtigkeit und Wahrhaftigkeit, die für das Problem der Authentizität von präsentem Vergangem zentral sind, möchte ich zwei weitere Geltungsdimensionen ins Spiel bringen, die für soziale Gedächtnisse wichtig werden: die Gewißheit und die Verbindlichkeit. Beide Dimensionen sind als graduelle Verschiebungen in polaren Kontinua zu fassen. Die Gewißheit als »Abwesenheit jedes Zweifels« (Wittgenstein 1997a: § 194) lässt sich abstufen von der absoluten bzw. apodiktischen Gewißheit, einer »Gewißheit bis auf weiteres« oder »Gewißheit bis zum Gegenbeweis« (Husserl 1948: § 77), über die Plausibilität, einer subjektiven Wahrscheinlichkeit bis hin zur Ungewißheit. Das gilt auch für die Verbindlichkeit, die Geltungsmacht einer Generalisierung. Je nach der individuellen oder sozialen Durchsetzungskraft, die hinter einer Generalisierung steht, je nach der institutionellen Absicherung wird die Verbindlichkeit von Geltungen zu- oder abnehmen. Auch im verbindlichsten Fall bleibt jedoch das Bartleby'sche »I would prefer not to« eine Option.

Vor dem Hintergrund der Geltungsproblematik wird der Medienbegriff von Lambert Wiesing (2005: 156 f.) für eine Theorie der Generalisierungen interessant. Geltung ist Wiesing zufolge »das Vorhandensein von etwas, was für mehrere Personen zu verschiedenen Zeiten dasselbe ist« bzw. »artifizielle Selbigkeit«. Wiesing fasst Medien im weiteren als transparente Werkzeuge, die die Trennung von Genesis und Geltung ermöglichen. Medien sind dann »die Mittel zur Herstellung von artifizielle Selbigkeit«, wobei der genetische Aspekt von der Geltung getrennt werden kann. Worauf diese Definition hinweist, ist die Verbindung von Geltung und Medialität. Mit der Bindung von Formalisierungen an zeichenhafte Materialitäten entsteht damit noch keine aus sich heraus gültige Form. Die je aktuelle Geltung als Verbindlichkeit und Gewißheit, und damit die je aktuelle Chance von Generalisierungen, in Sinnvollzügen selegiert zu werden, fußt auf der Voraussetzung der materialen Dauer und (möglichst weiten) Verfügbarkeit in artifizieller Selbigkeit. Geltung erhält sie erst mit dem wiederholten Gebrauch als Identische.

Die Geltungsproblematik stellt sich natürlich auch für parallel verarbeitete Generalisierungen, allerdings weniger intensiv aufgrund der prinzipiell fehlenden bzw. nicht einfach herzustellenden Reflexionsmöglichkeiten. Connerton (1989: 102) geht deshalb davon aus, dass »every group [...] will entrust to bodily automatisms the values and categories which they are most anxious to conserve.«⁴⁵ Entsprechend hält sich der Aufwand für Legitimation und Rechtfertigung in Grenzen, der im Falle von sequentiell

45 Vgl. dazu auch Garfinkels Studie zur »intersexed« persons« (Garfinkel 1967: 116 ff.), die die Verankerung der Geschlechtlichkeit in routinisierten Praxen beschreibt.

verarbeiteten, also medial präsenten Generalisierungen recht hoch werden kann, weil mit der Medialisierung immer auch Reflexionspotential gegeben ist.⁴⁶

§ 32 Medien und soziale Gedächtnisse

Mit der Geltungsproblematik wird die Verbindung von Medien und sozialen Gedächtnissen deutlich: Medien prozessieren verarbeitetes Vergangenes in ihren dauerhaften Materialitäten und halten es für Gegenwart verfügbar. Medien ermöglichen genauso wenig wie andere Mechanismen der Erinnerung einen direkten Zugriff auf die Vergangenheit. Sie halten nur spezifische Formen von expliziten Generalisierungen verfügbar, mit denen Vergangenes in gegenwärtigen Operationen wirksam wird, und sind damit neben den materialen Überresten und den subjektiven Verarbeitungsformen Körpergedächtnis und reflexives Gedächtnis wichtige ›Lager-‹formen sozialer Gedächtnisse. Die technischen Medien haben seit den Erfindungen von Schrift eine Vielzahl an explizierten Vergangenheitsverarbeitungen aufgenommen und aufgrund ihrer Materialität erhalten. Damit stehen sie potentiell je gegenwärtig als Möglichkeit zur Verfügung. So können bestimmte Tage des lange vergessenen und als nicht entzifferbar geltenden Maya-Kalenders gegenwärtig zur Inszenierung einer Weltuntergangsstimmung gebraucht werden. Der entscheidende Vorgang ist dabei die pragmatische Aktualisierung des materiell festgehaltenen Inhalts und seine Verwendung in aktuellen Kontexten, die gar nichts mit dem Inskriptionskontext zu tun haben müssen bzw. können. Aus einer potentiell wirksamen, latenten Generalisierung wird eine fungierende. Das ist nur möglich, wenn die entsprechenden Aufzeichnungen zum einen erhalten und zum anderen auch entzifferbar bleiben bzw. wieder entzifferbar gemacht werden. Um diese Pflege des Vergangenen kümmern sich große Institutionenkomplexe. Diese gepflegte Vergangenheit (die nur wenig mit der vergangenen Vergangenheit gemein hat) macht einen wesentlichen Teil dessen aus, was Jan Assmann als kulturelles Gedächtnis bezeichnet.

Dieser Wechsel von potentiell auf fungierend weist auf die Ordnungsmuster in den Lagerformen sozialer Gedächtnisse. Die Differenzierung in Speicher- und Funktionsgedächtnis (Assmann und Assmann 1994: 127 ff.) muss um die komplexen und sich überlagernden Ordnungsformen ergänzt werden. Inhalte von medialen sozialen Gedächtnissen werden

- nach ihrer Aktualität gelagert. Das gerade eben präsentierte verarbeitete Vergangene hat gute Chancen, auch der nächstliegende inhaltliche Anschluss zu sein.

⁴⁶ Eine merkwürdige Zwischenstellung in Bezug auf Geltung und Akzeptanz nehmen meinem Eindruck nach die computerbasierten Formalisierungen ein. Die Bindung an die unpersönliche und neutrale Technik scheint hier auf vergleichsweise hohe gesellschaftliche Akzeptanz zu stoßen.

Das Problem sind dabei die vielen unterschiedlichen Gegenwarten in vielen unterschiedlichen Situationen, die entsprechend viele Aktualitätslagerungsmuster produzieren. Praktiken der Synchronisierung können hierbei insofern helfen, als sie Gleichzeitigkeit herstellen.

- nach ihrer sachlichen bzw. thematischen Relevanz geordnet. Auch diese Ordnungsform produziert bei mehreren beteiligten Selektionsmustern komplexe Konstellationen. Techniken der Synchronisierung, also der Abstimmung und Festlegung von (mehr oder weniger) verbindlichen thematischen Relevanzen, ordnen die unterschiedlichen thematischen Bereiche, auf sozialer Ebene etwa Protokolle und die Verfahren ihrer In-Geltung-setzen.
- nach ihren Geltungsdimensionen gestaffelt. Insbesondere die Dimensionen der Verbindlichkeit und der Gewißheit sind hier entscheidende Ordnungsfaktoren.

In sozialen Situationen sind immer mehrere Akteure anwesend (und sei es in Form von Verweisungen vgl. unten 5.2), soziale Situationen sind immer eine Vielzahl von Horizonten gerahmt und damit von einer Vielzahl von sozialen Gedächtnissen. Was dabei letztlich als fungierendes Gedächtnis zum Tragen kommt, ist Ergebnis von komplexen Selektionen, und das auch noch auf mehreren sozialen Ebenen. Soziale Gedächtnisse sind qua medialer Materialität immer Archive, aber Archive, die permanent in Bewegung gehalten werden, deren Ordnung zwar Stabilitäten aufweist, sich aber auch mit jedem neuen Gebrauch verändert.

§ 33 Generalisierung und Spezifizierung

Das bedeutet jedoch nicht, dass von einem Eigenleben bzw. einer eigenständigen Entwicklung sozialer Gedächtnisse die Rede sein kann. Jede Form der Generalisierung erfordert immer eine Anpassung an die je aktuelle Situation, an die konkreten gegenwärtigen Umstände. Damit ist jede Applikation einer Generalisierung immer auch eine pragmatische Anpassung an je spezifische Umstände. Aus diesen wiederholten Anpassungen kann sich a) eine Bestätigung dieser Generalisierung ergeben, wenn von den situativen Umständen abstrahiert werden kann; es kann sich b) die Notwendigkeit einer Anpassung der Generalisierung selbst ergeben, weil die Anwendung sich als problematisch erwiesen hat und es kann sich schließlich c) die Notwendigkeit des Auflösens oder der Aufgabe einer Generalisierung ergeben, wenn die Anwendung scheitert. Diese Möglichkeiten sind nicht klar als abgegrenzte Alternativen zu begreifen, sondern als ein polares Kontinuum, das von der einfachen Bestätigung bis hin zum krisenhaften »Explodieren« der Generalisierung(en) reicht. Während die Bestätigung in der wiederholten Applikation zu einer Verfestigung und Stabilisierung einer Genera-

2 Grundbegriffe I: Generalisierung

lisierung beiträgt, zeitigt jegliche Spezifizierung nicht nur eine Bestätigung bestimmter Elemente einer Generalisierung und eine Anpassung von anderen, sondern immer auch eine Variation. Eine solche Variation, darunter fällt auch eine situationsspezifische Interpretation, führt nun bei sequentiellen Formen der Generalisierung dazu, dass die bisher gültige Form keineswegs gelöscht wird, sondern dass sie entweder erweitert wird (etwa im Fall von Semantiken, die eine zusätzliche Bedeutungsnuance erhalten) oder aber es wird eine neue Variante neben die vorhandene gestellt, sei es spezifische Form der Anpassung oder Interpretation in Situationen mit den Kennzeichen der aktuellen Situation, die eine veränderte Spezifizierung bewirken. Ein Beispiel dafür sind die als maßgeblich geltenden Urteile von höheren Rechtsinstanzen, die bestehende rechtliche Regelungen auf Einzelfälle hin generalisierend auslegen und dann selbst wieder als Generalisierungen im Recht fungieren.

Dieser in wiederholten sozialen Prozessen sich manifestierende Rhythmus von Spezifizierung und Re-Generalisierung lässt die explizierten Generalisierungen als eigenlogisch prozessierend erscheinen. Sie erhalten eine eigene Zeitlichkeit und die Logik ihrer Entwicklung ist abgelöst sowohl von subjektiven Intentionen als auch von den konkreten Umständen der Situation, die in der Spezifizierung durchaus wirksam waren. Aus der Frequenz der Applikation und dem Grad der Geltung entwickeln sich auch eigenständige Selektivitätsmuster, Relevanzen. Insofern können explizierte Generalisierungen als eigenlogisch prozessierend betrachtet werden, wobei sie immer auf die pragmatische Applikation angewiesen bleiben.

§ 34 Generalisierung und Krisen

Wenn sich im wiederholten Gebrauch relativ stabile Formen der Ordnung herausbilden, wenn sich diese Stabilität auch über längere Zeiträume erhalten kann, so besteht doch immer die Gefahr, dass die Wiederholungen aufhören, dass es zu einer Krise kommt. Die Auswirkungen solcher krisenhaften Erschütterungen beschreibt Alfred Schütz so:

»Dies[es Fragwürdigwerden des Fraglosen] wird jedesmal der Fall sein, wenn sich die bisher als fraglos gegeben hingegenommene Situation mit allen durch sie als selbstverständlich angesetzten Daten, Zusammenhängen und Entwicklungen ›anders als von uns angenommen‹ erweist [...] Es mag sein, dass das Fragwürdigwerden des bisher Fraglosen nur einzelne Elemente unserer lebensweltlichen Erfahrung erfasst, nicht aber das [...], was Scheler die relativ-natürliche Weltanschauung genannt hat. Wird auch diese fragwürdig, dann sprechen wir von einer Krise, die eine persönlich-individuelle oder eine soziale sein mag. Nicht nur die von Jaspers so genannten ›Grenzsituationen‹, sondern alle Arten von religiösen, ehelichen,

2.5 Medien und Generalisierungen

geschäftlichen, gesundheitlichen Schwierigkeiten im Einzelleben oder von Naturkatastrophen, Krieg, Zusammenbrüchen des ökonomischen oder sozialen Systems [...] stellen das bisher als fraglos hingennomene Schema unserer Interpretation der Lebenswelt in Frage.« (Schütz 2003a: 343)

Auch wenn die Krise der Generalisierungen nur einen Extremfall darstellt, zeigt Schütz' Aufzählung, dass solche Ereignisse weder biografisch noch sozial selten sind (Schütz hat genügend davon selbst erleben müssen, vgl. etwa Göttlich, Sebald und Weyand 2011). Seine Metapher der Explosion weist auf die Auflösung der festen Verbindungen, aber sie legt auch nahe, dass diese Auflösung nicht »rückstandsfrei« erfolgt, sondern dass Reste und Einzelelemente von Generalisierungen erhalten bleiben und weiter verwendet werden können.

Wenn Generalisierungen medial expliziert sind, haben Krisen andere Auswirkungen: was dann explodiert, ist die Geltung der Generalisierung, nicht das materiale-mediale Substrat, an das sie gebunden ist. Das gilt, solange dieses Substrat nicht selbst zerstört wird (ebenso wie die subjektiven Erinnerungen daran). Ansonsten bleiben die Generalisierungen erhalten, es verändert sich nur ihr Aktualitätspotential, sie wandern, um eine Assmannsche Unterscheidung aufzugreifen, vom Funktions- ins Speichergedächtnis. In den hochgradig differenzierten Gesellschaften der Moderne muss das keineswegs mit einem »Verschwinden von der Bildfläche« der Gegenwart verbunden sein, sondern wird oft zum Kristallisationszentrum von marginalen Gruppierungen (die »Ewiggestrigen«, die Royalisten nach dem Sturz der Monarchie, etc.). Und selbst wenn es temporär nicht mehr aktualisiert wird, bleibt diese Option doch erhalten, solange die Materialität der Generalisierung dauert.

3 Grundbegriffe II: Sinn – Sozialität und Selektivität

Generalisierungen wurden entwickelt als Resultat und Ausgangspunkt der Verarbeitung von Erfahrungen, sowie kategorisiert gemäß der Verarbeitungsform (parallel oder sequentiell) und bezüglich der Verbindungsform ihrer Elemente (statisch oder temporalisiert). Für die sequentielle Verarbeitungsform hat sich die Formierung durch Medien (Sprache und technische Kommunikationsinstrumente) als kennzeichnend herausgestellt. Generalisierungen sind das in Aktualisierungen, in Spezifizierungen sich bestätigende, verändernde oder auflösende Allgemeine, das unter Vergessen des Besonderen aus der Verarbeitung vergangener Ereignisse gewonnen wird. In einem nächsten Schritt gilt es, die Prozesse der Spezifizierung von Generalisierungen, die je aktuellen Sinnvollzüge in den Blick zu nehmen, um von hier aus den Begriff des Sinngedächtnisses, der Grundlage aller sozialen Gedächtnisse ist, zu entwickeln.

3.1 Der Sinnbegriff

Die Explikation des für die weiteren Überlegungen grundlegenden Sinnbegriffs erfolgt ausgehend von Max Weber, der den Sinnbegriff als Grundbegriff in die Soziologie einführt, und Alfred Schütz, der diesem Begriff eine phänomenologische Grundlage gibt. Auf dieser Basis werden die Temporalität und die daraus folgende genuine Instabilität von Sinn entwickelt.

§ 35 Die Grundlagen des Sinnbegriffs (Weber)

Mit der Herausbildung der Soziologie als eigenständiger Wissenschaft wurde ihr Feld von Georg Simmel und Max Weber als komplexe Verschränkung sozialer Handlungen abgegrenzt. Diese Abgrenzung erfolgte bei Weber auf der Basis des Sinnbegriffs und im Kontext der wissenschaftstheoretischen Auseinandersetzungen zwischen Natur- und Geisteswissenschaften. Die Lebensphilosophie Diltheys setzte den erklärenden Verfahren der Naturwissenschaften die verstehenden Verfahren der Geisteswissenschaften entgegen.⁴⁷ Ähnlich gelagert ist die Unterscheidung der südwestdeutschen Schule des Neukantianismus (Windelband, Rickert) zwischen nomothetischen Ge-

⁴⁷ Vgl. dazu auch Dilthey (1883: 5 ff.), sowie eine parallele Problemstellung in Frankreich bei Renan (1995).

setzeswissenschaften und idiographischen Ereigniswissenschaften (Windelband 1900: 12). Windelbands Schüler Heinrich Rickert führt die Begründung der Kulturwissenschaften auf die Beziehung zu einem System von Werten zurück (Rickert 1986). In diesen Zusammenhängen entwickelt sich der Sinnbegriff zu einer basalen Kategorie des Subjekt- und Weltverständnisses der Kultur- und Geisteswissenschaften und zu einem Grundbegriff der Soziologie. Denn auch Max Weber entwickelt seinen Begriff des sozialen Handelns aus neukantianischen Überlegungen heraus, und von Weber aus sollen die Grundzüge des Sinnbegriffs entwickelt werden:

»Denn als spezifisches Objekt [der Soziologie] gilt uns nicht jede beliebige Art von ›innerer Lage‹ oder ›äußerem Sichverhalten‹, sondern: *Handeln*. [...] Das für die verstehende Soziologie spezifisch wichtige Handeln nun ist im speziellen ein Verhalten, welches 1. dem subjektiv gemeinten Sinn des Handelnden nach auf das *Verhalten anderer* bezogen, 2. durch diese seine sinnhafte Bezogenheit in seinem Verlauf *mitbestimmt*, und also 3. aus diesem (subjektiv) gemeinten Sinn heraus verständlich *erklärbar* ist.« (Weber 1988d: 429)

Subjektiv sinnhaftes Handeln in seinem sozialen Horizont *und* aus seinem sozialen Horizont heraus ist der Gegenstand der Soziologie. Sinnhaftes Handeln ist durch zwei Beziehungen bestimmt, die subjektive Bezugnahme auf soziale Objekte und die Rückwirkung dieser sozialen Objektbeziehung auf den Verlauf des sinnhaften Handelns. Das bedeutet für den Begriff des Sinns bei Weber:

1. Sinn hat Prozesscharakter und entwickelt sich sozial reflexiv im Vollzug
2. Sinn ist genuin »in seinem Verlauf« ein prozessual-zeitliches Phänomen (auch wenn Weber diesen Aspekt nicht weiter entwickelt)
3. Sinn ist kein ausschließlich subjektives Phänomen, sondern in seinem Vollzug sozial »mitbestimmt« bzw. zeitlich gewendet: vorstrukturiert

Zu ergänzen, weil im Obigen nur implizit enthalten, ist: Sinn hat in seinen Vollzügen immer auch selektiven Charakter. Sinnhafte Bezugnahme geschieht immer auf einen offenen Horizont von anderen Möglichkeiten hin: »Kultur« ist ein vom Standpunkt des *Menschen* aus mit Sinn und Bedeutung bedachter, endlicher Ausschnitt aus der sinnlosen Unendlichkeit des Weltgeschehens.« (Weber 1988a: 180) Die vierte Bestimmung von Sinn ließe sich als Selektivität in und aus Horizonten bestimmen.

Im Anschluss an Rickert wird der Begriff der Wertbeziehung für Webers Sinnbegriff zentral. Während bei Rickert jedoch geltende, aber nie wirkliche Werte konstitutiv für

3.1 Der Sinnbegriff

den Sinn sind,⁴⁸ scheint Weber, zumindest in den methodologischen Schriften, die Begriffe Sinn, Bedeutung und Wert als gleichbedeutend zu behandeln (Henrich 1952: 76). In beiden Fällen bleibt der Bezug von Wahrnehmungs- oder Handlungsinhalten auf Werte bzw. Sinnhaftes zentral. Wenn mit konstruktivistischen Thesen – für die viele Argumente sprechen, nicht zuletzt auch Husserls Phänomenologie, die keinen Weg zu den Transendenzen des Bewusstseins fand – davon ausgegangen wird, dass ein direkter Bezug auf Wirklichkeit nicht möglich ist, bleibt für Sinn nur Bezug auf anderen Sinn, in diesem Sinne Selbstbezüglichkeit. Damit wäre eine fünfte Bestimmung von Sinn möglich: Sinnogenese ist ein selbstreflexiver Prozess ohne *direkten* Bezug auf das materiale »Weltgeschehen«.

Diese fünf grundlegenden Bestimmungselemente des Sinnbegriffs wurden mit der weiteren Entwicklung der soziologischen Theorie, wie sie sich bei Weber ansatzweise entwickelt finden, aufgegriffen und ergänzt. Sie werden im weiteren diskutiert, um den Sinnbegriff zu explizieren.

§ 36 Die Explikation des Sinnbegriffs

Der menschliche Zugang zur Welt ist elementar sinnhaft, wie der aller sozialen Einheiten. Welt ist nicht unmittelbar gegeben, sondern nur in Form von Sinn verfügbar. In Anlehnung an eine Metapher von Husserl spricht Srubar hier von einem »Sinnkleid, die Sinnstruktur, die sich über die Dinge legt und sie so ihre lebensweltliche Geltung gewinnen lässt.« (Srubar 2007a: 15).

Aber diese Sinnstruktur ist keineswegs festgefügt und unveränderlich, sondern sie gleicht eher dem Spiel der Farben auf Oberflächen: Die »Sinnstruktur [verändert] sich mit dem jeweiligen Jetzt und So, von dem aus die Betrachtung vollzogen wird.« (Schütz 2004b: 165) Der Strukturbegriff kann deshalb hier irreführend sein, weil er eine Stabilität und Permanenz nahelegt, die in den Prozessen der Sinnogenese keineswegs immer gegeben ist. Das bedeutet jedoch nicht, dass es keine stabilen und dauerhaften Sinnstrukturen gäbe. Solche sind durchaus möglich, aber durch Krisen (sei es persönlicher oder gesellschaftlicher Natur) ist diese Struktur permanent gefährdet.

Ich möchte deshalb vorschlagen, von sinnhaften Vollzügen zu sprechen. Damit wird erstens der Prozesscharakter deutlicher betont. Zweitens wird der von Schütz betonte präsentistische Charakter, die Abhängigkeit vom »jeweiligen Jetzt und So«, klarer akzentuiert. Drittens bleibt offen, wer oder welche Elemente an den Vollzügen

48 »Werte sind als Werte nie wirklich, sondern gelten, d. h. real dürfen nicht die Werte selbst, sondern erst die Güter genannt werden, in denen sie sich »verwirklichen«, und an denen wir sie finden. Ebenso gehört der *Sinn*, den eine Wirklichkeit mit Rücksicht auf einen Wert bekommt, nicht selbst zum wirklichen Sein, sondern besteht nur mit Rücksicht auf einen geltenden Wert und ist insofern selbst unwirklich.« (Rickert 1929: 536)

beteiligt sind. Viertens schließlich wird die Rekursivität des aktuellen Sinns in seiner Verweisung auf vergangenen Sinn deutlich. Sinn wird immer auf der Grundlage schon getätigter Erfahrungsverarbeitungen generiert. Der Begriff der Sinnngense ist in dieser Beziehung irreführend, weil er eine ständige Neuschöpfung nahelegt.

Bei der Interpretation von Weber wurde die soziale »Mitbestimmtheit« betont. Die scheint bei Schütz auf den ersten Blick keineswegs gegeben. Prozesse der Sinnngense werden bei ihm, in Anlehnung an Husserls egologische Phänomenologie, erst einmal rein subjektiv zentriert. Aber auch ihm ist die soziale Dimension jedes Sinnvollzugs bewusst:

»Selbstverständlich habe ich nur aus pädagogischen Gründen den Ausgangspunkt von einem theoretischen solipsistischen Ich genommen [. . .] Das soll aber natürlich nicht heißen, daß ich glaube, es sei eine private Erfahrung möglich, die nicht von vorneherein sozialisiert wäre. [. . .] [In der transzendentalen Phänomenologie] erst entsteht die Aufgabe, den Übergang von der transzendentalen Subjektivität in die transzendente Intersubjektivität aufzuklären oder auch nur den Boden der transzendentalen Subjektivität, die mundane Intersubjektivität aufzuklären. Für mich aber, der sich an die natürliche Weltanschauung hält, besteht ein solches Problem gar nicht, denn schon durch die Erfahrung der gemeinsamen Sprache werden die Typisierungen gemäß den Kongruenzsystemen Jedermann's, der zu uns gehört, geschaffen und übermittelt. Die natürliche Welt ist durch und durch *social* und *social* ist auch unsere Kenntnis von dieser Welt« (Schütz und Gurwitsch 1985: 279 f.).

Das bedeutet, dass Sinnvollzüge vor einem sozialen Horizont, in einem »So« stattfinden, das immer schon sozial und kulturell geprägt ist. Die je aktuelle soziale Situation geht in den Sinnvollzug ein. Das gilt auch und gerade für die formal reflexive Bestimmung des Sinnbegriffs, die Schütz in Anlehnung an Bergson vornimmt. Für Letzteren war jeglicher Zugriff auf die reine Dauer mit einer Verzeitlichung und/oder Verräumlichung und damit einer reflexiven Verfremdung verbunden. Schütz entwickelt im *Sinnhaften Aufbau* den Sinnbegriff in formaler Weise im Ausgang von Husserls Phänomenologie, greift dabei aber immer wieder auf seine ersten an Bergson angelehnten Versuche aus den 20er Jahren zurück.⁴⁹ Sinnngense ist für Husserl ein stellungnehmender Bewusstseinsakt (Husserl 1992b: 29; Husserl 1976: 263) und geschieht in der intentionalen Gerichtetheit auf Wahrgenommenes. Dieses Konzept wird von Schütz nun reflexiv temporalisiert: erst wenn Verhalten abgelaufen ist, »kann es als wohlunterschiedenes Erlebnis vom Grund aller anderen Bewußtseinserebnisse abgehoben werden und von

⁴⁹ Vgl. zu Schütz' Bergsonperiode unten § 45, sowie die Texte in ASW I, insbesondere »Lebensformen und Sinnstruktur«, sowie die Einleitung in dem genannten Band (Michailow, Sebald und Subrar 2006).

3.1 Der Sinnbegriff

dem rückschauenden Blick erfaßt werden« (Schütz 2004b: 151). Subjektive Sinnngense wird als intentionale Reflexivität auf Vergangenes bestimmt. Aber subjektive Sinnngense geschieht im sozialen Handeln immer auf andere hin, auf den erwarteten Anschluss durch alter ego und ist damit immer auch sozial bestimmt (Schütz 2004b: 258 ff.).

Diese entwickelte Prozessualität der Sinnvollzüge führte mit Schütz zu einem weiteren Bestimmungselement: ihre dreifache Zeitlichkeit. Sinnvollzüge sind erstens immer gegenwärtige Phänomene, auch der reflexive Blick auf Vergangenes geschieht in einer Gegenwart. Das bedeutet, dass die gegenwärtigen Umstände des Sinnvollzuges, die gegenwärtige Situation mit ihren Horizonten immer in diesen eingehen (können).⁵⁰

Sinnngense ist jedoch zweitens nie ein rein gegenwärtiges Phänomen, sondern geschieht immer vor einem Horizont vergangener, in Form von Generalisierungen vor- und zuhandener Erfahrungen (vgl. oben Kapitel 2). Sinn zeitigt damit auch immer »etwas«, stellt Ordnungen, Abläufe her. Es gibt keinen Nullpunkt der Sinnngense, das wurde oben etwa mit Piaget in Bezug auf Generalisierungen deutlich; es gibt immer nur einen aktuellen Vollzug, der vor dem Horizont vergangener Vollzüge und ihrer Generalisierungen geschieht. Deswegen sind Sinnvollzüge immer an das generalisierende Erinnern und Vergessen gebunden. Das bedeutet jedoch keine Determination durch dieses Vergangene, auch wenn die im Grenzfall des Versuchs einer genauen Wiederholen annähernd gegeben sein kann. Denn zum einen variieren und modifizieren die Gegebenheiten der je aktuellen Situation den aktuellen Sinnvollzug, und zum anderen und drittens ergeben sich Differenzen durch den dritten zeitlichen Horizont: das Zukünftige.

Dieser zukünftige Horizont wirkt zweifach auf die Sinnvollzüge: erstens in Form von generalisierten Erwartungen, auf die hin Sinn vollzogen wird. Erwartungen fungieren als Stabilisierung von Sinnvollzügen: »Vergesellschaftung kann verstanden werden als ein Prozeß der zunehmenden wechselseitigen Verhaltensorientierung am zukünftigen, am zukünftig erwarteten Verhalten anderer.« (Popitz 2011: 29). Erwartungen können als in die Zukunft gerichtete oder fortgeschriebene Generalisierungen, gewonnen aus den bisherigen Erfahrungen.

Aber dieser Stabilisierung wirkt eine zweite Form von Zukünftigkeit im Sinnvollzug entgegen: die Dependenz des sinnhaften Vollzuges von faktisch erfolgenden Anschlüssen. Diese Nachträglichkeit des Sinns haben Derrida (im Begriff der *différance*) und Luhmann (mit der doppelten Kontingenz und Bedeutung des Verstehens für den Kommunikationsprozess, vgl. dazu auch Stäheli 1998; Kogge 1999) gleichermaßen betont. Sinn ist in seinem Vollzug immer auch von dem erst erfolgenden Anschluss an den jeweiligen Vollzug abhängig (vgl. für eine ausführliche Entwicklung dieses Gedankens auch Khurana 2007: 52 ff.). Sinnvollzüge sind immer anschlussabhängig und in diesem Sinne vorläufig, zukunfts offen, damit aber auch immer potentiell instabil. Es kann

50 Vgl. für eine starke Betonung dieses Moments Esser (1999).

immer ein überraschender Anschluss erfolgen, paradigmatisch im Krisenexperiment oder im Witz, der bisher Sinnhaftes fragwürdig macht.

§ 37 Die Instabilität von Sinnvollzügen

Das fundamentale Problem von sinnhaften Weltzugängen liegt demnach in der mit der Vorläufigkeit implizierten Unsicherheit von Sinnzusammenhängen. Potentiell kann immer alles anders sein bzw. werden. Angesichts eines ständig veränderten gegenwärtigen Kontexts und der Vorläufigkeit, das heißt der Abhängigkeit von zukünftigen Anschlüssen, haben Sinnvollzüge ein potentiell instabiles Dasein. Was Marx und Engels als Effekt der Verbreitung des Kapitalismus vorhergesagt haben, steht als Möglichkeit am Horizont jedes Sinnvollzugs:

»Alle festen eingerosteten Verhältnisse mit ihrem Gefolge von altehrwürdigen Vorstellungen und Anschauungen werden aufgelöst, alle neugebildeten veralten, ehe sie verknöchern können. Alles Ständische und Stehende verdampt, alles Heilige wird entweiht«. (Marx und Engels 1969b: 465)

Der scheinbar normale Ablauf, das Eintreten von Erwartungen, die Wiederholung des schon Erfahrenen, die Geltung der vor- und zuhandenen Generalisierungen ist deshalb nie sicher. Den Momenten der Stabilisierung, das in Generalisierungen präsente Vergangene und die darauf gegründeten Erwartungen, steht immer die Möglichkeit der Auflösung, der Instabilität entgegen. Von daher ist das oder zumindest ein Grundproblem der Soziologie, die Frage, wie soziale Ordnung möglich ist, immer auch von der anderen Seite der Unterscheidung aus zu ventilieren, wie soziale Veränderung möglich ist. Die Antwort auf beide Fragen lautet: durch Sinnvollzüge mit ihren inhärenten temporalen Relationen. Diese temporalen Relationen möchte ich als die basale Form von Gedächtnis, als Sinngedächtnis bezeichnen. Es stellt dem gegenwärtigen Sinnvollzug Generalisierungen zur Verfügung, vergangenheitsbezogene ebenso wie Erwartungen, und integriert so Erfahrungswerte und Erwartungshorizonte in Bezug auf die erfolgenden Anschlüsse. Erwartungen gewinnen so »Strukturwert« (Luhmann 1984: 158).⁵¹ Diese Form des Gedächtnisses ist ein integraler Bestandteil jeder Aktivität, jeder Operation, jeder sozialen Tatsache. Aber die Stabilisierungsleistungen des Sinngedächtnisses bleiben aufgrund von Kontextabhängigkeit und Vorläufigkeit fragil.

Das Sinngedächtnis ist aktiv in gegenwärtigen Sinnvollzügen, in der Wahrnehmung und Einordnung der kontextualen Situation. Es ist auch aktiv in den typisierten und generalisierten Erwartungen in Bezug auf mögliche Anschlüsse und es ist aktiv

51 Bis hin zu dem »merkwürdigen Phänomen des Eingekreist-Seins von Erwartungen anderer Menschen[, das] konstitutiv für unser Bewußtsein, für unser Gefühl, vergesellschaftet zu sein« ist (Popitz 2011: 28).

3.2 Selektivität und Sozialität von Sinn

in der Präsentation von Vergangenen in Form von generalisierten Typen. Was das Sinngedächtnis macht, ist also die Erinnerung des Allgemeinen und das Vergessen des Besonderen: es hält für aktuelle Sinnvollzüge Generalisierungen des Vergangenen und des zu Erwartenden parat. Und damit ermöglicht es einerseits Stabilität, denn es reproduziert die vergangenen sinnhaften Strukturen sowie auf dieser Basis erwartete Anschlüsse, damit ermöglicht es auch die Stabilisierung von Sozialität. Deswegen wird von Halbwegs bis Hobsbawm, von Assmann bis Zerubavel Identität als die primäre Funktion von Gedächtnissen markiert. Aber das Sinngedächtnis produziert andererseits auch Differenz und Wandel, denn nur gegen einen Horizont von generalisierten früheren Zuständen, vergangenen Bedingungen wird das Nichtidentische, das Differente, das Neue sichtbar. Nur wenn das Heilige, Ständische und Stehende präsent sind, kann das Neue als Neues erfasst werden. Luhmann hat deshalb das Vergessen als primäre Funktion von Gedächtnissen benannt – mit der Funktion, Kapazitäten für die Informationsprozessierung frei zu bekommen. Aber mit dem Vergessen des Besonderen wird auch das Allgemeine für weitere Prozesse erhalten, erhalten über die konkrete gegenwärtige Situation hinweg. Vergessen schafft damit *situationstranszendierende* Stabilität von Generalisierungen.

Die Spezifizierung dieser Generalisierungen erfolgt in stetig variierenden Kontexten und mit jeweils anderen Anschlüssen. Spezifizierungen bringen damit auch Variation in die Details von Generalisierungen und bilden so die Grundlage von Evolution. Wenn Identisches in immer neuen Kontexten erinnert und Nicht-Identisches vergessen wird, wird Evolution möglich. Das Sinngedächtnis produziert also Stabilität *und* Wandel. Seine zentrale Funktion ist es, den sozialen Prozess selbst zu ermöglichen. Was durch den Wandel und durch die bleibende Ordnung hindurch selbst sichtbar wird, was darin reproduziert wird, sind die Sinnstrukturen. Insofern strukturiert das Sinngedächtnis das Soziale und die Gesellschaft. Gedächtnis selbst ist darum ein Grundbegriff für die Beschreibung von Sozialität. Um die Explikation des Sinnbegriffs weiterzutreiben, müssen zum einen die Selektivität und zum anderen die Sozialität von Sinnvollzügen erfasst und beschrieben werden.

3.2 Selektivität und Sozialität von Sinn

§ 38 Sinnvollzüge als selektive Prozesse I

Das Problem der Selektivität verweist auf ein Grundproblem des menschlichen Weltzugangs, das schon Max Weber (1988b: 213 f.) feststellt:

»Das Leben in seiner irrationalen Wirklichkeit und sein Gehalt an *möglichen* Bedeutungen sind unausschöpfbar, die *konkrete* Gestaltung der

Wertbeziehung bleibt daher fließend, dem Wandel unterworfen in die dunkle Zukunft der menschlichen Kultur hinein. Das Licht, welches jene höchsten Wertideen spenden, fällt jeweilig auf einen stets wechselnden endlichen Teil des ungeheuren Stromes von Geschehnissen, der sich durch die Zeit dahinwälzt«.

Die Komplexität der Welt erfordert Selektivität, um inmitten der Mannigfaltigkeiten überhaupt erkennen und handeln zu können. Von hier aus stellt sich ein doppeltes Problem: einerseits die Frage nach den je konkreten Vollzügen der Selektivität und andererseits die Frage nach den Formierungsmechanismen der Selektivität selbst. Selektivität ist ein entscheidendes Moment, sowohl in alltäglichen Praxen als auch in soziologischen Theorien, wie etwa denen von Weber, Durkheim, Schütz oder Parsons. Am intensivsten ausformuliert und diskutiert wurde dieses Problem in der phänomenologischen Richtung (§ 39), sowie in der Systemtheorie Luhmannscher Prägung (§ 40); letzterer reduziert den Sinnbegriff nahezu ganz auf Selektivität, wenn er Sinn als die Relation von aktueller Selektion und appäsentierten Verweisungen bestimmt (Luhmann 1997: 48 f. Luhmann 1984: 93 ff.). Diese beiden Ansätze sollen nun kurz diskutiert werden, um das selektive Moment, das in allen Sinnvollzügen wirkt, näher zu bestimmen.

§ 39 Sinnvollzüge als selektive Prozesse II: Phänomenologie

Selektivität zeigt sich in der phänomenologischen Tradition bereits in der intentionalen Grundstruktur des Bewusstseins.

»Der Gegenstand des Bewußtseins in seiner Identität mit sich selbst während des strömenden Erlebens kommt nicht von außen her in dasselbe hinein, sondern liegt in ihm selbst als Sinn beschlossen, und das ist als intentionale Leistung der Bewußtseinssynthese.« (Husserl 1963: 80)

Jeder Bewusstseinsakt ist auf etwas als etwas gerichtet, weist aber zugleich über sich hinaus auf einen mitgegebenen Horizont von Potentialitäten.

»Die Vielfältigkeit der Intentionalität [...] ist nicht thematisch erschöpft in der bloßen Betrachtung der cogitata als aktueller Erlebnisse. Vielmehr *impliziert jede Aktualität ihre Potentialitäten*, die keine leeren Möglichkeiten sind, sondern inhaltlich« (Husserl 1963: 80).

Die Mechanismen der Selektivität werden bei Husserl jedoch nur am Rande thematisiert. In den Konstitutionsanalysen werden die attentionalen Modifikationen streng geschieden von den intentionalen Akten (Husserl 1952b: § 92), wobei erstere unter

den Titeln Aufmerksamkeit, Interesse oder Tendenz nur eine untergeordnete Rolle spielen.

Genau dieser Punkt wird von Alfred Schütz im Anschluss an Edmund Husserl und Max Weber weiterentwickelt. Schon in den »Wiener Exzerpten« von 1929 wird bei ihm die zentrale Stellung von Selektivität deutlich. Dort notiert Schütz: »*Grundproblem* der R[elevanz]: Auswahl aus der Totalität der Welt, die sowohl [dem] Leben als [auch dem] Denken vorgegeben ist« (Schütz 2004d: 51). Relevanz bezeichnet für ihn einen Selektivitätsmechanismus, der Sinn konstituiert – etwas hat für uns Sinn dann, wenn es aus der Mannigfaltigkeit des potentiell Bedeutsamen ausgewählt wird. Wissen können wir nur, was Bedeutung hat, d. h. was zuvor als relevant ausgewählt wurde. Handlungen entwerfen und Handeln schließlich können wir nur auf der Grundlage von ausgewählten Wissens-elementen, die für die Definition der Situation und unsere Intentionen grundlegend sind. Im *Sinnhaften Aufbau* wird der Sinnbegriff an den »attentionalen Strahl« einerseits, aber auch in Anlehnung an Bergson an eine Grundhaltung, an ein selektives Grundmuster gebunden (Schütz 2004b: § 13), die »*attention à la vie*« (Bergson 1991: 168 ff.).

Ausgearbeitet, wenn auch nicht mehr abschließend entwickelt, wird der Begriff der Relevanz von Schütz in den posthum veröffentlichten »Relevanzmanuskripten«. Noch vor deren Entstehung datiert die folgende Passage aus dem Aufsatz »Der Fremde«, in der die zentrale Stellung des Selektivitätsproblems deutlich wird:

»Der in der sozialen Welt Handelnde erlebt sie [...] primär als Feld seines aktuellen und potentiellen Wirkens und nur sekundär als Gegenstand seines Denkens. Sofern er an Wissen über seine soziale Welt interessiert ist, organisiert er dieses Wissen nicht in Form eines wissenschaftlichen Systems, sondern im Hinblick auf die Relevanz für sein Handeln. Er ordnet die Welt um sich (als Zentrum) als ein beherrschbares Feld und ist deshalb besonders an jenem Ausschnitt interessiert, der in seiner aktuellen oder potentiellen Reichweite liegt. Aus diesem Ausschnitt wählt er die Elemente aus, die ihm als Mittel oder Zwecke zu seinem Nutzen und Frommen dienen können, um seine Ziele voranzutreiben und Hindernisse zu überwinden. Da sein Interesse an diesen Elementen graduell unterschiedlich ausgeprägt ist, strebt er nicht danach, mit allen in gleichem Ausmaß vertraut zu werden. Was er benötigt, ist ein graduelles Wissen über die relevanten Elemente, in dem der Grad des angestrebten Wissens der Relevanz der Elemente entspricht. Mit anderen Worten ausgedrückt, scheint ihm die Welt in jedem gegebenen Augenblick in verschiedene Relevanzschichten eingeteilt, deren jede einen anderen Grad an Wissen erfordert. Um diese Relevanzschichten zu veranschaulichen, können wir – mit Bezug auf einen Begriff aus der Kartographie – von Isohypsen oder

von hypsographischen Konturen der Relevanz sprechen.« (Schütz 2011b: 60 f.)

Der Begriff der Relevanz fundiert bei Schütz eine allgemeine Theorie der Motivation menschlichen Handelns, eine Phänomenologie der Selektivität. Die Sinn generierende und vollziehende Auswahl und Kombination von Elementen aus der umgebenden Mannigfaltigkeit der Welt wird von Relevanzen gesteuert. Schütz unterscheidet idealtypisch zwischen thematischen, Interpretations- und Motivationsrelevanzen, also zwischen Selektivitätsmechanismen, welche die Aufmerksamkeit des Individuums, die inhaltliche Auslegung von Ereignissen und Gegenständen, sowie die Bestimmung von Handlungsentwürfen lenken. Zwar wird der Begriff von Schütz streng im Ausgang vom Individuum bestimmt, aber als Sozialwissenschaftler ist ihm klar, dass nur ein kleinerer Teil der Relevanzen seinen Ursprung im Individuum hat, intrinsisch ist, während größere Teile sachlich oder sozial (etwa durch Erziehung oder Kultur) »auferlegt« sind. Auch überträgt Schütz den Relevanzbegriff in späteren Schriften (vgl. etwa Schütz 2011c) auf Gruppen.⁵² Diese in Systemen geordneten Relevanzen sind nicht statisch zu begreifen, sondern dynamisch: Mit jeder vollzogenen Auswahl ändern sie sich und passen sich an. Die so bestimmten Selektivitätsmuster sind dann kulturell, sozial und biographisch variabel. Aber sie ordnen sich in generalisierten und generalisierenden Selektivitätsschemata.

In der alltäglichen Interaktion mit Objekten und Mitmenschen entstehen und verändern sich Systeme von sozialem Wissen, strukturiert durch die selektiven Mechanismen der Relevanzen. Schemata einer als fraglos angenommenen Welt mit Zonen der Vertrautheit und Unvertrautheit entwickeln sich, welche die Grundlage von Handlungsentwürfen und Handeln bilden.

§ 40 Sinnvollzüge als selektive Prozesse III: Systemtheorie

Auch auf phänomenologischer Grundlage, wenn auch mit ganz eigenen Wendungen, entwickelt Luhmann seinen Begriff des Sinns (vgl. Schützeichel 2003; Göbel 2000). Zuerst löst er den Sinnbegriff vom Subjekt und bindet ihn allgemeiner an Systeme, wobei immer vorausgesetzt bleibt, »daß aller Sinn [...] psychische Systeme mitsamt ihrem organischen Substrat voraussetzt und nur in ihnen möglich ist.« (Luhmann 1970: 29)⁵³

52 Ohne jedoch dabei den Mechanismus dieser Übertragung auf eine andere Ebene deutlich zu machen. Der ist wohl in Anlehnung an die Generalthese der Reziprozität der Perspektiven in der face-to-face-Situation zu fassen: als Idealisierung dergestalt, »daß die aus unseren privaten Relevanzsystemen stammenden Verschiedenheiten im Hinblick auf die Zwecke, die wir gerade verfolgen, unbeachtet bleiben können. Zugleich nehme ich an, daß er das gleiche voraussetzt.« (Schütz 2003b: 152 f.)

53 Auch wenn die These im zweiten Halbsatz im Laufe der autopoietischen Wende gestrichen wird, bleibt die Notwendigkeit psychischer Systeme erhalten. Vgl. Luhmann 1984: 92; Luhmann 1997: 103.

3.2 Selektivität und Sozialität von Sinn

»Festzuhalten ist, daß der Sinnbegriff die Ordnungsform menschlichen Erlebens bezeichnet. [...] Unausweichlich bleibt damit das Problem, die Aktualität des Erlebens mit der Transzendenz seiner anderen Möglichkeiten zu integrieren, und unausweichlich auch die Form der Erlebnisverarbeitung. Sie nennen wir Sinn.« (Luhmann 1970: 31)

Sinn ist dann »kein selektives Ereignis, sondern eine selektive Beziehung zwischen System und Welt« (Luhmann 1970: 34). Markiert wird mit dem Sinnbegriff dann nicht mehr ein Vermeintes, ein Gehalt, wie bei Husserl und Schütz, sondern nur noch die Form des Verweisungszusammenhangs zwischen Aktualität und Potentialität. Schützeichel (2003: 18) spricht hier von doppelter Selektivität, einerseits die spezifische selektive Aktualisierung und andererseits die Strukturen, die einen selektiven Sinnhorizont für den selektiven Zugriff öffnen.

Vor diesem zweifachen Hintergrund, Phänomenologie und Systemtheorie, kann das oben entwickelte doppelte Problem der Selektivität angegangen werden: einerseits der je konkrete Vollzug der Selektivität, andererseits die Frage nach der Formierung der Relevanzstrukturen.

Selektivität kann allgemein als der Mechanismus gefasst werden, mit dem jede sinngenerierende und -vollziehende Einheit durch Auswahl Komplexität reduziert. In jeder Situation werden aus weiten Horizonten von Möglichkeiten eine oder einige als relevant markiert und ausgewählt. Selektivität ist damit ebenfalls ein temporaler Prozess, der in den drei Zeithorizonten vollzogen wird. Es ist immer eine gegenwärtige Operation, aber die referiert auf generalisierte frühere Selektionen und sie hängt von zukunftsgerichteten Selektionen in Bezug auf die verfügbaren Erwartungen ab, im Schützschen Sinne von Relevanzstrukturen, also Selektivitätsmustern, in denen vergangene Selektionen generalisiert werden. Vollzug und Formierung sind dabei eng verknüpft. Jede spezifische Selektion verändert die vorhandenen Selektivitätsmuster, die dann wieder Grundlage nachfolgender Selektionen werden. Diese Muster entwickeln sich entlang der vor- und zuhandenen Generalisierungen: »Selektion richtet sich, zunächst jedenfalls, weitgehend nach dem vorhandenen Typenschatz und nach dem, was durch Bezug auf bekannte und vertraute Muster stabilisierbar ist.« (Luhmann 1980: 19) Selektivität produziert einerseits im aktuellen Sinnvollzug potentiell Kontingenz, und damit Unsicherheit. Gleichzeitig werden jedoch durch den notwendigen Rückgriff auf verfügbare Generalisierungen und ihre inhärenten Verknüpfungen (zeitlich, räumlich, sachlich oder sozial) bestimmte inhaltliche Muster präformiert und einer Aktualisierung nahegelegt. In der Formierung von Selektivitätsmustern lassen sich so eine formale und eine inhaltliche Seite unterscheiden: einerseits die in Relevanzstrukturen generalisierten früheren Selektionen und andererseits die in den Verknüpfungen der aktualisierten Generalisierungen liegenden Muster. In beiden Fällen wird die Kontingenz von Sinnvollzügen eingehegt, jedoch nie in Determination umgewandelt. Selektivität

ist damit ein wichtiges, vielleicht ein zentrales Moment in Sinnvollzügen, aber die Reduktion von Sinnvollzügen auf Selektivität ist deshalb nicht angezeigt.

Damit stellt sich das methodische Problem der Rekonstruktion von je aktuellen Selektionen. Während die je spezifischen, autobiographisch geprägten Selektionen etwa in narrativ-biographischen Interviews oder Interaktionssequenzen in ihrer Sequentialität nachzuvollziehen sind, ist es deutlich schwieriger, in dem Material sozial geprägte bzw. soziale Selektivitätsmuster zu rekonstruieren. Diese funktionieren nicht als je konkrete Selektion (abgesehen von der gewalt- oder machtförmigen Durchsetzung), sondern oft nur als Einschränkung des verfügbaren Selektionshorizonts bzw. positiv formuliert: als Bahnung oder Schneise durch und für eine Vielzahl von Möglichkeiten. Sinnhafte Gedächtnisoperationen geschehen vor einem Horizont von formierenden sozialen Voraussetzungen, Rahmungen und Strukturen, deren je fallspezifische selektive Kombination dann empirisch rekonstruiert werden muss. Sie stehen sozusagen im Schnittpunkt von Selektivitätsmustern auf unterschiedlichen sozialen Ebenen, die im nächsten Schritt diskutiert werden.

§ 41 Die Sozialität von Sinn

Sinnvollzüge sind in der entwickelten temporalen Prozessualität und Selektivität immer schon sozial, weil sie immer vor sozial geprägten Horizonten, in sozialen Situationen, in einem sozialen Kontext geschehen. Auch Robinson hat auf seiner Insel nie rein subjektiven Sinn produziert, sondern immer schon vor dem Hintergrund seiner sozialen Vergangenheit, einer realen oder eingebildeten Bedrohung durch Eingeborene und angesichts der Erwartung seiner Rettung bzw. dass sein Tagebuch einem möglichen schiffbrüchigen Nachfolger nützen möge, seine Welt sinnhaft formiert. Insofern ist die folgende Unterscheidung eine idealtypische, weil statthabende Sinnvollzüge immer Elemente aus allen drei zu entwickelnden Ebenen umgreifen.⁵⁴ Ich möchte vorschlagen analytisch drei Dimensionen der Sinngenese zu unterscheiden:

1. die subjektive Dimension: biografisch, sowie im phänomenologischen Sinne sowohl bewusste als auch leiblich bestimmte Sinnvollzüge. Die subjektive Dimension ist in allen Sinnvollzügen vorhanden, aber niemals ausschließlich, da zumindest über sozialisatorische und biografische Prägung, den vor- und zuhandenen in sozialen Kontexten generierten Typenvorrat (in den oben entwickelten Dimensionen), Sozialität eingreift.
2. die situative Dimension von Interaktionen: In situieren Interaktionen und Kommunikationen mit anderen entsteht eine Ordnung der sozialen Wirklich-

⁵⁴ Die Unterscheidung der drei Ebenen lehnt sich an die Unterscheidung von subjektiver, intersubjektiver und transsubjektiver Ebene an, wie sie Joachim Renn (2006: §§ 32 ff.) entwickelt.

keit, die sich den Akteuren gegenüber verselbständigt, eine Art »zweiter Natur« (Marx und Engels 1969a: 33 f.) wird. Unabhängig von den Intentionen und Relevanzen auf der subjektiven Ebene entwickeln sich räumlich und zeitlich begrenzt situative Regulative des Handelns. Diese autogenetischen Regulative⁵⁵ verlieren aber ihren Aktualitätscharakter, wenn keine Interaktionen oder Kommunikationen stattfinden. Das heißt, die subjektive Aktivität ist notwendig für die Entstehung, Aufrechterhaltung und Aktualisierung dieser Ebene, auch wenn kein subjektiv-intentionaler Durchgriff darauf möglich ist. Auf dieser Ebene wird das Vorhandensein gemeinsamer Typisierungen und Selektivitätsmuster zentral (Schütz 2003b: 148 ff.).

3. die transsituative Dimension: in textuellen, diskursiven Zusammenhängen bilden sich eigenständige, autologische Formierungen von Sinn: Semantiken, Diskursformationen und -regeln, Normen, Institutionen, Organisationen oder Ordnungsbereiche, die abgekoppelt, aber nicht losgelöst, von subjektiven und situativen Sinnvollzügen funktionieren. Das bedeutet, auch hier ist kein subjektiv-intentionaler und auch kein situationaler Durchgriff möglich. Die Gegebenheiten dieser Dimension gehen als Kontext, Bahnung und selegierbare Horizonte in subjektive und situative Sinnvollzüge ein, werden dabei jedoch immer transformiert.

Jede Dimension hat je spezifische Muster der Sinnogenese und -vollzüge, und eigene Formen der Sinnobjektivierung. Deshalb ist Sinn keinesfalls bruchlos und univok auf eine andere Ebene zu übertragen, sondern mit einer solchen Übertragung sind tiefgreifende Transformationen verbunden. Gleichzeitig können, und sind es meist in den Gesellschaften der Gegenwart, in jedem aktuellen Sinnvollzug alle drei Dimensionen zum Zuge kommen, so dass der je spezifische Sinn eine komplexe Verschränkung, Überlagerung oder Übersetzung von temporalen, sozialen und selektiven Aktualisierungen darstellt, die aus unterschiedlichen Perspektiven entsprechend unterschiedlich ausfallen.

Sinnvollzüge in differenzierten Gesellschaften beinhalten in der Regel alle drei sozialen Ebenen, die es in der Rekonstruktion entsprechend zu berücksichtigen gilt. Das ist nun nicht so zu verstehen, dass sich *ein* einheitlicher Sinn auf allen drei sozialen Ebenen herstellt, sondern dass eine Vielzahl von Sinnvollzügen auf sämtlichen involvierten Ebenen stattfindet, die sich in komplexer Form überlagern und je nach Ebene unterschiedliche Sinn-»einheiten« als Ergebnisse zeitigen. Eine beliebige mündliche Äußerung etwa kann durchaus unterschiedlichen Sinn a) für die Sprechende, b) die Zuhörenden, c) im Kontext der aktuellen Interaktion und d) für unterschiedliche transsituative Ordnungsbereiche haben. Zusätzlich kann der jeweilige Sinn sich durch

55 Vgl. zur Begründung der Autogenese von übersubjektiven Handlungsregulativen Srubar 2007b.

die erfolgenden Anschlüsse auf jeder Ebene, durch nachfolgende Krisen im weitesten Sinne etc. wieder ändern. (Soziale) Gedächtnisse, die immer auf der Basis von Sinn operieren, rekurren in ihren Generalisierungen also auf komplexe Konstellationen von temporalen, selektiven und sozialen Mustern.

In den nächsten Schritten gilt es die je spezifischen Formen der »Objektivierung« von Sinnvollzügen für die einzelnen Ebenen herauszuarbeiten, um die Differenzen und Transformationsschwierigkeiten, die in den komplexen Konstellationen von sozialen Gedächtnissen wirken, deutlich zu machen. Das erfolgt in einem ersten Schritt für die individuellen Formen von Gedächtnis, dem Körpergedächtnis und dem reflexiven Gedächtnis. Dass Körperlichkeit durchaus in Sinnvollzüge eingeht, sollten die obigen Ausführungen zu den parallel verarbeiteten Generalisierungen und der Emotionalität gezeigt haben. Im Folgenden gilt es diese Überlegungen in Bezug auf Formen des Sinnvollzugs zu spezifizieren.

4 Individuelle Formen des Sinnvollzugs und von Gedächtnis

4.1 Das Körpergedächtnis

§ 42 Formen von Sinnvollzügen I: Körper

Eine erste Form von Sinnvollzügen geschieht im und durch das »organische Substrat«, gemeinhin als Körper bezeichnet. In der Phänomenologie wird differenzierend die der deutschen Sprache eigentümliche Unterscheidung von Leib und Körper benutzt. Dabei trägt »Leib« immer die Konnotationen des Lebendigen, der Einheit oder Ganzheit und schließlich des Menschlichen. »Körper« dagegen kann auf materielle, physikalische oder organische räumliche Ausdehnungen angewendet werden. »Leib« beinhaltet neben und über der organischen Materialität, von Husserl als »hyletische Unterlage« (Husserl 1952b: 153) bezeichnet, eine Empfindungsschicht, gleichsam wie eine einheitsstiftende Haut. Der Leib ist für Husserl »ein Ding besonderer Art« (Husserl 1952b: 158). Im Weiteren wird aber dem Körperbegriff der Vorzug gegeben werden, weil er der weiter gefasste und voraussetzungslosere ist. Er steht für die physiologisch organisierte Materie, in die jedoch die sinnlich-kinästhetische »Leibschicht« mit einbegriffen sein kann und soll.

Vor allem vier Merkmale unterscheiden den Körper von anderen Dingen. Seine Permanenz, sein Immer-da-sein (er kann nicht abgelegt werden wie ein Kleidungsstück)⁵⁶, die Möglichkeit von Doppelempfindungen (ich kann mich selbst wahrnehmen als Berührende/r und Berührte/r), die Affektivität (z. B. Schmerz- und Lustempfinden) und schließlich ist der Körper ein »Willensorgan, das einzige Objekt, das für den Willen meines reinen Ich unmittelbar spontan beweglich ist« (Husserl 1952b: 151 f.). Der Körper nimmt so eine merkwürdige Zwischenstellung zwischen Gegenstand und dem für die Phänomenologie bedeutsamen Pol des Bewusstseins ein. Er wird zum »Orientierungszentrum« (Husserl 1952b: 158) zum Zentrum des Koordinatensystems der Wahrnehmung. Wahrnehmung geschieht immer relativ zum Körper.

Merleau-Ponty vertieft diese Husserlschen Einsichten in seiner *Phänomenologie der Wahrnehmung*. Der Körper wird bei ihm zum Standpunkt, zum Gesichtspunkt, zum Ort der Perspektive, sowohl in räumlicher als auch in zeitlicher Hinsicht. Vom Körper her wird das Wahrnehmungsfeld dynamisch organisiert in eine »Struktur Gegenstand – Horizont« Merleau-Ponty (1966: 92):

⁵⁶ Vgl. Merleau-Ponty 1966: 115 f. Zu den Merkmalen des Leibes vgl. auch Waldenfels 2000: 31 ff.

»Was es mit ihr [der im Nervensystem selbst sich abzeichnenden Formgebung] auf sich hat, kann ich nur erraten, indem ich [...] mich einlasse auf diesen meinen jetzt wirklich erfahrenen Leib: darauf z. B. wie meine Hand, den Reizen zuvorkommend, den Gegenstand, den sie nur berührt, schon umfaßt und in sich die Gestalt schon vorzeichnet, die ich wahrnehmen werde.« (Merleau-Ponty 1966: 92)

Hier scheint eine neue Funktionalität in der Wahrnehmung auf. Der Körper selbst, in seiner Gesamtheit, die erst einen Standpunkt konstituiert, nimmt wahr. Die Hand formt »in sich« die getastete Gestalt. Der Leib wird zum »Angelpunkt der Welt«, die Welt wird erst »bewußt durch das Mittel des Leibes« (Merleau-Ponty 1966: 196).

»Das wirkliche Subjekt [muß] allererst eine Welt haben und zur Welt sein, und d. h. um sich und mit sich ein System von Bedeutungen tragen, deren Entsprechungen, Verhältnisse und wechselseitigen Anteile des Gebrauchs fähig sind, ehe sie der Explikation bedürfen. Bewege ich mich in meinem Hause, so weiß ich in eins und ohne jede Erörterung, daß zum Badezimmer hingehen heißt, am Schlafzimmer vorbeigehen, aufs Fenster hinblicken heißt, den Kamin zu meiner Linken haben; in dieser kleinen Welt situiert sich jede Geste und jede Wahrnehmung unmittelbar im Verhältnis zu tausend virtuellen Koordinaten.« Merleau-Ponty (1966: 157)

Die Welt, als formiertes System von Sinnvollzügen, gründet sich in einer ersten Stufe auf den Gebrauch hin, auf die pragmatische Aktualisierung auf der Basis von Körperlichkeit, und schafft so eine eigene Form des Wissens. Explikationen dieses Wissens sind demgegenüber sekundär. Die Umwelt wird »unmittelbar« – d. h. im hier explizierten Verständnis: ohne reflexiv-kognitive Komponente der Wahrnehmung – wahrgenommen und körperlich, *vorbegrifflich*, in paralleler Verarbeitung erfasst. Der Körper wird so zu einem Organ des Wissens und zum grundlegenden Prinzip der Formierung von Welt(en) in einer »unmittelbaren Weise«:

»Die sinnliche Konfiguration eines Gegenstandes oder einer Geste [...] wird nicht erfasst in einer unaussprechlichen Koinzidenz, sie ›versteht‹ sich in einer Aneignungsweise, die jeder von uns schon erfahren hat, wenn er etwa den Hasen im Blätterwerk eines Vexierbildes ›gefunden‹, den Rhythmus einer Bewegung ›erfaßt‹ hat. Ist einmal das Vorurteil der Empfindung beseitigt, so sind ein Gesicht, eine Handschrift, ein Verhalten nicht mehr bloß ›visuelle Gegebenheiten‹, deren psychologische Bedeutung wir in unserer inneren Erfahrung aufzuspüren hätten [...] unmittelbar ist nicht mehr die Impression, das mit dem Subjekt zusammenfallende Objekt,

4.1 Das Körpergedächtnis

sondern der Sinn, die Struktur, der spontane Zusammenhang der Teile.«
(Merleau-Ponty 1966: 81 f.)

Unmittelbare Erfahrung funktioniert nach Merleau-Ponty durch den Körper hindurch, in einem vorbegrifflichen, nicht-bewussten, aber auch synthetisierenden Verfahren, mit dem allgemeine Merkmale, Muster, gemeinsame Strukturen erfasst werden. Dieser Modus der Erfahrung existiert neben der begrifflich vermittelten, analysierenden, sprachlich-reflexiven Form. Die Differenz gleicht der oben entwickelten zwischen paralleler und sequentieller Verarbeitung. Was bei Merleau-Ponty hinzukommt bzw. betont wird, sind die Dimensionen des Sinns und des Wissens. Der Körper wird zu einer eigenständigen Instanz für Sinnvollzüge und für Wissen.

»Der Körper ist es [...], der die Bewegung ›erfaßt‹ und ›verstehet‹. Der Erwerb einer Gewohnheit ist die Erfassung einer Bedeutung, aber die motorische Erfassung einer Bewegungsbedeutung.« (Merleau-Ponty 1966: 172)

Gewohnheit ist kein Automatismus und keine explizite Kenntnis, sondern »das Wissen, das in den Händen ist, das allein der leiblichen Betätigung zur Verfügung steht, *ohne sich in objektive Bezeichnung übertragen zu lassen*«. (Merleau-Ponty 1966: 174; Hvhg. G. S.) Dieses Wissen als generalisierte Erfahrung des Körpers, prozessiert in paralleler Verarbeitung, verfügbar in Generalisierungen (vgl. oben § 17 ff.), bezeichne ich in Anlehnung an Gurwitsch (1977: 120 ff.) als implizites Wissen. Gurwitsch betont an der zitierten Stelle stark das situative Element des »Lebens in ...«, den Moment des aktuellen Operierens. Demgegenüber gilt es auch den zeitlichen Horizont dieses Wissens zu betonen: es sind die vergangenen körperlichen Erfahrungs- und Handlungsmomente, die generalisiert zur Verfügung stehen. Die Form des Gedächtnisses, die mit diesem Wissen operiert, ist das Körpergedächtnis.

§ 43 Körperliche Sinnvollzüge

Bevor allerdings die Form des Körpergedächtnisses entwickelt wird, gilt es die Frage nach einer körperlichen Ebene von Sinnvollzügen zu klären. Wenn der Körper Bewegungen »verstehet«, welche Rolle hat dieses Verstehen dann in der Interaktion? »Die gesprochene Sprache [ist] nicht allein durch die Worte bedeutend, sondern auch in Ton, Gesten und Physiognomie« (Merleau-Ponty 1966: 181). Mit dieser »Sinnesergänzung« (Merleau-Ponty 1966: 181) wirkt der Körper in die Kommunikation hinein. Es werden auf diese Weise Bedeutungen oder Bedeutungsnuancen in die Kommunikation

»eingespeist«. ⁵⁷ Wie das ablaufen kann, beschreibt Merleau-Ponty unter anderem am Beispiel des »erotischen Verstehens«.

»Die erotische Wahrnehmung ist keine *cogitatio*, die ein *cogitatum* ver- meint: durch den Leib hindurch meint sie einen anderen Leib, sie hält sich in der Welt, sie vollzieht sich nicht im Bewußtsein. Ein Anblick hat nicht dann für mich sexuelle Bedeutung, wenn ich ihn [...] in seinem möglichen Bezug zu den Geschlechtsorganen oder zu Lustzuständen vor- stelle, sondern sofern er existiert für meinen Leib und dessen beständig bereites Vermögen, gegebene Reize in eine erotische Situation zu fügen und dieser in sexuellem Verhalten zu entsprechen. Es gibt ein erotisches ›Verstehen«, das von anderer Art ist, als das Verstehen des Verstandes; der Verstand versteht, indem er eine Erfahrung unter einer Idee erfäßt, der Begierde aber eignet ein Verstehen, das ›blindlings‹ Körper und Körper verbindet.« (Merleau-Ponty 1966: 188)

Erotische Interaktionen sind wesentlich auf die körperliche Ebene bezogen. Gewisse Bewegungen und Haltungen tragen einen erotischen Sinn oder können als solche verstanden werden. Erotischer Sinn kann natürlich auch auf einer symbolischen Ebene vermittelt werden (schließlich lebt eine ganze Industrie davon), aber in den Sinnstrukturen der Lust existieren eben auch körperliche Elemente.

Als Zwischenergebnis lässt sich festhalten: Körper produzieren sinnhafte Äußerungen oder Ergänzungen zu produzierten Zeichen, Nuancen, Beigaben. Interaktionen werden mit einem körperlichen Subtext (gestisch, mimisch, prosodisch) unterlegt. Dieser Subtext verengt den Spielraum der Semiose, kann ihn aber auch erweitern. ⁵⁸ Dass er in maschinenschriftlichen Äußerungen nur rudimentär vorhanden ist, bzw. in inadäquater Weise durch typographische Mittel ersetzt wird, ist eine Erklärung für die größere Weite des Interpretationsraumes von Texten.

Wie wichtig dieser körperliche Anteil an der Kommunikation ist, zeigt sich gerade bei den schriftlichen Diskussionen in Internetforen, wie beispielsweise Mailinglisten, Newsgroups oder Chatforen. Das Medium der Schrift wird zwar z. B. um aus Satzzeichen gebildeten sog. »Emoticons« ergänzt, die z. B. Augenzwinkern ;-) oder andere mimische Signale ausdrücken sollen. Trotzdem zeigt sich in der elektronisch-schriftlichen Kommunikation, dass derartige Diskussionen schnell in Missverständnisse oder gar Beschimpfungen entgleiten (vgl. Sebald 2007: 134 ff.). Es fehlt in diesem Medium die körperliche Komponente der Kommunikation, im Sinne eines Spezifizierens der Aussage, und sei es in Form von der prosodischen Elemente des Sprechens.

⁵⁷ Vgl. zum Folgenden auch den Begriff der »asemiotischen Kommunikation«, wie er von Subrar (2012) entwickelt wird.

⁵⁸ Bis zum Extrem des Batesonschen »double bind«: wenn die Mutter sprachlich ihre Liebe versichert, aber körperlichen Kontakt absolut verweigert.

4.1 Das Körpergedächtnis

Gibt es demnach »verschiedene Schichten der Bedeutung«, wie Merleau-Ponty (1966: 231) behauptet? Schichten, die in verschiedenen Ebenen der Erfahrungsverarbeitung und unterschiedlichen Sinnvollzügen interpretiert werden?

»Es gibt Kranke, die einen Text ›mit richtiger Betonung‹ lesen können, ohne ihn zu verstehen. Sprache und Worte tragen also in sich eine erste Bedeutungsschicht, die ihnen unmittelbar anhängt, den Gedanken aber nicht so als begriffliche Aussage, sondern als Stil, als affektiven Wert, als existentielle Gebärde mitteilt.« (Merleau-Ponty 1966: 216)

»Unmittelbar« verweist wieder auf das Körpergedächtnis, in seiner parallelen, nicht-reflexiven Arbeitsweise⁵⁹, das für die Erfassung der »körperlichen« Bedeutungsschicht zuständig wäre. Diese Schicht besteht aus den körperlichen Elemente des Ausdrucks, dem Ton, der Stimme, der Physiognomie, Gebärden, Gesten, der Haltung; diese Elemente werden von einem Körper produziert und inszeniert, in die Kommunikation entlassen und daraus vom anderen Körper erfahren und in paralleler Verarbeitung interpretiert, also meist ohne Rückgriff auf eine reflexiven Ebene (wobei der als Möglichkeit immer zur Verfügung steht).

Diese zuletzt genannte Schicht der Bedeutung ließe sich, um sie genauer zu fassen, mit Roland Barthes mit einer rein körperlichen Ebene der Äußerung ohne jegliche Bedeutung ergänzen. Barthes hat das in Bezug auf den Bass in russischer Kirchenmusik, formuliert:

»Etwas ist da, unüberhörbar und eigensinnig (man hört nur *es*), was jenseits (oder diesseits) der Bedeutung der Wörter liegt, ihrer Form (der Litanei), der Koloratur und selbst des Vortragsstils: etwas, was direkt der Körper des Sängers ist, der in ein und derselben Bewegung aus der Tiefe der Hohlräume, Muskeln, Schleimhäute und Knorpel und aus der Tiefe der slawischen Sprache an das Ohr dringt, als spanne sich über das innere Fleisch des Vortragenden und über die von ihm gesungene Musik ein und dieselbe Haut.« (Barthes 1990: 271)

Zusätzlich zu Gestik und Mimik, neben dem Stil und der Choreographie des Vortragens, ergibt sich eine körperliche Schicht von Sinn. Der Körper des Sängers verleiht sich die Musik ein und schafft so eine weitere Schicht »jenseits (oder diesseits)« der sprachlichen Bedeutung. Diese körperlich-sinnhaften Elemente des Ausdrucks lassen sich unter die Form des Körpergedächtnisses subsumieren.

⁵⁹ Um noch einmal ein mögliches Missverständnis auszuschließen: Typen und Schemata als Resultate der parallelen Erfahrungsverarbeitung ändern sich natürlich in den Sequenzen ihrer Aktualisierungen und insbesondere führen Schemata als generalisierte Abläufe zu sequenzierten Verhaltens- bzw. Handlungsketten.

Körperliche Ausdrucksformen treten meistens simultan und nebeneinander auf, sie sind nicht linear angeordnet. Das gilt auch für die Äußerung von Emotionen als selektiver Mechanismen auf der körperlichen Ebene (vgl. oben 2.3). Zorn etwa zeigt sich durch Rötung des Gesichts und Stirnrunzeln, geballte Fäuste, erhöhte Lautstärke etc. Andererseits sind Rötung oder geballte Fäuste nicht zwingend für eine Zornesäußerung. Die körperlichen Signifikanten gleiten eher unter dem Signifikat⁶⁰, oder besser: sie ballen sich. Es gibt keine feste Verbindung von *einem* Signifikanten und den Signifikaten. Insofern ist es auch schwer, ein Element des körperlichen Ausdrucks zu isolieren und mit isoliertem Sinn zu versehen. Interpretiert (im parallelen Modus) wird immer der gesamte Ausdruck, die Haltung insgesamt, alle Bewegungen im Ablauf und im Kontext.

Für körperliche Ausdrucksformen existieren nur vage Regeln bezüglich der Anordnung oder dem Aufeinanderfolgen bestimmter Signale. Es gibt keine Satzformen, grammatikalischen Regeln, die z. B. einen Gefühlsausbruch wie Zorn choreographieren. Ebensowenig gibt es fest zugeordnete Bewegungsabläufe, anhand derer etwa Zorn von Ärger unterschieden werden könnte. Allerdings gibt es durchaus soziale und kulturelle Normen, die emotionale Äußerungen in sozialen Situationen regeln, kulturelle Überformungen der emotionalen Äußerungen.

Körperliche Äußerungen haben keinen festen, durch Differenz zu anderen Zeichen festgelegten Charakter. Körperliche Zeichen variieren in einem Kontinuum von möglichen Zuständen. Es gibt keine feste Zahl möglicher Abstufungen von Zorn, sondern nur eine kontinuierliche, analoge Einordnung von leicht zornig bis sehr zornig, die einer kontinuierlichen Variation der körperlichen Signale entsprechen. Das macht eine genaue Beschreibung körperlicher Ausdrücke schwierig. Die graduelle Variation muss deshalb vor allem in der parallelen Verarbeitung erfasst werden.

Eine weitere Schwierigkeit ist die Bestimmung des Aussagegehaltes, des propositionalen Gehaltes, einer körperlichen Äußerung. Derrida macht die Wiederholbarkeit zu einem wesentlichen Merkmal der Sprache und der Schrift und schließt dabei gerade die körperlichen Elemente aus:

»Betrachten wir ein beliebiges Element der gesprochenen Sprache, eine kleine oder große Einheit. Die erste Bedingung für sein Funktionieren: [...] daß eine gewisse Selbstidentität dieses Elementes (Marke, Zeichen und so weiter) seine Erkennbarkeit und seine Wiederholung gestatten muß. *Durch die empirischen Variationen des Tons, der Stimme und so weiter, eventuell eines bestimmten Akzents hindurch* muß man die Identität einer, sagen wir, bezeichnenden Form wiedererkennen können.« (Derrida 1988: 336: Hvhg. G. S.)

60 Wenn die verbreitete Schreibweise $\frac{s = \text{signifikat}}{S = \text{Signifikant}}$ übernommen wird.

4.1 Das Körpergedächtnis

Körperliche »Aussagen« sind nicht zitierbar in dem Sinne, dass ein Zornesausbruch durch Wiederholung »erzählt« werden könnte. Allerdings kann er als Stil, also auch der Ton oder der Akzent, in einem bestimmten Rahmen nachgeahmt und so zitiert werden. Die Zitierbarkeit ist dann jedoch viel stärker an das Medium Körper gebunden und kann als je spezifische Äußerung dargestellt und in dieser Darstellung auch reproduziert werden.

Was in diesen Überlegungen zu körperlichen Sinnvollzügen betont werden muss, ist der soziale Aspekt, die Tradierung der körperlichen Ausdrucksformen und ihrer Bedeutungen und die damit gegebene situationale und transsituationale kulturelle Formung. Der körperliche Ausdruck ist nicht auf irgendeine mit dem Körper gegebene Natur zurückführbar. Stirnrunzeln beispielsweise, dem von Biologen die Funktion des Schutzes der Augen vor grellem Licht zugeschrieben wird, gewinnt gesellschaftlich einen ganz anderen Sinn, z. B. den des Zweifels oder auch nur den der kritischen Aufnahme oder des Nachdenkens. Die Interpretation bleibt notwendig vage, weil es nur vage Regeln, ungeschriebene und unschreibbare, gibt. Wie sozial geformt dieser Ausdrucksmodus ist, zeigt auch die Tatsache, dass z. B. Emotionen in verschiedenen Gesellschaften unterschiedlich ausgedrückt werden. Dass eine Syntax dafür nicht, oder nur rudimentär existiert, macht es auch problematisch von Körpersprache zu reden. Körperliche Ausdrucksformen, die immer auch auf Körpergedächtnis und das darin verfügbare implizite Wissen zurückgreifen, enthalten eine eigene Schicht von Sinnvollzügen, die deutlich enger an das Ausdrucksmedium gekoppelt ist, als symbolische Formen des Ausdrucks. Bezüge zu Vergangenem stellen sich in körperbasierten Sinnvollzügen in zweifacher Weise ein: zum einen über die Aneignung und Entwicklung spezifischer körperlicher Ausdrucksformen, sei es durch Nachahmung oder Mechanismen der Disziplinierung, und, damit verbunden, die Aneignung von Interpretationsschemata für diese Ausdrucksformen.

§ 44 Körpergedächtnis

Das oben entwickelte implizite Wissen hat keine analytische Funktion, ist nicht darauf ausgerichtet, gewisse diskrete Merkmale zu einem Objekt zuzusammenfügen oder Gegenstände zu erkennen, sondern fungiert in der Wahrnehmung von Mustern, von »Gestalten« der Situation, von Zusammenhängen und Strukturen und zeigt sich in den entsprechenden generalisierten, schematisierten, aber trotzdem flexiblen Reaktionen darauf.

»Deutlicher noch [als das Maschineschreiben G. S.] zeigt das Beispiel der Instrumentalmusik, daß Gewohnheit weder im Denken, noch im objektiven Leib, sondern im Leib als weltvermittelndem sich gründet.

Ein geübter Organist kann bekanntlich auch auf einer ihm unbekanntem Orgel mit mehr oder weniger Klaviaturen und anderer Anordnung der Register als bei seinem gewohnten Instrument spielen. Eine Stunde der Übung reicht zur Vorbereitung eines Konzertes hin. [...] Sollen wir also sagen, der Organist analysiere die Orgel, indem er von Registern, Pedalen, Klaviaturen und ihren räumlichen Verhältnissen sich eine Vorstellung bildete und diese bewahrte? Doch während der kurzen Erprobung des Instruments vor dem Konzert verhält er sich keineswegs wie jemand, der einen Plan anlegen will. Er [...] nimmt dem Instrument mit seinem Leibe Maß, verleibt sich Richtungen und Dimensionen ein, richtet in der Orgel sich ein, wie man in einem Haus sich einrichtet. Nicht die Stelle im objektiven Raum ist es, die er für ein jedes Register und im ›Gedächtnis‹ behielt. [...] In Wahrheit sind seine Gesten während der Probe die einer Konsekration: sie spannen affektive Vektoren auf, entdecken emotionale Quellen und schaffen einen Ausdrucksraum, so wie die Gesten des Auguren das *templum* umgrenzen.« (Merleau-Ponty 1966: 175)

Es geht nicht darum, diskrete Werte oder einen symbolisierten Plan zu vergleichen, reflektieren und abzuspeichern, sondern vorhandene generalisierte Bewegungsmuster und -schemata an den aktuellen Kontext anzupassen,⁶¹ sie gleichsam auf die Situation hin zu justieren.

Diese Generalisierungen sind in Form von Typen, Mustern und Schemata verfügbar im Erfahrungsgedächtnis (vgl. oben § 17 ff.). Wenn die dort entwickelten Elemente auf subjektive und situative Sinnvollzüge in körperlichen Formierungen operativ angewendet werden, ergibt sich die Form Körpergedächtnis. Die Erinnerung im Körpergedächtnis ist entsprechend nicht-reflexiv, sondern spontan-automatisiert, parallel. Reflexivität setzt erst ein, wenn die Anwendung eines Schemas scheitert.

In Anlehnung an Merleau-Ponty könnten vorläufig folgende Hypothesen zum Funktionieren dieses Körpergedächtnisses aufgestellt werden:

- *paralleler Modus*: Das Körpergedächtnis arbeitet nicht im sequentiellen sprachlichen oder begrifflichen Modus, sondern in einem parallelen Modus.
- *Problematik der Symbolisierung*: Die Inhalte dieses Gedächtnisses lassen sich deswegen nur schwer sprachlich explizieren. *Wie* die Kupplung eines Autos loszulassen ist, *wie* das Gleichgewicht beim Radfahren zu halten ist, ist nicht oder nur sehr schwer und ungenau in Worte oder Zeichen zu fassen. Und auch die Umsetzung einer sprachlichen Erklärung in Bewegungsabläufe ist entsprechend mühsam. Erst in der wiederholenden Übung gelingt die Schematisierung. Eine

61 Derartige Erfahrungen der Anpassung dürfte jede/r schon gemacht haben: die Benutzung einer anderen Tastatur am Computer, das erste Fahren eines nicht bekannten Autotyps etc.

4.1 Das Körpergedächtnis

Übertragung in symbolische Form ist möglich, aber nie vollständig.⁶² Das wiederum erschwert eine kritisch-reflektive Analyse der Inhalte dieses Registers (vgl. Connerton 1989).

- *Irreversibilität*: Die wahrgenommenen Ganzheiten, die erarbeiteten Handlungsschemata, lassen sich nicht (wieder) in ihre Einzelbestandteile zerlegen. Handlungsmuster werden rekursiv mit jeder Anwendung geändert und eventuell differenziert. Es ist also nicht möglich, das Handlungsmuster x, das zum Zeitpunkt a angewendet wurde, aus einem imaginären Speicher zu holen, sondern Handlungsmuster x ist das Ergebnis oder ein generalisiertes Konstrukt aufgrund der Erfahrungen a, b, c Von x wird immer nur die zuletzt »abgelagerte« Form erinnert.
- *stufenlose Adaptivität*: Die Reaktionen können sich schnell, stufenlos, in kontinuierlicher, analoger Veränderung, den Variationen der Situation anpassen, im Gegensatz zur symbolisch-sequentiellen Verarbeitung, die aufgrund der zeichenhaften Arbeitsweise nur mit diskreten Werten arbeiten kann.
- *nicht-reflexives Funktionieren*: Speicherung und Abruf dieser Verhaltensmuster erfolgen »ohne jede Berechnung«, »ohne Vermittlung eines Gedankens«, also ohne Dazwischentreten eines reflexiven Bewusstseins.
- *körperliche Sinnschicht*: Es gibt nach Merleau-Ponty zwei Komponenten von Sinn oder Bedeutung, eine körperliche, motorische Schicht und eine intellektuelle, zeichenhafte Schicht.
- *Selektivität emotional und pragmatisch*: Ergänzend zu Merleau-Ponty lassen sich die oben entwickelten selektiven Mechanismen (§ 21) für das Körpergedächtnis anfügen: einerseits der emotionale, in diesem Sinne wertende Bezug und andererseits der pragmatische an den Gegebenheiten der Situation angepasste und in gewisser Weise von der Situation her orientierte Zugriff (vgl. Gurwitsch 1977: 110 ff.).

Diese vor allem mit Merleau-Ponty gewonnenen Hypothesen beschreiben das Körpergedächtnis als erste Form und Ebene von Sinnvollzügen. Die Besonderheit im Vergleich zu den später zu entwickelnden Gedächtnisformen liegt im Bewahrungsmodus: Es sind keine diskreten Zustandsformen des Wissens verfügbar, sondern es kann immer nur auf Grundlage dem Ergebnis der letzten Erfahrungen operiert werden.

Die gesellschaftliche Bedeutung von Körpergedächtnissen wird von Paul Connerton (1989: 102) herausgestrichen, weil körperliche Praktiken

62 Auch eine Übertragung zwischen zwei Symbolsystemen ist schwierig und nie vollständig. Sie scheitert aber an den unterschiedlichen Konnotationen der Begriffe, während eine Übersetzung aus dem Subsymbolisch-Parallelen an fehlenden Begriffen scheitert.

»contain a measure of insurance against the process of cumulative questioning entailed in all discursive practices. [...] Every group, then, will entrust to bodily automatisms the values and categories which they are most anxious to conserve«.

Diese Bedeutung zeigt sich in Foucaults historischen Analysen der Disziplinierung (Foucault 1977) ebenso wie in den empirischen Analysen von Bourdieu (1976) und Bourdieu (1987a). Diese Studien zeigen aber auch, dass die Inhalte des Körpergedächtnisses immer auch sozial geprägt sind, dass sie immer in Auseinandersetzung mit einer sozialen Umwelt entwickelt werden. Ein Beispiel für die Sozialität des Körpergedächtnisses in Bezug auf die Reproduktion sozialer Ungleichheiten sind die Differenzen im Bewegungsverhalten von Mädchen und Jungen (vgl. etwa Ehl, Robertson und Langendorfer 2005; Petranek und Barton 2011). In wiederholten empirischen Untersuchungen wurde eine Differenz im Wurfverhalten von Mädchen und Jungen festgestellt. Das legt m. E. eine Überprüfung des jeweiligen experimentellen Settings nahe und verbietet den unmittelbaren Rekurs auf biologische Erklärungen, die seit Straus (1966: 157) dafür immer wieder angebracht werden. Demgegenüber zeigt Young (1980), dass weibliches Bewegungsverhalten durch Nachahmung und Zurechtweisung bereits früh einen reduzierten Gebrauch des Körpers zeigt, und selten der ganze Körper bei einer Aktivität eingesetzt wird. Nachdem sich die Geschlechtsidentität bis zum 4. Lebensjahr stabilisiert, liegt der Schluss nahe, dass diese »gehemmte Intentionalität«, die Young feststellt, sich sehr früh in Bewegungs- und Verhaltensschemata manifestiert, die damit im Körpergedächtnis die Genderdifferenz stabilisieren. Zudem zeigt Ewaldsson (2003), dass der Kontext in Form der Spielsituation und der Zusammensetzung der Gruppe erheblichen Einfluss auf das Wurfverhalten hat.

Das Körpergedächtnis ist die Operation, die gegenwärtigen Sinnvollzügen implizites, körperliches (und sozial generiertes und relevantes) Wissen in Form der parallelverarbeiteten Generalisierungen (Typen, Schemata und Muster) zur Verfügung stellt. Körperliche ›Erinnerung‹ geschieht in einem parallelen, nicht-reflexiven Modus und rekurriert immer auf die zuletzt angepassten Generalisierungen. Die Evokation geschieht spontan und automatisiert, verknüpft mit der Wahrnehmung spezifischer Anzeichen, mit bestimmten Assoziationen, die mit dem aufgerufenen Schema verknüpft sind. Die Inhalte des Körpergedächtnisses sind nur eingeschränkt symbolisierbar und damit kaum reflektierbar. Die Selektivität erfolgt auf emotionaler oder pragmatischer Ebene. Entsprechend fungiert das körperliche Gedächtnis auch ohne *ausdrücklichen* Bezug auf Vergangenes. Ein solcher ist dem reflexiven, bewussten Gedächtnis vorbehalten, das im nächsten Schritt entwickelt werden soll.

4.2 Formen von Sinnvollzügen II: Das reflexive Gedächtnis

Die zweite individuelle Form von Gedächtnis ist das reflexive Gedächtnis. Um diesen Begriff zu entwickeln, wird in einem ersten Schritt die reflexive Sinnbildung mit Husserl und Schütz rekonstruiert. In einem zweiten Schritt werden die Merkmale des reflexiven Gedächtnisses mit Edward Casey und Paul Ricœur entwickelt, bevor schließlich mit Bezug auf Halbwichs' Rahmenbegriff die Sozialität der individuell-reflexiven Gedächtnisse herausgearbeitet wird.

§ 45 Reflexive Sinnbildung

In der phänomenologischen Tradition ist das Bewusstsein der privilegierte Ort der Sinnbildung. Husserl fundiert den Prozess der Konstitution von Sinn in den intentionalen Leistungen des Bewusstseins, noëtisch als Sinngebung und noëmatisch als Sinngehalt:

»Unbeirrbar muß ich daran festhalten, daß jeder Sinn, den irgendein Seiendes für mich hat und haben kann, sowohl nach seinem ›Was‹ als auch nach seinem ›Es ist und ist in Wirklichkeit‹ Sinn ist in bzw. aus meinem intentionalen Leben, aus dessen konstitutiven Synthesen, in den Systemen einstimmiger Bewährung sich für mich klärend und enthüllend.« (Husserl 1963: § 43, S. 123)

Schütz, ausgehend von der verstehenden Soziologie Max Webers, versucht dessen Begriff von subjektivem Sinn und sinnhaftem Handeln mit Husserls Phänomenologie zu fundieren, weil sich damit ein methodisch kontrollierbarer Weg zum Sinnbegriff eröffnet.⁶³ Schütz formuliert das Ausgangsproblem folgendermaßen:

»1. Was bedeutet die Aussage, der Handelnde verbinde mit seinem Handeln einen Sinn? 2. In welcher Weise ist das alter ego dem Ich als ein Sinnhaftes vorgegeben? 3. In welcher Weise versteht das Ich fremdes Verhalten, a) überhaupt, b) nach dem subjektiv gemeinten Sinn des sich so Verhaltenden?« (Schütz 2004b: 98)

Im Rückgriff auf Husserls Phänomenologie und unter Beibehaltung von Bergsons reflexiver Wendung entwickelt Schütz den Begriff des subjektiven Sinns einer Handlung als im re-flexiven Blick konstituierte Einheit der Handlung und als immanenter Prozess

⁶³ Ein solcher Weg war mit Henri Bergson, auf den Schütz in den frühen Wiener Schriften vor allem rekurriert, nicht machbar, weil für Bergson die Dauer prinzipiell unzugänglich und damit nur in verfremdeter Weise reflexiv einholbar ist. Vgl. dafür das frühe Manuskript Schütz (2006), sowie Michailow, Sebald und Srubar (2006).

(im Bewusstsein) des handelnden und erlebenden Subjekts. Mit der Anwendung der Husserlschen Zeitbewusstseinsanalysen auf die Theorie der Handlung werden der Sinn- und der Handlungsbegriff Webers temporalisiert. Diese zeitliche Fundierung erfolgt auch mit Bezug auf die Handlungstheorie des rationalen Wahlhandelns von Ludwig Mises.⁶⁴ Allerdings dehnt Schütz diese Temporalisierung auch auf Handlungsentwürfe und -motive aus. Zeitlichkeit im Sinne von Husserls Analyse der *Phänomenologie des inneren Zeitbewusstseins* wird damit zur wichtigsten formalen Dimension der Genese des Sinns:

»Der reflexive Blick, der sich einem abgelaufenen, entwordenen Erlebnis zuwendet und es so als ein von allen anderen Erlebnissen in der Dauer wohlunterschiedenes heraushebt, konstituiert dieses Erlebnis als sinnhaftes.« (Schütz 2004b: 173)

Die reflexive Sinn-genese vollzieht sich jedoch nicht isoliert, sondern steht immer in einem zeitlichen Zusammenhang zu einem Vorher und einem Nachher, sie steht immer in einem Erfahrungszusammenhang, weshalb der gemeinte Sinn eines Erlebnisses die »Einordnung dieses Erlebnisses in den vorgegebenen Gesamtzusammenhang der Erfahrung« bzw. »nichts anderes als eine Selbstausslegung des Erlebnisses von einem neuen Erleben her« (Schütz 2004b: 184) ist. Die Selbstausslegung als Einordnung geschieht durch den Rückbezug auf »die vorrätigen Schemata der Erfahrung und durch die intentionale Fixierung seines identischen Kerns« (Schütz 2004b: 191). Dabei vermeidet Schütz jedoch eine Determinierung des gegenwärtigen Sinns durch die verarbeitete Vergangenheit: so wird mit den »wesentlichen aktuellen Erlebnissen« (Schütz 2004b: 146 ff., 192 ff.) eine Klasse von Erlebnissen eingeführt, die sich einer Einordnung prinzipiell widersetzen und zudem verweist Schütz auch auf erstmalige Erlebnisse, die nicht eingeordnet werden können und so diesen Erfahrungszusammenhang in Frage stellen (vgl. oben § 34).

Die Prozesse der Sinnkonstitution sind für Schütz dabei prinzipiell vollständig reflexiv einholbar. Das gilt auch für den Bereich der Passivität im Husserlschen Sinne, die immer in »explizite, in nachvollziehender Aktivität sich rekonstruierende Iterierung« (Schütz 2004b: 183, Fn. 73) überführt werden können.⁶⁵ In dieser Form des Sinnvollzugs ist, ebenso wie in den körperlichen Sinnvollzügen, das oben entwickelte Sinn-gedächtnis aktiv. Aber im Gegensatz zum Körpergedächtnis kann im reflexiven Gedächtnis Vergangenes im Bewusstsein rekonstruiert werden (explizite Erinnerung). Diese Rekonstruktion erfolgt dabei ebenso wie die Reflexion im sequentiellen Modus des Sprachlichen und Bildhaften.

⁶⁴ Vgl. dazu Mises (1933b: 76 ff.), sowie Endreß und Renn (2004: 25 ff.).

⁶⁵ Das gilt, auch wenn in der zitierten Fußnote das »rein passive Haben verworren in den Griff gebrachter Urteile« als eigene und zu differenzierende Dimension des Wissens eingeführt wird.

§ 46 Das reflexive Gedächtnis

Mit dem reflexiven Gedächtnis eröffnet sich die Möglichkeit, reflektierend und intentional »Bezug auf Vergangenes«⁶⁶ zu nehmen. Für diese Form war der Begriff des Gedächtnisses lange Zeit ausschließlich reserviert. Aristoteles bestimmt das Phänomen Gedächtnis, das bei ihm immer als psychisches gedacht wird, als Vermögen der Seele: »Das Gedächtnis ist also weder Wahrnehmung noch Annahme, sondern eine eigentümliche Modifikation des einen und des anderen, die eintritt, wenn Zeit vergangen ist.« (Aristoteles 1997: 449b, 24 f.) Gedächtnis ist aber nicht nur das Vermögen, Abwesendes zu vergegenwärtigen. Diese Bestimmung träfe auf die Phantasie genauso zu. Um Phantasie von Gedächtnis bzw. der konkreten Erinnerung zu unterscheiden, muss noch die Geltung des Vergegenwärtigten als Vergangenes dazu kommen, es muss »im erinnernden Glaube als gewesene[s] da« (Husserl 1980: 186) stehen. Ricoeur (1997: 79 ff.) diskutiert dieses Problem ausführlich, weil er daraus den Wahrheitsanspruch des Gedächtnisses als normativen begründen will. Jenseits dieser Geltungsansprüche, die letztlich auf die Habermassche Typologie rückführbar sind (Habermas 1984: 137 ff. Habermas 1981: 410 ff. vgl. dazu auch § 31), ist jedoch der pragmatische Charakter des Gedächtnisvermögens zu betonen. Der zeigt sich in den einzelnen Akten dieses Vermögens, in den Erinnerungen.

Sich erinnern ist kein passives Empfangen, ist nicht rein kognitiv, sondern immer auch ein aktives Tun, ein pragmatischer mentaler Akt: man sucht aktiv, leistet »Erinnerungsarbeit« (Freud 1999b), selektiert aus den verfügbaren Horizonten. In diesem Sinne ist Gedächtnis eine Praxis. »Wenn wir uns also erinnern, machen wir frühere Bewegungen eine nach der anderen durch, bis wir zu derjenigen gelangen, nach der die gesuchte gewöhnlich auftritt« (Aristoteles 1997: 451b). Insofern ist Erinnern auch eine *techné*, die von Lerntechniken und Auswendiglernen bis hin zur *ars memoriae* (Yates 2001) reicht.

Im reflexiven Gedächtnis sind die Erinnerungen immer ein intentionaler Akt, d. h. Gedächtnisoperationen sind immer auf etwas gerichtet. Es gibt keine leeren Erinnerungsakte. Das reflexive Gedächtnis hat damit die noëtisch-noëmatische Doppelstruktur des Bewusstseins. Die Phänomenologie des reflexiven Gedächtnisses wurde von Casey (2000) und Ricoeur (2004) bereits ausführlich entwickelt. An dieser Stelle sei deshalb nur kurz auf die für diese Untersuchung wesentlichen Punkte dieser Analysen verwiesen:

- Das (reflexive) Gedächtnis ist das Vermögen eines individuellen Bewusstseins, Bezug auf Vergangenes zu nehmen.
- Auch wenn das reflexive Gedächtnis insofern eine gewisse Geschlossenheit

66 Vgl. Aristoteles (1997: 449b, 15). Ricoeur (1997: 39) übersetzt diese Stelle: »La mémoire est du passé.« Das wird dann mit »Das Gedächtnis ist mit Vergangenen verbunden.« ins Deutsche übertragen.

aufweist, als es keinen unmittelbaren Zugriff auf die äußere Welt hat, ist doch klar, dass seine Inhalte auf äußere Irritationen reagieren bzw. aufgrund von vor allem sozialen Ereignissen (Kommunikationen, Interaktionen etc.) zustande kommen (vgl. Welzer 2008). Casey (2000: 89) betont in seiner Analyse der »mnemonic modes« die Bedeutung von »factors that are external to mind itself such as physical reminders, the concrete discourse of reminiscing, and other human beings as objects of physical recognition«.

- Das reflexive Gedächtnis ist ein aktiv-rekonstruierendes Vermögen (Casey 2000: 15 f.).⁶⁷ Diese Rekonstruktion erfolgt allerdings aufgrund von verarbeiteten und abgelagerten Mustern, Typen, Semantiken und Schemata, also Generalisierungen.
- Das reflexive Gedächtnis präsentiert verarbeitetes Vergangenes in zwei Ausprägungen: bildhaft-figurativ und zeichenhaft-semiotisch, es ist also an eine Symbolisierung des Vergangenen gebunden.
- Mit der Verarbeitung und Einordnung eines Ereignisses ist immer auch ein Wahrheitsanspruch verbunden (Ricoeur 2004: 47 f.), der eine Erinnerung von der Einbildungskraft unterscheidet. Dieser Wahrheitsanspruch wird durch verschiedene Mechanismen der Authentifizierung abgesichert bzw. abzusichern versucht (Sebold 2010b).

Das reflexive Gedächtnis ist, so lassen sich diese Überlegungen zusammenfassen, das bewusste und symbolbasierte Gedächtnis des Individuums,⁶⁸ dessen Inhalte allerdings immer schon auf Soziales verweisen. Es verarbeitet Vergangenes in Form von Mustern oder Semantiken und stellt sie »psychischen Systemen« operativ zur Verfügung. Und von hier aus wirken reflexive Gedächtnisse als Grundlage für subjektive Aktivitäten in die sozialen Prozesse hinein. Gegen die seit Platon und Aristoteles eher passive Konzeptualisierung (Casey 2000: 15) sind die aktiven Leistungen dieses Gedächtnisses zu betonen, sowohl in der generalisierenden Verarbeitung und Ordnung des Vergangenen als auch seiner rekonstruktiv verfahrenen Präsentation.⁶⁹

67 Vgl. dazu beispielhaft Piagets Erinnerung an seine vermeindliche Entführung im frühen Kindesalter (Piaget 1975: 240 f., Fn.).

68 Es ist aus psychologischer Sicht also als Einheit des semantischen und episodischen Gedächtnisses zu fassen (Schacter 1996: 17), wobei ich auch die bewussten Anteile des perzeptuellen Gedächtnisses hier einordnen würde. Demgegenüber würde das Körpergedächtnis dem psychologischen prozedurales Gedächtnis entsprechen. Für beide Formen würde ich mit Welzer allerdings die Sozialität betonen.

69 Vgl. zur Entwicklung der aktiven Leistung des Gedächtnisses insbesondere Janet (1928), der die retroaktive Transformation von Erinnerungen durch Erzählung betont und natürlich Maurice Halbwachs (1985b: 55 ff.) (vgl. dazu aber auch die vorsichtigeren Formulierungen in Halbwachs (1985a: 55, 125 ff.).

§ 47 Die cadres sociaux des reflexiven Gedächtnisses

Aus soziologischer Sicht ist die Abhängigkeit des reflexiven Gedächtnisses von der sozialen Umgebung hervorzuheben, also von den sozialen Prozessen der Verarbeitung und Organisation von Vergangenen. Zur begrifflichen Erfassung dieser sozialen Prägung schlägt Halbwachs (1985a) den Rahmenbegriff vor, entwickelt ihn allerdings nur rudimentär:

»Wir verstehen unter Gedächtnisrahmen nicht nur das Insgesamt derjenigen Vorstellungen, die wir in jedem Augenblick wahrnehmen können, weil sie sich mehr oder weniger in unserem Bewußtseinsfeld befinden, sondern alle diejenigen, auf die man im Ausgang von jenen in einer der einfachen Reflexion analogen Geistestätigkeit stößt. [...] Die Rahmen, von denen wir sprechen und die uns die Rekonstruktion unserer Erinnerungen nach ihrem Verschwinden erlauben, sind nicht rein individuell; sie sind, wie wir sagten, den Menschen der gleichen Gruppe gemeinsam.«
Halbwachs (1985a: 181 ff.)

Einzelne weitere Bestimmungen des Rahmenbegriffs, des Insgesamts der Vorstellungen, sind dann im Werk verstreut: »Raum- und Zeitformen« (89), »Sprache« und »Sprachvermögen« (102, 107) und »Vorstellungen von Personen und Vorstellungen von Tatsachen« (241). Rahmen sind dabei nicht als statische Gegebenheiten zu betrachten, sondern passen sich dynamisch den aktuellen Erfahrungen an (189).⁷⁰

Edward Casey (2000: 68) hat diesen Rahmenbegriff weiterentwickelt und spezifiziert. Ein »memory frame« ist für ihn »the setting within which specific content is presented« (68). In dem Rahmen wird spezifischer Inhalt als Vergangenes präsentiert. Casey selbst macht dabei vier basale Elemente der Rahmen aus: Zeit (1), Raum (2), Erinnerungssubjekt (3) und Welt (4) (68 ff.). Auf jeden Fall muss hier die Sprache in Form von Semantiken (5) ergänzt werden.

- (1) Im Gegensatz zur Zeit der Erinnerung – die Gegenwart, die sich subjektiv wie sozial problemlos bestimmen lässt – ist die Zeit des Erinnerten oft vage. Die Zeit des Erinnerten hängt selbst von erinnerten Ereignissen ab oder von erinnerten Bezeichnungen für bestimmte Zeitabschnitte (»der Fall der Mauer«, »1989«, »letzte Woche« etc.).⁷¹ Jeglicher zeitliche Bezug auf Vergangenheit ist also eine Assoziation mit erinnerten Ereignissen oder Bezeichnungen (vgl. James 1891: I, 650). Dabei entsteht keine kontinuierliche Zeitlinie, sondern eine lückenhafte bzw. inselartige Anordnung.

⁷⁰ Vgl. zur Diskussion des Rahmenbegriffs bei Halbwachs und Goffman auch Dimbath 2012.

⁷¹ Jenseits der auferlegten Weltzeit, die eine subjektunabhängige Bestimmung der Zeitabschnitte erlaubt, wird damit die soziale Komponente in der Formierung von Zeitvorstellungen deutlich.

- (2) Auch die Lokalisierung des Erinnerten in unterschiedlichen räumlichen Settings, die oft auch zeitlich-biographisch geordnet sind ist inselhaft angeordnet. Räumlichkeit selbst wird einerseits zu einem Verknüpfungsmodus für Vergangenes (etwa Kindheitsszenen »bei den Großeltern«) und andererseits kann Raum in der Erinnerung selbst verdichtet werden, können unterschiedliche Räume zu einem erinnerten Raum verschmelzen (Casey 2000: 72)
- (3) Ein weiterer rahmender Faktor für Erinnerung kann die Position des erinnernden und erinnerten Subjekts sein. Wenn die Erinnerenden selbst im Erinnerten präsent sind, wird die mit der körperlichen Präsenz verbundene Emotionalität aufgerufen (vgl. James 1891: I, 333; Casey 2000: 69 f.)
- (4) Insbesondere Erinnerungen mit bildhaft-figurativen Anteilen, aber auch sprachlich-narrative Erinnerungen weisen Welthaftigkeit auf, d. h. sie zeigen eine gewisse Konsistenz und Persistenz einerseits, sowie typischerweise zwei Bereiche andererseits: die Szene, die erinnerte Situation, und die Umgebung, »contiguous associates« in der Terminologie von James (1891: I, 350). Die erinnerte Szene ist immer auch von Horizonten umgeben, die sie in ein Netz von assoziativen Verbindungen sowohl einspinnen als auch daraus hervorheben.⁷² Von diesen Verbindungen wird aber immer nur ein Teil aktualisiert. Hinter dieser Differenz von Potentialität und Aktualität verbirgt sich auch die von fungierendem und latentem Gedächtnis (vgl. oben 2.5).
- (5) Von Casey nicht erwähnt, aber von Halbwachs als zentrales Bindeglied zum Sozialen erkannt, ist die Sprache:

»Jedes (verstandene) Wort wird aber von Erinnerungen begleitet, und es gibt keine Erinnerungen, denen wir nicht Worte entsprechen lassen können. Wir kleiden unsere Erinnerungen in Worte, bevor wir sie beschwören; es ist die Sprache und das ganze System der damit verbundenen gesellschaftlichen Konventionen, die uns jederzeit die Rekonstruktion unserer Vergangenheit gestattet.« (Halbwachs 1985a: 368 f.)

Sprachlichkeit ist damit vielleicht der wichtigste Faktor sozialer Rahmung des reflexiven Gedächtnisses, weil, wie Halbwachs bemerkt, sich auch alle bildhaft-figurativen Erinnerungen sich in Worte fassen lassen (was nicht bedeutet, dass diese Übertragung in ein anderes Symbolsystem ohne Verfremdung auskäme).⁷³

72 Bei Casey (2000: 76 ff.) wird diese Potentialität auch gesondert unter dem Begriff der »Aura« abgehandelt, wobei er zwischen »blurred fringe or margin« einerseits und »atmosphere« andererseits unterscheidet.

73 Diese von Halbwachs mit dem Verb »entsprechen lassen« bezeichnete Übertragung (im Orig: »il n'y a pas de souvenirs auxquels nous ne puissions faire correspondre des mots«) markiert dabei keinesfalls

Erinnerungen tauchen im reflexiven Gedächtnis immer gerahmt auf. Diese Rahmungen eröffnen Verbindungen zu anderen Formen von Gedächtnissen, sei es über die Emotionalität zum Körpergedächtnis oder sei es über Zeit, Raum, Sprache oder Welthaftigkeit zu sozialen Gedächtnissen.⁷⁴

Die soziale Rahmung und Formierung dieser Erinnerung(en) macht deutlich, dass Halbwachs mit Recht die Frage stellt, ob überhaupt rein individuelle Erinnerungen möglich sind. Diese Frage kann und muss sowohl für das Körpergedächtnis wie für das reflexive Gedächtnis gestellt werden. Auch wenn in beiden Fällen die Antwort negativ oder auch nur größtenteils negativ ausfällt, bleibt doch festzuhalten, dass Körper- und reflexives Gedächtnis Operationen der Verarbeitung und Präsentation von Vergangenen sind, die an körperliche und psychische Prozesse gebunden sind. Insofern gilt auch umgekehrt, dass soziale Gedächtnisse nicht ohne individuierte Einheiten der Vergangenheitsverarbeitung denkbar sind.

Eine weitere wichtige Anmerkung gilt es in Bezug auf die Trennung der beiden individuellen Gedächtnisformen zu machen. Diese Trennung ist im Normalfall nur eine analytische, denn beide Formen wirken in jeder individuellen Aktivität intensiv zusammen. Sei es beim Sprechen, Denken oder bei sonstigen Wirkensbeziehungen: Es ist immer eine körperlich-parallel arbeitende mit einer reflexiven kombiniert. Allenfalls kann die reflexive Form im Grenzfall purer Gewohnheitsaktivität unter Stillstellung aller Bewusstseinsaktivität komplett entfallen.

In einem nächsten Schritt gilt es deshalb, die wechselseitigen Formierungsleistungen von individuellen und explizit sozialen Gedächtnissen in den Blick zu nehmen. Das geschieht mit Hilfe des Begriffes der Situation.

eine problemlose Übereinstimmung, sondern weist insbesondere mit der Ergänzung ‚faire‘ auf einen aktiven Prozess, eine immer auch verändernde oder verfremdende Übersetzung.

74 Dass in diesen Evokationen des verarbeiteten Vergangenen Inhalt und Rahmen durchaus ihre Rolle wechseln können, wird aus einer persönlichen Erinnerung deutlich. Meine Erinnerung an den 11. September 2001 ist verbunden mit einer nachmittäglichen Nürnberger Straßenbahnfahrt in einem alten Wagen der Linie 4 oder 9 zur Stätte der damaligen Erwerbsarbeit. Ich wusste zu diesem Zeitpunkt noch nichts von den medial schon allgegenwärtigen Ereignissen. Ich schnappe einen Satz aus einem Gespräch von zwei Jugendlichen auf: »Zwei voll schwule Flugzeuge, Alter, sind da einfach reingeflogen.« Das ist meine erste Nachricht von den Anschlägen. Erst von den Arbeitskollegen erfahre ich dann den eigentlichen Hintergrund zu dem mir merkwürdigen, aber doch unverständlichen Satz, der seitdem mit meiner Erinnerung an dieses Datum verbunden ist.

5 Situationen und ihre Horizonte

5.1 Situation und Sinn

§ 48 Formen von Sinnvollzügen III: Situationen

Die entwickelten individuierten Einheiten der Vergangenheitsverarbeitung und -vorhaltung operieren immer in der Gegenwart und in der Gegenwart kann weder die einzelne Gedächtniseinheit noch ein einzelner Träger derselben (Individuum, Person) isoliert betrachtet werden. Operierende Gedächtnisse befinden sich immer in einer materialen und sozialen Umgebung, einer Situation.

Subjekt-zentrierte Ansätze (methodologischer Individualismus, egologische Ansätze, aber auch die Luhmannsche Systemtheorie in Bezug auf psychische Systeme) reduzieren die Betrachtung auf das isolierte Subjekt und, davon ausgehend, auf Formen der Intersubjektivität⁷⁵: »Solange Menschen von Müttern geboren werden, fundiert Intersubjektivität und Wir-Beziehung alle anderen Kategorien des Menschseins.« (Schütz 2009a: 254) Mit dieser thetischen Setzung beschließt Alfred Schütz seine Kritik an den transzendentalen Begründungsversuchen der Intersubjektivität als Konstitution des Anderen *als Fremden* im Ego. Wenn die von Schütz im zitierten Aufsatz kritisierten transzendentalen Begründungen nicht greifen, bleiben für ihn letztlich zwei Formen der Intersubjektivität:

1. das (subjektive) Verstehen des gemeinten fremden Sinnes aus seinen Objektivierungsformen heraus: das Fremdverstehen.
2. Intersubjektivität als Sozialität in Interaktionen, mit geteilten Relevanz- und Typisierungsformen⁷⁶

Die erste Alternative verweist zurück auf die Stufe der reflexiven Sinnbildung im Subjekt, wird aber auch für die zweite in sozialen Interaktionen relevant, weil hier Verstehen und daraus resultierende Anschlüsse formierende Element darstellen, die ohne individuelle Aktivitäten nicht statthaben können. Auf dieser zweiten Ebene findet jedoch eine Form der Sinnbildung statt, die in Interaktionssituationen, das ist für die weiteren Überlegungen die Pointe, eine gewisse Eigenständigkeit gegenüber den

⁷⁵ Luhmann hält Intersubjektivität in einem starken Sinne natürlich für unmöglich, bei ihm können nur strukturelle Kopplungen über Kommunikation statthaben.

⁷⁶ Vgl. für eine ausführlichere Entwicklung Sebald (2009b).

subjektiven Ebenen der Sinnbildung gewinnt. Es bildet sich eine »Interaktionsordnung« (Goffman 1983) heraus, die von subjektiven Intentionen abgekoppelt ist und Sinnvollzüge eigenlogisch prozessiert, allerdings auf »individuelle Handlungskompetenz« angewiesen bleibt. Diese Form des Sinnvollzugs werde ich situativen Sinnvollzug nennen. Auch wenn die subjektiven Sinnvollzüge eng an die situativen gebunden sind, entsteht durch Anschlussselektionen und der Einordnung von Handlungen und Kommunikationsakten in einen Zusammenhang eine eigenständige Form von Sinnvollzügen, die zugleich immer an ihren Kontext, die Situation, gebunden ist (vgl. Srubar 2007b: 435 ff.).

Goffman geht in seinen Analysen der Interaktionsordnung (Goffman 1973: 107 ff. Goffman 1986: 40 ff.) oft von der aktuellen Situation als analytischem Bezugsrahmen aus. Auf dieser Basis eröffnet sich die Möglichkeit, den Begriff der Interaktionsordnung zu erweitern und zusätzlich zu den Akteuren einer Interaktion auch die materiale Umgebung, in der die Interaktion stattfindet, in die Analyse miteinzubeziehen. Denn diese Umgebung ist in den gegenwärtigen Operationen immer präsent: Es gibt

»keine Freiheit und Distanz zur Situation, in der wir gerade leben. Dieser Situation stehen wir nicht gegenüber; vielmehr sind wir in sie einbezogen, an sie hingegeben, und wir gehen in ihr auf. [...] Indem meine Hantierungen Momente der Situation sind, gehöre ich selbst in diese Situation hinein und werde von ihr bestimmt; ich bin der Situation gegenüber in keinem Sinne souverän, ich verliere mich an sie und bin von ihr eingenommen.« (Gurwitsch 1977: 110)

Situationen als analytische Einheit für Sozialität reduzieren Akteure nicht auf ihre individuelle Ausprägung, sondern nehmen das gesamte aktuelle Um- und Tätigkeitsfeld in den Blick und eröffnen gleichzeitig die Möglichkeit, Prozesse der Sozialität in ihren unterschiedlichen Ausprägungen und in ihrer Wirkung auf Praktiken und Ordnungen zu erfassen, ohne dabei abstrakte Strukturen und Ganzheiten zu verdinglichen.

Situationen sind ephemere Gebilde aus Praktiken, Ordnungen und Materialitäten, die sich abhängig von pragmatischer, sozialer und materialer Konfiguration verändern und entsprechend eine hohe Variabilität und nur eine geringe Persistenz aufweisen. Stabil bleiben können, auch situationsübergreifend, dagegen bestimmte Ordnungen und Praktiken, die sich als Einzelelemente durch wechselnde gegenwärtige Kontexte bzw. Aspekte des Kontexts gleichförmig oder nur geringfügig verändert reproduzieren und so eine Reihe von Situationen durchziehen können.⁷⁷ So wie es in diesem Sinn nur graduelle Ähnlichkeiten zwischen Situationen geben kann, könnte man auch von gradueller Stabilität und Persistenz sprechen. Die Situationen des längeranhaltenden

⁷⁷ Die Reproduktion dieser Elemente als identische ist selbst keine Leistung der jeweiligen Situation, sondern hängt an der subjektiv oder transsituativ hergestellten Selbigkeit derselben.

5.1 Situation und Sinn

Arbeitens an einem Produkt, etwa an diesem Text, ähneln sich: der Schreibtisch, der Computer mit dem Editor und dem Textsatzprogramm, die Bücherstapel (mit ständig wechselnder Zusammensetzung), wechselnde Kaffeetassen etc. Gleichzeitig zieht sich durch diese Situationen mit jeder Re-Situierung, jeder Wiederaufnahme, auch eine hohe Variabilität: wechselnde aktuelle Erfahrungshintergründe, Telefonanrufe zwischendurch, eine E-Mail lesen oder schreiben, ein Buch in der Bibliothek bestellen, Kinderbetreuung, Haushalt etc. pp. So hat jede einzelne Situation ihre spezifischen Merkmale. Und nur in einer Generalisierung, die diese Variationen vergisst, lässt sich von der Situation, besser: dem Situationsmuster des Verfassens eines längeren Textes reden.

Situationen haben für soziale Gedächtnisse eine doppelte Funktion: sie bilden einerseits eine eigenständige Ebene von Sinnvollzügen, die sich von den subjektiven und transsituativen Sinnzuschreibungen unterscheidet und sie sind andererseits die Zeit- und Raumstelle, an der individuelle, situative und soziale Generalisierungen und Sinnvollzüge aufeinander treffen, miteinander interagieren, aufeinander einwirken und transformiert miteinander verwoben werden. Diese doppelte Funktion macht Situationen zu den zentralen Mechanismen der Aushandlung und Vermittlung sozialer Sinnvollzüge.

Anhand der Überlegungen Max Schelers und Aron Gurwitschs wird im Weiteren der Situationsbegriff entwickelt (§ 49 f.), weil er von Gurwitsch im Anschluss an Schelers Milieutheorie an zentraler Stelle eingeführt wird. Dabei wird insbesondere die Horizont- und Veweisungsstruktur der Situation ins Blickfeld gerückt (§ 50), weil jede einzelne Situation darüber an Sozialität angeschlossen ist und höherstufige Generalisierungen pragmatisch aktualisiert werden. Im Anschluss daran gilt es eine erste Dimension der Situation zu konzeptualisieren, die bei Goffman eher randständig als »working consensus« auftaucht: das die Situation grundierende implizite Wissen (§ 51). Soziale Situationen ruhen meist auf der Grundlage von Kommunikation, die Sprache in ihrer Praxis des Sprechens und der Semantik (§ 52), was dazu führt, dass Situationen oft mit den in ihrem Ordnungsrahmen stattfindenden Kommunikationen gleichgesetzt werden. Und schließlich finden sich darin das in aktuellen pragmatischen Sinnvollzüge aufgenommene Zeug und Zuhandenes (§ 54), die Materialität der Situation.

§ 49 Schelers Milieubegriff

In einem ersten Schritt wird nun die grundlegende Ordnung einer Situation anhand der Ausführungen von Scheler und Gurwitsch nachgezeichnet. Max Scheler löst sich in seinem phänomenologischen Entwurf von der Wahrnehmungszentrierung, wie sie bei Husserl so allumfassend ist. Weil der Mensch für ihn nicht nur ein intellektuell-geistiges Wesen ist, sondern immer auch leiblich-emotional, ist er nur in seiner Umwelt, seinem

Milieu, zu begreifen, das sich in einer selektiv-wertenden Beziehung konstituiert. In seiner pragmatischen Wendung bezeichnet er die Gegenstände, »die auf das Handeln bestimmend werden«, als Milieugegenstände (Scheler 1980: 170). Das sind jedoch keine Gegenstände im herkömmlichen, erkenntnistheoretischen Sinn:

»Der Praktiker [...] ist gleichsam umringt von dinghaften Einheiten, die sich unabhängig von ihrer Perception ihm als ein Reich abgestufter und qualitativ gesonderter Wirksamkeiten darstellen, schon gesondert und gegliedert als die Ansatzpunkte eines möglichen Handelns« (Scheler 1980: 155).

Milieugegenstände sind praktisch Verfügbares. Ein Milieu ist für Scheler entsprechend »die praktisch als wirksam erlebte Wertwelt« (156). Die Verfügbarkeit ergibt sich für Scheler aus dem Wert, aus dem Gehalt der gerichteten Akte des Fühlens,⁷⁸ aus den »Triebeinstellungen«, die von der »leiblichen Organisation« (170) bedingt sind. Emotionalität strukturiert in selektiver Weise ein Milieu, indem sie »Zeigefunktion für Dinge« (163) hat. Diese Zeigefunktion als emotionale Gerichtetheit ist in beide Richtungen konstitutiv: Sie konstituiert Empfindungen, die nur in ihrer Verweisung auf Dinge gegeben sind,⁷⁹ und sie konstituiert Milieudinge als Milieudinge. An dieser Stelle verwendet Scheler den Begriff des »Gesamtmilieus«, der auf die pragmatisch wirksame Welt verweist.

Die »relativ natürliche Weltanschauung« umfasst alles, was in einem Milieu als fraglos gegeben gilt, »jede[n] Gegenstand und Inhalt des Meinens, [...] der allgemein für einer Rechtfertigung nicht bedürftig und fähig gehalten und empfunden wird.« (Scheler 2008: 61; Hvhg. i. Orig.) Es handelt sich bei der relativ natürlichen Weltanschauung nicht um nachträgliches Deutungswissen, sondern um das bereits mit der Konstitution des Milieus gegebene Milieuwissen. Der Ausgangspunkt ist also nicht das freie Subjekt, das einer Welt von Objekten gegenübersteht und sich mehr oder weniger frei auf sie richtet. Der Ausgangspunkt ist das Milieu als konkrete Umwelt, das von der subjektiven Emotionalität strukturiert wird und diese strukturiert. Im Handeln und Fühlen konstituiert sich die konkrete Umgebung selektiv zu einem Milieu. Wissen wird im Milieu typischerweise nicht über explizite Unterweisung oder »theoretische Erkenntnis« gelernt, sondern im pragmatischen Umgang mit den Milieudingen. Entsprechend wird Regelwissen im Milieu »im Vollzug des Handelns als erfüllt und als verletzt *erlebt*« (Scheler 1980: 155, Hvhg. i. Orig.) und nicht durch explizite und bewusste Kenntnis. Ein Milieu bleibt nach Scheler als strukturiert-selektive Umweltbeziehung auch bei Ortswechseln konstant, verändert sich jedoch mit der jeweiligen sozialen Gruppe und

78 Der Wertbegriff bei Scheler lässt sich als »noematischer Gehalt intentionaler Fühlakte« fassen (Frings 1974: 15), und hat damit auf emotionaler Basis immer eine selektive Wirkung.

79 Nur diese eine Richtung wird von der Leibphänomenologie von Hermann Schmitz betont, vgl. Schmitz (1995), Schmitz (1974) und Schmitz (1980).

ihren Relevanzen, um Schütz' Begriff zu gebrauchen (Scheler 1980: 157), ist also immer auch sozial geprägt (vgl. zu Schelers Wissenssoziologie insgesamt Srubar 2007c).

§ 50 Situation als Grundbegriff

Aron Gurwitsch (1977) greift diese Überlegungen Schelers auf, sieht darin aber unter anderem das Problem der Konstitution, d. h. wie denn vom Milieu aus andere Seinsbereiche erschlossen werden können. Gerade diese Weiterentwicklung macht Gurwitschs Überlegungen für eine Theorie sozialer Gedächtnisse (wie auch für soziologische Theorie überhaupt) hochrelevant. Denn damit eröffnet sich ein Weg der Verbindung von interaktionsbasierten und differenzierungstheoretischen ebenso wie von kulturell subjektiven wie objektiven Konzepten von sozialen Gedächtnissen.

Für die Lösung dieses Problems entwickelt er mit Rückgriff auf Heidegger und die Gestalttheorie Schelers Milieubegriff und insbesondere die darin entwickelte Zeigefunktion weiter. Er geht dann aus vom »Leben in« einer Situation.

»Wir sind in [eine] Situation »eingeschaltet«, wir sind »in ihr«, es kommt uns eine Funktion in ihr zu. Was mithin in einer solchen Situation zu geschehen hat [...] ist uns [...] von der Situation und der ihr eigenen Struktur vorgeschrieben. [...] Wenn wir uns in einer Situation befinden und in sie verwoben sind, von ihr umspannt, ja geradezu »absorbiert« werden, dann weist dies auf einen prinzipiellen Gegensatz zum Gegenübersein [...] mittels des kognitiven Bewußtseins.« (Gurwitsch 1977: 96)

Gurwitsch macht also eine Differenz auf zwischen dem distanziierten, bewussten Erkennen in der Form Subjekt-Objekt und dem »Leben in ...« einer Situation bzw. einem Milieu. Letzteres ist durch das pragmatische Hantieren, den Gebrauch von zuhausem Zeug gekennzeichnet. Dieses Milieu hat seine eigene Struktur, die der subjektiven Position darin übergeordnet ist: die Situation und die ihr eigene Ordnung schreiben vor, umspannen und absorbieren. Gurwitsch hebt so die bei Scheler angelegte, aber nicht immer klar akzentuierte übersubjektive Ordnung der Situation hervor und betont in Anlehnung an Heidegger besonders die Verweisungsfunktionen, denn sie sind der Schlüssel für die Erschließung anderer Seinsbereiche von der Situation aus:

1. Zeug bzw. Milieudinge verweisen auf eine bestimmte Art und Weise des Gebrauchs (Gurwitsch 1977: 97)
2. Zeug verweist auch immer auf eine Zeugganzheit, eine Bewandnisganzheit, die dem einzelnen Zeug sein konkretes Sein und seine konkrete Funktion zuweist, nicht mehr die Emotionalität wie noch bei Scheler (Gurwitsch 1977: 100 ff.).

3. Schließlich verweist Zeug auch immer auf »Mitbeigebrachtes«, etwa auf die Materialien, aus denen es hergestellt wird, aber auch andere Akteure, die an der Herstellung beteiligt waren oder auf die hin die Praxis ausgerichtet ist. Das Mitbeigebrachte ist dabei nicht Teil der Zeugganzheit (Gurwitsch 1977: 102 f.).

Insbesondere dieser letzte Verweisungshorizont, der von Heidegger nicht entwickelt wird, eröffnet in jeder Situation Horizonte auf andere Situationen, auf Andere und auf Welt. Diese Horizonte öffnen sich als Innen- oder Außenhorizonte, nach innen etwa in die Spezifika des zuhandenen Materials, nach außen hin etwa zu anderen Situationen. Damit eröffnen sich in jeder Situation über die Horizonte und Verweisungsstrukturen andere Seinsbereiche.

»Vielmehr bildet das »Mitbeigebrachte« einen *Horizont* um die Zeugganzheit wie auch um die Situation, in der wir es mit der Zeugganzheit zu tun haben. Dieses »Mitbeigebrachte« ist in der Situation »anwesend«, aber in der Weise, in der ein Horizont anwesend zu sein pflegt: weder ist er in die Situation aufgenommen noch trägt er dazu bei, sie auszuprägen, wohl aber verweist die Situation selbst auf ihn als ihren Horizont und verweist damit über sich selbst hinaus. Diese Verweisung der Situation [...] bedeutet die Möglichkeit eines kontinuierlichen Hineingehens in diese verschiedenen Horizonte« (Gurwitsch 1977: 103, Hvhg. i. Orig.).

Mit dem Sicheinfügen in die Situation, dem Aufgehen darin, eröffnen sich Horizonte, die über die Situation hinausweisen, aber aus der Situation heraus zugänglich sind.

»In den Horizonten, die zu einer Situation »mitbeigebracht« sind, befindet sich [...] ständig so etwas wie eine Mitwelt. Indem jede Situation auf außerhalb ihrer Gelegenes verweist, verweist sie damit auch stets auf »andere Menschen.« (Gurwitsch 1977: 138)

Horizonte haben bei Gurwitsch noch eine weitere Funktion: sie ermöglichen die begriffliche Fassung von Intersubjektivität. Wie die Anderen mitbeigebracht sind, in größerer oder geringerer Bestimmtheit, in der Nähe oder in der Ferne, kann dabei erstmal offen bleiben und dient Gurwitsch im Weiteren als Ausgangspunkt für die Bestimmung unterschiedlicher sozialer Formen. Wichtig ist, dass die Anderen nicht zum aktuellen Milieu einfach »hinzugedacht« (141), sondern in der Form der »Du-Gewißheit« in der »uns ständig begleitende[n] Alltagsmeinung von der Mitwelt«, in der »uns ständig begleitende[n] Überzeugung«, im impliziten Wissen zuhanden sind und in der pragmatischen Struktur des Milieus zum Vorschein kommen. Gurwitsch behandelt und löst das Intersubjektivitätsproblem der Phänomenologie damit als Geltungsphänomen auf der Ebene des nicht-intentionalen, situativ-impliziten Alltagswissens.

5.1 Situation und Sinn

Situationen, so lassen sich die bisherigen Überlegungen zusammenfassen, werden hier verstanden als Ordnungsrahmen, in denen entweder zwei oder mehr Akteure anwesend sind und sich gegenseitig wahrnehmen oder in denen je Einzelne für sich oder wechselseitig auf andere hin handeln, die sich damit gegenseitig im Verweisungshorizont dieser Situation befinden (vgl. unten § 54). Situationen sind immer von spezifischen Horizonten gerahmt und damit geordnet. Diese Horizonte eröffnen in ihren Verweisungsstrukturen Beziehungen einerseits zu den individuellen Gedächtnisformen und andererseits auch zu höherstufigen sozialen Gedächtnissen. Damit wird die Situation zum sozialen »Ort« des Zusammentreffens der unterschiedlichen Gedächtnisformen, subjektiver, situativer und transsituativer. Solche situativen Aufeinandertreffen von sozialen Gedächtnissen führen zu Sinnvollzügen auf allen beteiligten sozialen Ebenen, die an diesen Punkten ihre größte Nähe erreichen. Zugespitzt formuliert; nur in diesen punktuellen Kompositionen scheinen solche Ordnungsphänomene und -bereiche wie Familie, Organisation oder Universität auf. Diese Phänomene sind damit genau genommen eine abstrakte Generalisierung und Zuschreibung aus der jeweiligen Reihe von familialen, organisationalen, universitären Situationen. Aber doch keine Generalisierung, die immer wieder neu hergestellt werden müsste, sondern die die Situation selbst ordnend durchzieht und mit ihren je eigenen Generalisierungen in den Horizonten der jeweiligen Situation steht.

Zusätzlich zu dieser Komposition von sozialen Gedächtnissen, entwickeln sich in Situationen, wie oben mit Goffman entwickelt wurde, eigenständige Sinnvollzüge. Die vollziehen in Situationen in dreifacher Weise: im Modus des impliziten Wissen, des Sprechens und im pragmatischen Umgang mit dem situativ Zuhandenen. Diese Ebenen sind zugleich Ebenen des Bezugs auf verarbeitetes Vergangenes, Ebenen von Situationsgedächtnis, die nun entwickelt werden sollen. Situative Sinnvollzüge nehmen dabei in unterschiedlicher Weise Bezug auf die vor- und zuhandenen Horizonte.

§ 51 Die Ordnung der Situation: Das implizite Wissen

Nach Gurwitsch (1977) – im Anschluss an Scheler – verläuft der menschliche Weltzugang nicht primär in einer Erkenntnisposition, in der erkennende Subjekte sich Objekten zuwenden, sondern die Umwelt ist in Form von Situationen gegeben, Konstellationen von Zeug (im Heideggerschen Sinne) und Anderen:

»Wenn wir in einer Umweltsituationen stehen, dann ist all das, was in dieser Situation vorliegt nicht primär Gegenstand der Betrachtung, Zielpunkt freier Zuwendung oder Thema intentionaler und kognitiver Akte. [...] Daß wir in einer Umweltsituation stehen, besagt letztlich, daß wir *in ihr leben*: wir sind in dieses Situation »eingeschaltet«, wir sind »in

ihr« [...]. Was mithin in einer solchen Situation zu geschehen hat und was uns zu tun zufällt, das bestimmen wir nicht als außerhalb Stehende, auf sie nur Hinblickende; – es ist uns vielmehr von der Situation und der ihr eigenen Struktur selbst vorgeschrieben.« (Gurwitsch 1977: 96, Hvhg. i. Orig.)

In einer Situation befinden sich demnach keine Dinge oder Gegenstände, sondern »Zeug«, das sich in seinem Gebrauch oder seinen Gebrauchsweisen als solches, als Zuhandenes formiert. In pragmatischen Prozessen, im Einschalten in die Situation, ist diese als solche zugänglich, zuhanden. Erst dann erlangt die »Bewandtnisganzheit«, der »Zeugzusammenhang« Vertrautheit und Selbstverständlichkeit, und damit scheinen die offenen Horizonte der Situation auf. Ist diese Situation nun eine soziale, so sind die Einzelhandlungen zu Handlungsfolgen oder Kommunikationen verklammert. Das geschieht im praktischen Vollzug der Koordinierung, in den jeweiligen Anschlüssen. Als solche bleiben sie implizit gemeinsame Praxis, die vor allem auf die körperliche Parallelverarbeitung rekurriert. Noch bevor reflexive Idealisierungen (Schütz 2003b) unterstellt werden können, entwickeln sich im pragmatischen Vollzug der Interaktion präreflexive Regeln, Konnotationen, Indexikalitäten, kurz: situationspezifisches implizites Wissen aus und in einer gemeinsamen Praxis. Das reicht von der »normalen« Länge von Blickkontakten, der erträglichen körperlichen Nähe bis hin zu den Bedeutungen von Gesten und anderen körperlichen Ausdrucksformen. Dieses Wissen vergeht mit dem Enden der Interaktionen, wenn es nicht in den einzelnen Körpergedächtnissen generalisiert würde, und zwar immer generalisiert vor dem Hintergrund je unterschiedlicher Typisierungsvorräte. Damit liegt es bereit und bildet Erwartungshorizonte für weitere Interaktionen. Trotzdem bleiben (soziale) Situationen die Gelegenheiten, in denen es generiert und in denen es – aufgrund bestimmter Merkmale der jeweiligen Situation – auch wieder aufgerufen wird:

»Zwar legt die These der sensomotorischen Fundierung kommunikativer Äußerungen die Auffassung nahe, implizites Wissen sei primär an die einzelnen Körper der Akteure gebunden und insofern in deren Besitz. Doch ist es die vorgängig gelungene Handlungskoordination, durch die solche Inkorporierungen als strukturierter und strukturierender Prozess überhaupt erst möglich werden.« (Loenhoff 2012: 309)

Das schließt ein Misslingen von Interaktionen keineswegs aus, sondern betont im Gegenteil die generelle Unsicherheit jedes Gelingens und damit auch die entsprechenden Unsicherheiten, wenn die Anwendung der generalisierten Typen und Schemata scheitert, etwa weil die pragmatischen Vollzüge der Teilnehmer hochgradig verschieden sind. Wird nur die Ebene der Kommunikation in den Blick genommen, ist das Scheitern vielleicht sogar der Regelfall, denn Stabilität garantiert vorerst nur eine ge-

lingende pragmatische Abstimmung vor dem Hintergrund potentiell divergierender Körpergedächtnisse.⁸⁰

An dieser Stelle kommen weitere Formen des impliziten Wissens ins Spiel: zum einen das Wissen um die situative Gegebenheit, ein situationsbezogener »background of common understanding« (Garfinkel 1967: 44 ff.), ein situatives Hintergrundwissen im Sinne einer als gültig und in gewissem Umfang eine geteilt angenommenen Situationsdefinition. Dieses Wissen ist zentral für das Verstehen situativer Kommunikation in ihrer Indexikalität. Es wäre selbst zumindest teilweise prinzipiell explizierbar, ist aber gerade »weil es sich der erschöpfenden Explikation entziehen muss, um seine Funktion zu erfüllen, zutiefst wirksam und gleichzeitig höchst unauffällig – aber permanent am Werk« (Renn 2006: 261, Fn. 32: Hvhg. i. Orig.). Das zeigt sich exemplarisch in Garfinkels Krisenexperimenten (vgl. etwa Garfinkel 1967: 38 ff.).

Ein Teil dieses situativen Hintergrundwissens sind implizit bleibende Regeln, die entweder selbst nicht explizierbar sind, weil sie nur auf einer unbestimmten Ähnlichkeit in der vagen Gesamtheit ihrer praktischen Anwendungen beruht, oder deren Anwendung nicht explizierbar ist, weil die je aktuelle Situation in ihrer Komplexität nicht fassbar ist.

»So können wir zwar umfassende und detaillierte Regeln für das Verhalten in einer Situation entwickeln, doch die konkrete Situation ist stets mannigfaltiger als sie regelhaft vorhergesehen werden kann (wie z. B. das Scheitern von Gebrauchsanweisungen – solange man nicht ohnehin ziemlich genau weiß, wie ein Gerät funktioniert – zeigt).« (Kogge 2012: 39 f.)

Das situationsspezifische implizite Wissen, als Typen, Schemata, implizite Regel und Regelanwendung sowie als Hintergrundwissen, bleibt an die situative Praxis gebunden, wird aber gleichsam indexalisch an verallgemeinerte Situationsmuster gebunden (»Autofahren«, »Seminar«, »Besprechung«, etc.) und bei Vorliegen der generalisierten Merkmale dann entsprechend aufgerufen. Der Entstehungszusammenhang in der Praxis einer wiederholten Situation bleibt somit auch bei der Memorierung in individuellen Körpergedächtnissen erhalten. Differenzen, die sich beim Aufruf in einer geteilten Situation zeigen, bleiben unthematisiertes Hintergrundwissen, solange die Handlungskoordination als problemlos gelten kann (was selbst wieder die Anwendung einer impliziten Regel ist ...).

Situationen und insbesondere Interaktionssituationen sind immer durch implizites Wissen grundriert, ein Wissen, das parallel verarbeitet wird und in gemeinsamer Praxis

⁸⁰ Wobei zu beachten ist, dass Anschlussbahnungen durch Erwartungsgeneralisierungen, von transsituativen Ordnungsbereichen aus oder durch symbolisch generalisierte Kommunikationsmedien hier durchaus korrigierend, wahrscheinlichkeitserhöhend eingreifen können.

erzeugt wird, trotz der individuell unterschiedlichen Memorierung.⁸¹ Aber der analytische Kern jeder Situation ist in der Soziologie die Kommunikation bzw. der situative Sprachgebrauch, der zwar, wie gezeigt, auf implizitem Wissen aufruht, aber durchaus Eigenständigkeit beanspruchen kann. Insofern zeigt sich hier ein spezifischer Anwendungsfall der Verbindung von Körpergedächtnis mit dem reflexiven Gedächtnis. Daran zeigt sich aber nicht nur die Rolle des impliziten Wissens, sondern auch der situative Zugriff auf und die situative Wirkung von höherstufigen sozialen Gedächtnisse.

§ 52 Die Ordnung der Situation 2: Sprachgebrauch

Sprechhandlungen sind ein so zentraler Bestandteil sozialer Situationen, dass insbesondere die Systemtheorie Luhmannscher Prägung sogar alle anderen Elemente dieser interaktionalen Sinnvollzüge aus ihrer Betrachtung verbannt hat (vgl. etwa Kieserling 1999). Dass die kommunikative Praxis eine eigene Dimension des sprachlichen Feldes insbesondere im Unterschied zur transsituativ verfügbaren Sprache darstellt, wurde von den strukturalistisch orientierten Teilen der Linguistik bestritten, in den Ansätzen der Soziolinguistik und der Ethnographie des Sprechens (Hymes 1973; Hymes 1979) jedoch immer wieder betont.

Der Ausgangspunkt ist im Weiteren also nicht ein abstraktes System der Sprache, sondern der je konkrete Sprachgebrauch in einer konkreten Situation. Ein abstraktes System der Sprache wäre Wittgenstein zufolge nur eine generalisierende Abstraktion aus der Vielzahl der Verwendungsweisen von Sprache: »Wir erkennen, daß, was wir ›Satz‹, ›Sprache‹, nennen, nicht die formelle Einheit ist, die ich mir vorstellte, sondern die Familie mehr oder weniger verwandter Gebilde.« (Wittgenstein 1997b: §§ 65 ff., § 108) Und selbst die »Familienähnlichkeit«, die einer solchen Abstraktion zugrunde liegt, liegt nicht in der Natur des Bezeichneten, sondern im Sprachgebrauch selbst. Erst wenn Gemeinsamkeiten in unterschiedlichen Sprachgebrauchsweisen, Sprachspielen, als Gemeinsamkeiten pragmatisch aktualisiert werden, entsteht die Abstraktion »Sprache«.⁸²

81 Die Interaktionssituation hält jedoch auch immer Horizonthaftes verfügbar, das Gurwitsch mit dem Begriff des »Mitbeigebrachten« fasst. In diesen Horizonten verbirgt sich zum einen der jeweils Andere als Anderer (Intersubjektivität im phänomenologischen Sinn), kann aber niemals als solcher erreicht bzw. entborgen werden. Für eine Begründung dieser Unmöglichkeit vgl. wiederum Schütz (2009a), für aktuelle Versuche, diese Form der Intersubjektivität dennoch zu begründen vgl. Mensch (2010: 199 ff.) und Warren (2009: 209 ff.), die beide jedoch von einem »gap« (Mensch) bzw. einer »intersection between myself and the Other« (Warren) ausgehen, die nie ganz überbrückt werden können.

82 Das hat bereits Wilhelm von Humboldt (1963: 295) festgestellt: »Die Sprache erscheint in der Wirklichkeit nur als ein Vielfaches. Wenn man allgemein von Sprache redet, so ist dies eine Abstraktion des Verstandes; in der That tritt die Sprache immer nur als eine besondere, ja nur in der allerindividuellsten

Der Sprachgebrauch, sei es in mündlicher oder schriftlicher Form, ist also keine Aktualisierung eines abstrakten Systems, sondern eine sinnvoll geregelte Praxis, eine auf Verständigung und Handlungskoordination gerichtete Praxis, die wie oben gezeigt wurde, situationstranszendent von implizitem Wissen einzelner Akteure abhängt. Diese Praxis geschieht allerdings innerhalb von semantischen und grammatikalischen Regeln und Strukturen, die überindividuelle und übersituative, also situationstranszendente Geltung haben. Ein nicht unerheblicher Teil des impliziten Wissens in einer Situation bezieht sich auch auf diese Regeln und Strukturen. Sprachgebrauch kann so mit Humboldt als »unendlicher Gebrauch von endlichen Mitteln« (Humboldt 1963: 477) bezeichnet werden. Das gebrauchte endliche Zeichen-, Regel- und Bedeutungssystem muss einerseits erlernt werden und gibt den Sprachgebrauchenden grammatische und syntaktische Regeln und Generalisierungen in Form von Semantiken vor. Damit ist der konkrete Gebrauch aber keineswegs determiniert, sondern er wird allenfalls geordnet oder gebahnt. Denn in der konkreten Situation müssen diese Regeln und Generalisierungen spezifiziert, auf diese Situation angewendet werden. Damit steckt immer auch ein Mißlingen der Anwendung und damit ein Potential von kreativer Veränderung in jedem Sprachgebrauch, immer auch ein situativ-kreatives Moment (vgl. wiederum Humboldt 1963: 223 ff.). Auch der Gebrauch von Zeichen, seien es Laute oder Schriftzeichen, involviert immer körperliche Aktivität, also auch schematisierte Bewegungsabläufe etwa des stimmbildenden Muskulatur oder die Schreibebewegungen der Hand. Zusätzlich unterstützen in Interaktionen mimische und gestische Bewegungen den Zeichengebrauch.

Der Zeichengebrauch ist jedoch sowohl im Denken wie im Sprechen an die zentrale Eigenschaft der semiotischen Systeme gebunden: der Zeitlichkeit im Sinne einer Sequentialität diskreter Signifikanten. Im Akt des Sprechens werden Sprachelemente aus einem Horizont von verfügbaren Sememen, die mit bestimmten Signifikanten verbunden sind, gewählt, mehr oder weniger gemäß sozial geltenden Regeln der Syntax und Grammatik angeordnet und geäußert. Typischerweise greift diese Aktualisierung auf die Leistungen von Körpergedächtnissen ebenso zurück, wie auf reflexive Gedächtnisse. Dort haben sich generalisierte Bedeutungsmuster, Semantiken, niedergeschlagen, die aktualisiert und in ihrer Aktualisierung auch immer verändert werden können. So kann etwa die »blonde Braut« sowohl eine durch ihre Haarfarbe ausgezeichnete, die Hochzeit erwartende oder feiernde Frau als auch ein helles Bier bezeichnen.

Im Sprachgebrauch sind die jeweils mehrfachen Sinnvollzüge zu beachten. Ein sprachlicher Ausdruck erhält Sinn in den intentionalen Abläufen des Bewusstseins (wobei hier sowohl die körperlich-habituellen und emotionalen Elemente des Sprechens als auch die Sinnvollzüge im sprachlichen Denken samt ihren bildlichen Assoziationen wichtig sind, die selbst wieder durch vorherige sozialen Gebrauch geprägt sind) – den subjektiven Sinn. Mit der Äußerung wird dieser mit subjektivem Sinn geladene

Gestalt, als Mundart, auf.« Vgl. zu obiger Argumentation auch Kogge 2002: 76 ff.

Ausdruck jedoch in eine soziale Sequenz, Kommunikation, eingefügt, die ihrer Eigenständigkeit einerseits von den vorherigen Äußerungen im Gespräch und andererseits von den erst erfolgenden Anschlüssen Anderer abhängig ist. Die Interpretationen des kommunikativen Sprachgebrauchs, und darauf basierend die nächsten Anschlüsse, sind dann immer auch wieder eine je subjektive Angelegenheit (eventuell unterstützt von transsituativen Mechanismen). Die damit auf mehreren Ebenen je eigenen Selektivitäten führen zu unterschiedlich überlagerten und übersetzten Sinnvollzügen, die im Falle eines Gesprächs auch wieder auf unterschiedlichen Ebenen unterschiedlich generalisiert werden (können).

Sobald die Sprachsozialisation auch in Bildungsanstalten sozial geregelt wird, sobald Sprache selbst in Lexika, Grammatiken und Wörterbüchern kodifiziert wird, sobald schriftliche Texte als Beispiele vorliegen, verändert sich die Situation insofern, als auch andere Horizonte für den Sprachgebrauch eröffnet werden. Mit der Vertextung entwickelt sich eine Form von »preserved communication« (Havelock 1963: 134), eine Form »gepflegter Semantik« (Luhmann 1980: 19), die institutionell durch Referenztexte, Wörterbücher, Sozialisationsinstanzen etc. abgesichert wird und entsprechend situativ in sozialen Gedächtnissen zur Verfügung steht. Aber auch in jeder wiederholten Interaktion kann sich eine eigene Semantik zwischen den Interaktionspartnern entwickeln, auf die zur Bekräftigung der Interaktion wieder zugegriffen werden kann.⁸³ Im situationalen Sprachgebrauch manifestiert sich ein, grundiert von implizitem Wissen und im Horizont sprachlich-sozialer Gedächtnisse, der je spezifische situative Sinn (der durchaus von den subjektiven Sinnzuschreibungen differieren kann). Gleichzeitig eröffnet sich ein möglicher transsituativer Bezug auf soziale Gedächtnisse, der den situativen Sinnvollzug konterkarieren oder aber stabilisieren (und damit in der Aktualisierung auch die Generalisierung variieren oder bestätigen) kann. Eine weitere mögliche Transzendierung der Situation eröffnet sich mit der referenzierten Materialität, die auch wiederum über die situative Materialität situationale Sinnvollzüge stabilisieren kann. Beide werden in den nächsten Schritten entwickelt.

5.2 Transzendenzen der Situation

§ 53 Über die Situation hinaus I: Referenzierte Materialität

Wenn Sinnvollzüge auf der transsituativen Ebene in autologischer Weise verlaufen, muss es subjektunabhängige »Träger« des Sinns geben, auf die Subjekte zwar Bezug neh-

83 Ein literarisches Beispiel dafür wäre etwa der Ausdruck »auf den Steinen sitzen«, wie er sich zwischen Morten Schwarzkopf und Tony Buddenbrook entwickelte. Er denotiert den sozialen Ausschluss und die damit verbundene Einsamkeit, vgl. Mann 1989: Zweiter Teil. Mit der Vertextung steht er aber auch als Semantik für weiteren Gebrauch in dieser Bedeutung zur Verfügung.

men, die aber eine eigenständige Prozessualität aufweisen. Husserl hat die Konstitution einer solchen in seinen Begriffen transsubjektiven Sphäre in seinem berühmten Manuskript »Der Ursprung der Geometrie« beschrieben, das als »Beilage III« im *Krisis*-Band der *Husserliana* wieder abgedruckt ist.

Er geht dafür von einer »offenen Generationskette miteinander und füreinander Arbeitender« aus, dem »Gesamterwerb geistiger Leistungen, der sich durch Fortarbeit in neuen Geistesakten durch neue Erwerbe erweitert« schaffen (Husserl 1962: 367). Die Geometrie, von er hier beispielhaft anführt, ist »Existenz von objektiv Daseiendem für ›jedermann‹«, »sie hat von ihrer Urstiftung her ein eigenartig überzeitliches [...] zugängliches Dasein« (Husserl 1962: 367 f.). Alfred Schütz verwendet zur Beschreibung eines solchen Sinnzusammenhangs den Begriff »Diskursuniversum« (Schütz 2003d: 228). Den Elementen dieses Sinnzusammenhangs wird von Husserl »ideale Objektivität« zugeschrieben,

»die einer ganzen Klasse von geistigen Erzeugnissen der Kulturwelt [eignet], zu welcher alle wissenschaftlichen Gebilde und die Wissenschaften selbst gehören, aber auch z. B. die Gebilde der schönen Literatur.« (Husserl 1962: 368)

Das Kriterium für die Zuordnung zu dieser ›Klasse‹ ist für Husserl nicht eine »Wiederholbarkeit in vielen einander gleichen Exemplaren«, sondern ein originaler Sinn, der sich identisch in allen Aktualisierungen und »Übersetzungen« wiederfindet. Gleichgültig in welchem Buchexemplar oder in welcher Form wir den Text »Der Ursprung der Geometrie« lesen: sein Sinn bleibt Husserl zufolge für alle Lesenden immer der Gleiche. Das Problem ist also auf die Genese und die dauerhafte Geltung der idealen Objektivitäten zurückzuführen.⁸⁴ Husserl hat die Problematik der idealen Objektivitäten gesehen:

»Mittels der Sprache, in der [die ideale Objektivität] sozusagen ihren Sprachleib erhält; aber wie macht die sprachliche Verleiblichung aus dem bloß innersubjektiven Gebilde das *objektive*, das etwa als geometrischer Begriff oder Sachverhalt in der Tat für jedermann verständlich da ist, und in aller Zukunft [...] als geometrischer Satz in seinem idealen geometrischen Sinn gültig?« (Husserl 1962: 369)

Die schlichte Versprachlichung allein reicht aber nicht aus, insofern auch keine Kommunikation oder Interaktion zwischen den Geometrikern. Was fehlt, ist das

»*verharrende Dasein* der ›idealen Gegenstände‹ auch während der Zeiten, in denen der Erfinder und seine Genossen nicht in solchem Konnex wach

⁸⁴ Hier setzten die Überlegungen von Lambert Wiesing (2005) an, der Medien als Werkzeuge definiert, die die Trennung von Genesis und Geltung erlauben, die »artifizielle Selbigekeit« produzieren.

oder überhaupt nicht mehr am Leben sind. Es fehlt ihr Immerfort-Sein, obschon niemand sie in Evidenz verwirklicht hat.« (Husserl 1962: 371)

Das Mittel dazu findet Husserl in der Schrift, dem »dokumentierenden sprachlichen Ausdruck«, die »sozusagen virtuell gewordene Mitteilung« (ebd.). Damit ist den Operationen des Bewusstseins eine externe, eine transzendente Referenz gegeben, die in Form von hyletischen Daten aufgenommen und verarbeitet werden kann. Das Besondere an den Schriftzeichen ist nun, dass sie nicht nur wie andere Gegenstände wahrgenommen werden, sondern dass sie »wie Sprachlaute ihre vertrauten Bedeutungen« »wecken«. Sie tragen ihre Bedeutung nicht direkt in sich selbst, sondern »wecken« sie assoziativ.⁸⁵ Dabei geht Husserl davon aus, dass der Sinn sowohl im Schreibprozess als auch in der Sedimentierung als auch in der passiven Weckung bzw. der reaktivierten Evidenz identisch bleibt.⁸⁶ Gegen diese Prämisse der univoken Tradierung des originalen Sinns erhebt Derrida vehement Einspruch (Derrida 1987: 116 ff.). Wenn die Univozität bestritten wird, muss die Wiederholbarkeit selbst zur Basis des dann keineswegs mehr stabilen Sinnzusammenhangs werden. Die ideale Objektivität, die Sprache und Schrift ausdrücken, wird dann zu einem Kontinuum zwischen den unerreichbaren Polen »absolute Äquivokazität« und »absolute Univozität«, die Derrida exemplarisch mit James Joyce und Edmund Husserl besetzt (Derrida 1987: 133 ff.). Auch die exaktesten Ausdrücke der Wissenschaften verändern ihren Sinn, denn sie entstehen und gelten in offenen Prozessen, die in ihrer Kontextualität ideale Objektivitäten als Generalisierungen immer wieder neu spezifizieren und damit verändern. Der Satz des Pythagoras etwa verliert seine Bedeutung in der nicht-euklidischen Geometrie. Letztlich wird also mit jedem Lektüreakt, mit jedem Gebrauch in einem aktuellen Sinnvollzug die ideale Objektivität in Frage oder zumindest auf die Probe gestellt.

Den interessanten Punkt für eine Formierungstheorie des Sozialen insgesamt könnte ein Zusatz von Husserl zur Charakterisierung von Schriftzeichen ausmachen. Sie sind ihm zufolge nicht nur schlicht in ihrer Körperlichkeit erfahrbar, sondern auch »in ständiger Möglichkeit, intersubjektiv in Gemeinschaft erfahrbar zu sein« (Husserl 1962: 371). Diese Form der intersubjekten Erfahrung wird nicht weiter expliziert,⁸⁷

85 Das geschieht im passiven Modus, wobei die Differenz Aktivität/Passivität bei Husserl diverse Verschiebungen erfährt. Passivität wird in seiner letzten Schaffensphase von Husserl als Beschreibung von vorintentionalen Prozessen gefasst, die in Abstufungen rezeptiv-assoziativ, vorprädikativ Erfahrungsverarbeitung leisten (Husserl 1948: §§ 15 ff.).

86 Vgl. dazu auch den frühen Husserl (1975: § 6): »Wissenschaft geht, wie der Name sagt, auf Wissen. Nicht als ob sie selbst eine Summe oder ein Gewebe von Wissensakten wäre. Objektiven Bestand hat die Wissenschaft nur in ihrer Literatur, nur in der Form von Schriftwerken hat sie ein eigenes, wenn auch zu dem Menschen und seinen intellektuellen Betätigungen beziehungsreiches Dasein; in dieser Form pflanzt sie sich durch die Jahrtausende fort und überdauert die Individuen, Generationen und Nationen. Sie repräsentiert so eine Summe äußerer Veranstaltungen, die, wie sie aus Wissensakten vieler Einzelner hervorgegangen sind, wieder in eben solche Akte ungezählter Individuen übergehen können, in einer leicht verständlichen, aber nicht ohne Weitläufigkeiten exakt zu beschreibenden Weise.«

87 Es wird lediglich der im Lesen aktivierten Evidenz ebenfalls »eine Vergemeinschaftung« zugeschrieben (Husserl 1962: 374).

5.2 Transendenzen der Situation

sie ruht aber offensichtlich auf drei Gegebenheiten: 1) der als identisch *geltenden* und entsprechend wahrgenommenen persistenten Materialität bzw. Gegenständlichkeit der Zeichenträger, eine referenzierte Materialität, die sich durch die einzelnen Materialisierungen als materiales Muster durchsetzt, und 2) der prinzipiellen »Wiederholbarkeit in vielen einander gleichen Exemplaren« (deren Notwendigkeit Husserl für die idealen Objektivitäten bestreitet (Husserl 1962: 368). Dazu kommt 3) eine sozial gültige und verbreitete Verbindung dieser wahrgenommenen Materialität mit einem keineswegs zwingend identischen Sinngehalt. Dafür genügt eine pragmatisch hergestellte Ähnlichkeit (im Sinne von Wittgensteins Familienähnlichkeit). Das Problem ist also die persistente Geltung einer spezifischen idealen Objektivität in ihren an referenzierte materiale Gegebenheiten gebundenen Wiederholungen. »Jedes einfache Zeichen indiziert eine Bedeutung, und zwar eine Setzung irgendeines zugehörigen Sinngehaltes, und diese Indikation ist eine assoziative« (Husserl 1992b: 324). Was hergestellt und aufrechterhalten werden muss, ist assoziative Bindung von generalisierten Sinngehalten an generalisierte materiale Formen. In dieser Weise referenzierte Materialität sichert so zwar nicht die Identität von Bedeutungen, stellt aber über die durch Wiederholung abgesicherten Bezug, eine soziale Geltung her.

Die Behauptung einer referenzierten Materialität⁸⁸ ist keineswegs als ein Rückfall in essentialistische Positionen zu verstehen. Nichtsdestotrotz steht sie in Opposition zu radikal-konstruktivistischen Positionen. Denn das je subjektive System von Bedeutungen, wie umfassend und komplex es auch sein mag, hat »keine *intrinsische*, eingebaute, magische Verbindung [...] mit dem, was es darstellt« (Putnam 1990: 20). Diese Verbindung liegt auch nicht in der Materialität. Entscheidend ist die kollektive praktisch vollzogene (und immer wieder wiederholte bzw. wiederholbare) Bezugnahme auf etwas als etwas. Über die Materialität muss damit nicht mehr ausgesagt werden, als dass sie diese kollektive Referenz ermöglicht, d. h. dass sie eine gewisse Dauerhaftigkeit bzw. Wiederholbarkeit aufweist und wiederholt auf sie zugegriffen werden kann. Situative und transsituative Sinnvollzüge ruhen, das wäre die These dieses Paragraphen, auf einem Sockel von referenzierbaren Materialitäten, deren Geltung in Wiederholungen sozial stabilisiert ist.

Damit bleibt das Problem, wie denn eine kollektive Referenz möglich ist. Die Grundlagen dafür finden sich in organisierten kollektiven Praxen, angefangen von der familialen Sozialisation, den frühkindlichen Trainingslagern (PEKiP, Kindergarten), über die Schulen, die nicht zuletzt gemeinsame Referenzierungsschemata liefern (der von Husserl bemühte Satz des Pythagoras hat einen wesentlichen Teil seiner realen Objektivität an Schultafeln), bis hin zu den Universitäten, an denen die Geltung aktueller wissenschaftlicher Sinnvollzüge bekräftigt wird. Die möglichst einheitliche Referenz wird also durch soziale Institutionen, durch wiederholte und korrigierte Praxen hergestellt (vgl. zur Schriftsozialisation etwa Stetter 2005).

⁸⁸ Anregend dafür war wiederum Renn (2006: 217 ff., 259 ff.), auch wenn die Ausführung stark differiert.

§ 54 Situative Materialitäten

Auf diesen Überlegungen zur referenzierten Materialität aufbauend kann die situative, materiale Rahmung von Situationen als Dimension der erfolgenden Sinnvollzüge aufgenommen werden. In Luhmanns Systemtheorie »schwimmen« die gesellschaftlichen Teilsysteme »auf einem Meer ständig neu gebildeter und wieder aufgelöster Kleinsysteme« (Luhmann 1997: 812), den ephemeren Interaktionssystemen. Was bei der Reduktion des Sozialen auf bloße Kommunikationen allerdings verlorengeht, ist das situative Umfeld der Interaktionen. Wie oben in §§ 51 f. zum impliziten situativen Wissen und zum Sprechen bereits entwickelt, agieren und operieren wir in diesem Umfeld zu einem guten Teil ohne explizite Reflexion. Eine Orientierung erfolgt in vertrauten Situationen problemlos, Routinen regeln den Umgang mit der situativ vorhandenen Materialität.

An dieser Stelle sollen diesbezügliche Überlegungen zur Materialität der Praxis und die Wirkung dieser Materialitäten auf die Praxis aufgegriffen werden, wie sie insbesondere von Werner Kogge (2012) und Theodore Schatzki (1996; 2002) entwickelt wurden. Demnach ist Handeln »generell mit materialen Bedingungen und Gegebenheiten verwoben« (Kogge 2012: 30).

»Die materielle Welt mit ihren Eigenschaften, in ihrer je spezifischen Beschaffenheit ist also nicht nur äußerlich im Spiel, sondern bestimmt das Handeln in seiner inneren Struktur und seinem Verlauf mit. Im Handeln gehen wir mit je gegebenen materiellen Bedingungen um, die mitberücksichtigt sein wollen, damit eine bestimmte Handlung überhaupt vollzogen werden kann. Weil jedes Handeln mit für es charakteristischen Bedingungen verbunden ist, lässt sich die elementare Materialität des Handelns in der Formulierung ausdrücken: *Alles Handeln ist Handeln MIT etwas.*« (Kogge 2012: 32)

Zusätzlich zur Gerichtetheit (Intentionalität) und Regelmäßigkeit (Konventionalität) wirkt diese Materialität der Handlungssituation sowohl auf die erfolgenden Generalisierungen als auch auf die je wirksamen Selektivitäten der Interaktion. Sie wirkt jedoch nicht in ihrer dinghaften, festen Form, sondern dadurch dass auf sie Bezug genommen, dass sie referenziert wird, dass mit ihr, in ihr und um sie herum interagiert wird.

Und in ihrer Dauerhaftigkeit kann sie damit auch stabilisierend für aktuelle Sinnvollzüge wirken. Im kommunikativen »Meer der Kleinsysteme« erscheinen, um Luhmanns Metapher weiter zu spinnen, Korallenriffe und Inseln, die Strömungen auslösen und kanalisieren, Ankermöglichkeiten bieten und festen Boden unter den Füßen liefern. Und damit liefern diese situativ gegebenen und referenzierten Materialitäten immer auch potentielle Generalisierungen, die als fungierende Generalisierung in den aktuellen Sinnvollzug eingehen können (oder als latente im situativen Horizont bleiben).

5.3 Die Ordnung der Horizonte

Insofern entwickelt die persistente situative Materialität selbst kein Gedächtnispotential, aber dieses kann in den wiederholten sinnhaften Bezugnahmen auf materiale Gegebenheiten, durch eine wiederholte Praxis der Referenz, hergestellt werden. An sie können subjektiv, situativ oder transsituativ hergestellte Generalisierungen geheftet werden, die durch wiederholte Referenzen »geweckt« werden können. Situative soziale Gedächtnisse halten ihre Generalisierungen, so kann der Gedächtnisaspekt dieser Ebene zusammengefasst werden, einerseits in den subjektiven Gedächtnissen, eventuell versehen mit einem auf spezifische Situationen verweisenden Index, vor oder aber in den als identisch geltenden situativen Materialitäten, an die Generalisierungen samt ihren Interpretationsmustern »geheftet« sein können. Unter diesen Aspekt fallen auch materiale Praxen selbst, die in ihrer rituellen Wiederholung Bedeutungen aktualisieren können. Von hier aus eröffnen sich vielfältige Verbindungen in die Horizonte einer Situation.

5.3 Die Ordnung der Horizonte

Die Situationen können nur als zentrale Analyseeinheiten fungieren, wenn sie höherstufige soziale Gegebenheiten, transsituative Ordnungsphänomene und -bereiche integrieren können. Dafür bietet sich der schon mit Gurwitsch eingeführte Horizontbegriff an, der jedoch für diese Funktion noch etwas weiter entwickelt werden muss: einerseits in seinen Verweisungsstrukturen und andererseits in seinem Verhältnis zu sozialen Gedächtnissen.

§ 55 Über die Situation hinaus II: Verweisungsstrukturen und Horizonte

Der Horizontbegriff ist ein wichtiges Element in Husserls Phänomenologie. Horizonte markieren dynamische Grenzen einer Gegebenheit, als Spielräume von Möglichkeiten und eröffnen gleichzeitig Zugänge zum nichtthematischen Mitegebenen.

»Jede Erfahrung hat ihren Erfahrungshorizont; jede hat ihren Kern wirklicher und bestimmter Kenntnisnahme, hat ihren Gehalt an unmittelbar selbstgegebenen Bestimmtheiten, aber über diesen Kern bestimmten Soseins hinaus [...] hat sie ihren Horizont. Darin liegt: jede Erfahrung verweist auf die Möglichkeit [...] nicht nur das Ding, das im ersten Erblicken Gegebene, nach dem dabei eigentlich Selbstgegebenen schrittweise zu explizieren, sondern auch weiter und weiter neue Bestimmungen von demselben erfahrend zu gewinnen. [...] Und dieser [Horizont] in seiner

Unbestimmtheit ist im Voraus in Mitgeltung als ein Spielraum von Möglichkeiten, als einen Gang der Näherbestimmung vorzeichnend« (Husserl 1948: § 8).

Husserls egologische Bestimmung von Horizonten fokussiert auf die Sinn-genese im einzelnen Bewusstsein und geht deshalb von der selektiv-aktiven Erschließung derselben durch das Subjekt aus. Schon hier wird jedoch deutlich, dass Horizonte keineswegs ein wirres Sammelsurium sind, sondern selbst in sich (vor)geordnet sind und insofern auch selbst selektiv-bahnend wirken (»einen Gang der Näherbestimmung vorzeichnend«). Diese Eigenlogik des Horizonthaften wird mit der Übertragung auf die Situation, wie sie Gurwitsch vornimmt, noch verstärkt. Die vorhandenen Verweisungen sind Ordnungs- und Bahnungsmuster, die sich nicht mehr unmittelbar auf subjektive oder intersubjektive Aktivität, auf (soziales) Handeln, zurückführen lassen. Sie sind der Niederschlag vergangener Sinnvollzüge, die in unterschiedlichen Formen sinnhaft geordnet zur Verfügung stehen. Es handelt sich um die Generalisierungen vergangener sozialer Prozesse, die von sozialen Gedächtnissen in der aktuellen Situation horizonthaft vorgehalten werden. Das heißt aber, dass sie, um aktuell zu werden, immer auch selektiert, pragmatisch aktualisiert, in aktuelle Sinnvollzüge eingebaut werden müssen.

An dieser Stelle wird ein weiterer Schritt von Gurwitsch relevant: Zusätzlich zur Referenz auf Handlungs- und Zeugzusammenhänge ist in der Situation »Mitbeigebrachtes« anwesend:

»Dieses ›Mitbeigebrachte‹ ist in der Situation ›anwesend‹, aber in der Weise, in der ein Horizont anwesend zu sein pflegt: weder ist er in die Situation aufgenommen noch trägt er dazu bei, sie auszuprägen, wohl aber verweist die Situation selbst auf ihn als Horizont und verweist damit über sich selbst hinaus. Die Verweisung der Situation und der in ihr figurierenden Zeugganzheit [...] bedeutet die Möglichkeit eines kontinuierlichen Hineingehens in diese verschiedenen Horizonte, wobei das nur ›Mitbeigebrachte‹ in neuen Situationen [...] zu einem wirklichen Zuhandenen werden kann.« (Gurwitsch 1977: 103)

Horizonte als vor-geordnete Resultate sozialer Vergangenheitsverarbeitung sind in ihrer Struktur und Wirksamkeit nicht nur intern und eigenlogisch geordnet, sondern sind von der konkreten gegenwärtigen Situation abhängig und werden auch immer von hier aus geordnet. Es ist aber auch von den biographischen Erfahrungsräumen und den Kompetenzen der beteiligten Akteure abhängig, welche Horizonte überhaupt als Möglichkeit zur Verfügung stehen, so dass bei mehreren beteiligten Akteuren durchaus unterschiedliche und konfligierende Horizonte aktualisiert werden können. Insofern sind die situativen Horizonte und ihre Verweisungsstrukturen komplexe Überlagerungsformationen aus den drei Ordnungsebenen eigenlogische Sozialität,

situative Präsenz und subjektive Erfahrungsräume, die ihre je eigenen Selektivitäten ins Spiel bringen. Je nach Durchsetzungspotential und Verbindlichkeit der einzelnen Relevanzmuster formieren sich die dynamischen Ordnungsmuster zu mehr oder weniger stabilen Konfigurationen und formieren sich mit jeder situativen Veränderung neu.

Horizonte weisen aufgrund dieser komplexen Überlagerungsverhältnisse sehr unterschiedliche Grade an Klarheit, Bestimmtheit, Nähe und Verbindlichkeit auf. Sie können scharf getrennt und differenziert sein, aber auch fließend ineinander übergehen. Das hängt von der Form der Beziehung des jeweiligen Horizonts zur aktuellen Situation ab. Für diese Beziehung schlage ich den Begriff der Assoziation vor. Diese kann gegründet sein auf einer sachlichen, einer zeitlichen, räumlichen oder sozialen Relation. Die sachliche Assoziation ist gegeben bei einer thematischen Nähe zu den Sachgehalten der Situation. Insofern wird diese Beziehung durch die im Thema selbst begründete thematische Relevanz gekennzeichnet. Insofern liegt hier eher eine Relevanz in Gurwitschs Sinne vor (vgl. Gurwitsch 1975: 276). Die Assoziation kann aber auch aufgrund einer zeitlichen oder räumlichen Nähe (mit)gegeben sein. Und schließlich kann die Assoziation sozial induziert sein, d. h. die Beziehung kann aufgrund sozialer Gegebenheiten hergestellt sein. Auch wenn diese Trennung nur eine analytisch-idealtypische ist, sind für soziale Gedächtnisse doch die sachlichen und sozialen Assoziationsformen die zentralen.

§ 56 Horizonte und soziale Gedächtnisse

Horizonte als Rahmungen, Kontexte und Möglichkeitsräume von Situationen sind demnach in mehrfacher Hinsicht für eine Theorie sozialer Gedächtnisse zentral:

- Sie verbinden latente nicht aktualisierte, aber aktualisierbare soziale Gedächtnisse mit der aktuellen Situation.
- Damit sind sie auch ein Weg, über den soziale Ordnungsmuster ihre Wirksamkeit entfalten können.
- Auch wenn diese Ordnungsmuster sich eigenlogisch formieren (im Sinne einer Unabhängigkeit von unmittelbaren intentionalen oder intersubjektiven Zugriffen), bleiben sie doch auf selektive pragmatische Aktualisierung angewiesen. (»Stell Dir vor, es ist Krieg und keiner geht hin.«)
- Horizonte sind komplexe und dynamische Überlagerungsformationen, die einer Situation unterschiedlich assoziiert sein können: sachlich, zeitlich, räumlich und sozial und entsprechend graduell unterschiedlich präsent sind.

- Sie liefern über Verweisungstrukturen (bzw. Zeigefunktionen) selektive Bahnungen, die in Sinnvollzügen und ihren Selektionen wirksam werden *können*. Hier bietet sich ein Rückgriff auf Max Webers Konzept der Chance an.

Soziale Gedächtnisse operieren vor allem in den Horizonten von Situationen. Sie wirken dabei nicht determinierend, sondern bahnend, wobei diese Bahnung aufgrund der komplexen Überlagerung und der Vielzahl der horizontalen Verweisungen immer nur eine relative Chance zur Verwirklichung hat. Das gilt natürlich auch für die bereits entwickelten Formen des Körpergedächtnisses und des reflexiven Gedächtnisses, die über einzelne Akteure in der jeweiligen Situation präsent sind. Bevor die Ordnung der transsituationalen Horizonte genauer untersucht wird, gilt es jedoch die Situation in ihrer generellen Struktur noch einmal in den Blick zu nehmen.

Situationen sind temporal begrenzte, instabile Gebilde aus pragmatischen Vollzügen, beteiligten Personen und Materialitäten, die sich abhängig von pragmatischer, sozialer und materialer Konfiguration abwandeln. Die Horizonte einer Situation sind entsprechend der Situation selbst geordnet. Sie öffnen sich hin zu subjektiven Gedächtnissen, dem körperlichen und dem reflexiven Gedächtnis. Aber sie öffnen sich, sei es auf dem Umweg über die subjektiven Gedächtnisse, sei es über mediale Vergegenwärtigungen, auch hin zu höherstufigen sozialen Gedächtnissen, deren Generalisierungen so zur Verfügung stehen. Situationale Horizonte fügen sich aufgrund von zeitlichen, räumlichen, sachlichen und sozialen Verbindungen und Assoziationen an eine Situation und lassen sich auch so gliedern. Sie sind entsprechend unterschiedlich »nahe« an der Situation (zeitlich oder räumlich). Sie heben sich in sachlicher Hinsicht unterschiedlich prägnant von dem Horizontgefüge ab.⁸⁹ Und schließlich sind sie sich in sozialer Hinsicht in unterschiedlicher Stärke verbindlich für die aktuellen Situation. Diese Verbindlichkeit kann soweit gehen, dass die Situation selbst davon strukturiert wird (etwa in organisationalen Situationen). Die drei Modi der Horizontstrukturen, Nähe, Prägnanz und Verbindlichkeit, lassen situationsspezifisch jeweils als graduelle Abstufungen mit den polaren Gegenmodi Distanz, Diffusität und Latenz fassen.

Im Gegensatz zu den einzelnen Situationen selbst können die Horizonte wie die Situationselemente, an die sie gekoppelt sind, durchaus Persistenz aufweisen. Diese Persistenz gründet sich auf die von den Horizonten aus referenzierte Materialität, sie gründet sich auf die Geltung der damit verbundenen Interpretationsschemata. Mit anderen Worten, sie gründet sich schließlich auf die Gedächtnisleistungen von subjektiven und sozialen Gedächtnissen, in denen transsituationale Ordnungsbereiche generalisiert sind. Und damit begründet sie die gegenwärtige Verfügbarkeit von transsituationalen Ordnungsmustern, Generalisierungen.

89 Vgl. zum Begriff der Prägnanz auch Cassirer (1954: 235), aber auch die an der Gestalttheorie gewonnenen Überlegungen von Aron Gurwitsch (1975: 258 ff.) zur Struktur von Thema und thematischem Feld.

6 Transsituationale Ordnungsmuster

§ 57 Vorbemerkung zur Konzeption des Transsituativen

Ein hervorragendes Kennzeichen moderner sozialer Zusammenhänge ist die hohe Komplexität. Diese Komplexität zeigt sich einer Vielzahl von eigenlogisch funktionierenden, d. h. von den Intentionen und Situationen insoweit abgekoppelten Bereichen und Formen, als sie den Akteuren als »soziale Tatsachen« (Durkheim 1980: 125 ff.) bzw. als »ärgerliche Tatsache der Gesellschaft« (Dahrendorf 1964: 17) gegenüber treten. Ein subjektiver Durchgriff auf diese Ebene ist nicht möglich. Diese vergleichsweise stabilen transsituationalen Ordnungsmuster haben eine doppelte Bedeutung für soziale Gedächtnisse: zum einen legen sie je eigenlogisch die Ordnung der Horizonte einer Situation fest (wobei diese Eigenlogik durch die Ordnung der Situation überlagert wird und entsprechend nur eine bestimmte Chance auf Durchsetzung hat) und zum anderen produzieren sie soziale Gedächtnisse und sind gleichzeitig selbst Resultate sozialer Gedächtnisse. Das bedeutet, dass diese sich differenzierenden Ordnungsmuster selbst prozesshaft immer wieder formiert werden müssen und entsprechend potentiell wandelbar sind, dass sie aber auch über die zur Verfügung gestellten Generalisierungen ihre Re-Formierung in situierten Praxen triggern.

Die folgenden Ausführungen bleiben auf das für die skizzierten Überlegungen zu sozialen Gedächtnissen notwendige Maß beschränkt und sind entsprechend verdichtet und verkürzt, auch wenn und gerade weil große Teile der allgemeinen Soziologie hier in ihrem Bezug zu sozialen Gedächtnissen generalisiert werden. Entscheidend sind die Aspekte der Differenzierung und Pluralisierung, die mehrdimensional erfolgen und die in ihrer Prozessualität und in ihrer spezifischen Wirkung auf konkrete Sinnvollzüge nur generell als mögliche Formierungsbedingung entwickelt werden sollen. Im Ergebnis ergibt sich in den hochdifferenzierten Gesellschaften der Moderne eine Mannigfaltigkeit von situativ sich zeigenden transsituationalen Ordnungsmustern, die in ihrer spezifischen Konfiguration nur empirisch einholbar ist. Mit anderen Worten: Welche Ordnungsmuster in einer Situation aktualisiert werden, ist nicht theoretisch vorzuentcheiden, sondern hängt an den je vollzogenen Selektionen auf den unterschiedlichen Ebenen des Sinnvollzugs. Dabei spielen die mit der Stabilisierung der transsituationalen Ordnungsmuster sich herausbildenden Generalisierungen und Selektionsmuster aufgrund ihrer bahnenden Wirkung selbst eine stabilisierende Rolle. Die sich auf diese Weise formierenden sozialen Einheiten mit ihren sozialen Gedächtnissen

als Ordnungsrahmen – in und zwischen welchen Ordnungsdimensionen auch immer⁹⁰ – sind also selbst prozesshaft und potentiell veränderbar bzw. instabil zu denken, nicht zuletzt weil die Selbst- und Fremdbeschreibungen typischerweise differieren.

Die folgenden Überlegungen, sind also als ein Destillat der soziologischen Differenzierungsüberlegungen zu lesen, das nicht mehr als die für eine Formierungstheorie wichtige Generalisierungskonglomerate in ihren rudimentärsten Formen entwickeln will. Es ist damit nur ein Anspruch auf Plausibilität der getroffenen Unterscheidungen, nicht der auf Vollständigkeit verbunden. Es ist damit explizit kein Anspruch auf die theoretisch-semantiche Entwicklung einer übergreifenden Inklusions- oder Ingrationsordnung verbunden. Entsprechend steht hinter diesen Überlegungen kein »starker« Begriff der Gesellschaft als integrierende Gesamtheit, von der aus sich Differenzierungen begründen, sondern allenfalls ein »schwacher« Gesellschaftsbegriff, der nur additiv die Gesamtheit der in einem bestimmten Zeitraum sinnhaft aktualisierten Generalisierungen bezeichnet. Wenn nicht vorab von einer synthetischen und synthetisierenden Einheit ausgegangen wird, bleibt nur die (immer selektive) Rekonstruktion von vor- und zuhandenen Zusammenhängen. Diese Analyse von Prozessen der Vergesellschaftung⁹¹ rekurriert über soziale Gedächtnisse insbesondere auf die zeitliche Dimension.

Um Missverständnisse auszuschließen, sind an dieser Stelle noch einige klärende Feststellungen notwendig:

- Die folgenden Überlegungen gehen nicht von einer Aggregationslogik aus, sondern betrachten die Gegebenheiten der transsituativen Ebene als emergente Phänomene, die zwar aus den Vollzügen der subjektiven und situativen Ebene entstehen, aber eigenlogisch operieren und fungieren.
- Entsprechend ist der Ausgangspunkt kein methodologischer Individualismus, der letztlich schon mit der oben entwickelten Konzeption der Situation gekippt ist. Nichtsdestotrotz bleibt die transsituative Ebene für die Aktualisierung ihrer Elemente von den situativen pragmatischen und kommunikativen Vollzügen und damit indirekt von den subjektiven Sinnvollzügen abhängig.
- Die Eigenständigkeit der transsituativen Ebene ruht auf medialen Grundlagen, die in ihren je eigenen Dauerhaftigkeiten die Elemente zeitlich ordnen. Insofern bilden die Phänomene der transsituativen Ebene eigene Zeitlichkeiten aus, abhängig vom medialen Substrat, von der Frequenz der Aktualisierungen und den gegebenen temporalen Programmen und Abläufen.

90 Vgl. etwa Lepsius' Milieuanalysen, die sowohl auf kulturellen Ordnungsvorstellungen wie auf soziale Lagen rekurrieren (Lepsius 1973; Lepsius 1964).

91 Vergesellschaftung ist hier nicht im Weberschen Sinne der Ausrichtung auf rationalen Interessensausgleich (Weber 1972: 21) zu verstehen, sondern bezeichnet alle Formen von sozialen Prozessen.

6.1 Materiale Ordnungsbereiche

- In den emergierenden Ordnungen, die mit jeder Aktualisierung ergänzt werden, bilden sich je eigene Relevanzen. Diese Selektivitäten können situativ nur sehr begrenzt beeinflusst werden.
- Insofern bilden die Ordnungen der transsituativen Ebene auch eigene Formen des Sinns aus, der aus den je eigenen Kompossibilitäten⁹² hervorgeht. Die Anordnung der Elemente erfolgt eigenlogisch und nicht aufgrund situativer oder subjektiver Vorgaben. Aus dieser Anordnung selbst ergibt sich die Eigensinnigkeit dieser Phänomene.

Das gilt entsprechend auch für Generalisierungen, die transsituativ wirksam werden. Sie zeichnen sich vor allem durch ihre Dauerhaftigkeit und damit durch eine eigene Zeitlichkeit aus. Sie sind nicht an die Gegenwärtigkeit der Situation gebunden, sondern von ihr losgelöst. Das gilt natürlich für alle Generalisierungen, die ja über ihren Vergangenheitsbezug definiert wurden, aber im Gegensatz zu den Generalisierungen auf subjektiver und situativer Ebene sind sie nicht mehr direkt an individuelle Wissensvorräte gebunden, sondern materialisieren sich in medialen Formen. Ihre Zeitlichkeit ist also eine mediengebundene (vgl. oben 2.5). Aber sie unterliegen damit auch der medialen Eigenlogik, d. h. sie sind nicht in jeder Hinsicht für Veränderungen verfügbar, sondern nur im Rahmen und unter den Bedingungen dieser Grundlage.

Mit Srubar (2007b: 435) möchte ich in diesem Bereich von einer Autogenese sprechen, einem »Prozess der sich selbst erhaltenden Organisation einer Ordnung [...], dessen konstitutive Momente aber nicht gänzlich Produkt dieser Organisation sind«. Die Konzeptualisierung des Transsituationalen bleibt also einerseits abgegrenzt von der Aggregation, wie sie aus dem methodologischen Individualismus erwächst, und andererseits von der systemtheoretischen Autopoiesis Luhmannscher Prägung.

6.1 Materiale Ordnungsbereiche

Unter dem Begriff materiale Ordnungsmuster werden die sozialen Verteilungsmuster von Arbeit und Ressourcen, die sachlich-sinnhaften Differenzierungen und die segmentär-kollektiven Pluralisierungen in unterschiedliche soziale Gruppierungen gefasst, aus deren Wirken heraus unterschiedliche Ordnungsrahmen sich entwickeln.

92 Kompossibilität meint die »Regeln des Miteinander-zugleich-oder folgend-[s]ein und sein-[k]önnen«, vgl. Husserl (1963: § 37).

§ 58 Die Formierung der Ordnungsbereiche

Moderne Gesellschaften zeichnen sich durch eine Pluralisierung von Ordnungsbereichen aus, ein Prozess, der oft unter dem Titel der Differenzierung mitsamt der adjektivischen Bestimmung funktional verhandelt wird. Damit kann jedoch allenfalls ein Teil der vorhandenen Vielfalt erfasst werden, der zudem unter dem zweifachen Defizit leidet, einerseits ein Ganzes zu bezeichnen, das sich in Teile unterscheidet und andererseits auch mit dem Begriff der Funktion eine imaginäre Einheit oder zumindest einen Sollzustand evoziert (Tyrell 1978; Schimank 1996; Schwinn 2001). Ohne die Frage entscheiden zu wollen, ob es so etwas wie »Gesellschaft« gibt bzw. ob ein solcher Begriff theoretisch gebraucht wird, lässt sich doch feststellen, dass es in modernen sozialen Zusammenhängen eine Vielzahl von Bereichen mit unterschiedlichen Ordnungsprinzipien gibt. Ordnungsbereiche sind hier als Formen konzipiert, in die sich unabhängig bzw. losgelöst von einzelnen Intentionen, Handlungen und Kommunikationen formieren und in die selektiv solche Ereignisse in generalisierter Form eingeordnet werden. Im Rahmen dieser Arbeit kann natürlich keine ausführliche Entwicklung dieser Problematik geleistet werden, für eine Theorie der Formierung sozialer Gedächtnisse muss eine grobe Skizze genügen.

Für die Genese und Evolution der Ordnungsbereiche scheinen drei Prozesse wesentlich zu sein: Arbeits- und Ressourcenteilung (1), Sinndifferenzierung entlang der Sachdimension (2) und kollektiv-segmentäre Pluralisierung (3). Entsprechend lassen sich drei Dimensionen der Pluralisierung unterscheiden: soziale Ungleichheit, (sachliche) Sinnordnungen und kollektiv geteilte Ordnungen.

- zu (1) In der Reproduktion des sozialen Lebens haben sich früh Muster der (Ver-)teilung von Arbeit und Ressourcen herausgebildet (vgl. Marx und Engels 1969a: 31). Aufgrund von zugeschriebenen Merkmalen, etwa Geschlecht, Fähigkeiten, Herkunft, werden Aufgaben und Ressourcen aufgeteilt. Es entstehen Muster von Über- und Unterordnung und unterschiedliche Chancen hinsichtlich der Zuteilung von Produkten und Möglichkeiten. Durchaus konflikthaft bilden sich Muster der sozialen Ungleichheit heraus, die sich institutionell und organisatorisch verfestigen können, in Positionen, in »Weisungsbefugnissen«, in Lohn- und Gehaltsstufen, in Zugriffschancen auf Ressourcen etc. In den modernen Gesellschaften der Gegenwart sind allerdings diese Unterscheidungen nicht so klar und primär ausschlaggebend wie in den stratifizierten Gesellschaften der Vormoderne.
- zu (2) Die Welt ist nur sinnhaft zugänglich und das, was als Welt gefasst wird, wird sinnhaft geordnet. Diese sinnhafte Ordnung in einzelne, voneinander abgetrennte Bereiche, »Wertsphären« bei Max Weber, »geschlossene Sinngebiete« bei Alfred Schütz, Handlungssysteme bei Talcott Parsons oder autopoietische

6.1 Materiale Ordnungsbereiche

Sinnsysteme bei Luhmann, führt zur Herausbildung von je spezifischen Relevanzen, Regeln und auch »kognitiven Stilen« (Schütz 2003d: 203) auf Seiten der Subjekte. Solche Muster stabilisieren sich, wenn Interessens- und Trägergruppen eine Institutionalisierung forcieren, was zuerst wohl in den Ordnungsbereichen der Religion, des Rechts und der Politik geschehen ist. Mit anderen Worten, wenn die spezifischen Ordnungen ihre Generalisierungen auf Dauer stellen, sei es durch Explikation (Mythen, Lehren), sei es durch eine Verankerung in den Körpergedächtnissen (Rituale, Feste etc.), sei es durch mediale Fixierung in gesetzten Ordnungen, kristallisieren sich in den sozialen Prozessen stabile Sinnordnungsbereiche heraus, die aber trotz ihrer Spezialisierung wechselseitige Beziehungen aufrecht erhalten.

»Denn die Strukturformen des Gemeinschaftshandelns haben [...] ihre »Eigengesetzlichkeit« und können auch davon abgesehen im Einzelfall stets durch andere als wirtschaftliche Ursachen in ihrer Gestaltung mitbestimmt sein. Dagegen pflegt allerdings an irgendeinem Punkt für die Struktur fast aller, und jedenfalls aller »kulturbedeutsamen« Gemeinschaften der Zustand der Wirtschaft ursächlich bedeutsam, oft ausschlaggebend wichtig, zu werden. Umgekehrt pflegt aber auch die Wirtschaft irgendwie durch die eigengesetzlich bedingte Struktur des Gemeinschaftshandelns, innerhalb dessen sie sich vollzieht, beeinflusst zu sein.« (Weber 1972: 201)

Die Sinnordnungsbereiche weisen zwar eine gewisse Abgeschlossenheit auf, rekurrieren aber einerseits auf Handlungs- und Kommunikationssequenzen, die auch in anderen Ordnungsbereichen relevant sein können, allerdings gemäß ihrer je eigenen Logik. Und andererseits sind sie wechselseitig als Strukturbedingung aufeinander angewiesen. Diese Interdependenz gilt auch zwischen den arbeitsteiligen und den sinnhaften Pluralisierungsformen. Erst mit der arbeitsteiligen Spezialisierung können sich institutionelle und organisationale Stabilisierungen in den sinnhaften Ordnungsbereichen überhaupt ausbilden. Gleichzeitig stabilisieren die hier sich formierenden Positions- und Rollenmuster die Hierarchisierungen und damit auch die Ungleichheit in der Verteilung von Zugangs- und Verteilungschancen.

zu (3) Keineswegs deckungsgleich mit den beiden ersten Pluralisierungs- und Differenzierungsdimensionen wird eine dritte wirksam, die sich entlang der sozialen Dimensionen der Kollektivbildung im weitesten Sinne orientiert: Emotionen, Werte, Wissen, Lebensstil und -führung, soziales Ansehen, Herkunft⁹³, Leistung, spezifische Formen des Expertenwissens werden benutzt zur Bildung von

93 Zur Prozessualität von ethnischen Gruppenprozessen vgl. beispielhaft Brubaker (2007).

sozialen Kollektiven unterschiedlicher Größe und Aggregationsstufe. Das reicht von der einfachen Paarbildung, über die Familie, peer groups, Generationen, Milieus, Netzwerke, soziale Bewegungen, Parteien, Organisationen bis hin zu Nationen oder Religionsgemeinschaften. Im Gegensatz zu den hierarchischen und sachlichen Differenzierungsformen ist die soziale Pluralisierung dadurch gekennzeichnet, dass es immer mehrere gleichförmige, d.h. nach den gleichen Prinzipien sich formierende Kollektive nebeneinander gibt. In den einzelnen Dimensionen ist die Kollektivbildung also segmentär geordnet. Das hat zur Folge, dass die sie Selbstbeschreibungen und die Abgrenzungen zu anderen, parallelen Kollektivbildungen hochrelevant sind bzw. sein können. Das gilt insbesondere, wenn zwischen den Kollektiven Ressourcen oder Wahrheitsansprüche strittig sind und zu entsprechenden Konflikten führen (vom Nachbarschaftsstreit bis zum Krieg).

Die Prozesse der Kollektivbildung führen zu einer Pluralisierung, die sich mit den anderen beiden Dimensionen kreuzt. Solche kollektiv-segmentären Pluralisierungen zeigen sich etwa als Aspekte in der Herausbildung einer Vielzahl von protestantischen oder anderen religiösen oder esoterischen Sekten (Knoblauch 1999b: insbes. 145 ff.) oder auch von Jugendkulturen, die für ihre Integration jeweils auf bestimmte Stile des Verhaltens, der Sprache, der Kleidung rekurrieren. Generell scheinen sich in diesem Bereich mehrere Unterscheidungsprinzipien anzubieten: die schiere Quantität der Mitglieder, der Grad der Institutionalisierung und Formalisierung, der Grad der Grundierung durch implizites Wissen (vgl. etwa Renn 2006: 406 ff.) und die Integrationsdichte.

Diese kollektiv formierten Ordnungsbereiche laufen quer zu den beiden anderen Ordnungsformen (hierarchisch, sinnhaft) und könnten, da sie in mehreren nebeneinander bestehenden und sich an gleichen Ordnungsprinzipien orientierenden Kollektiven manifestieren, am ehesten mit dem Prädikat segmentär gefasst werden.⁹⁴

In den evolutionären Überkreuzungen und wechselseitigen Stützung der drei Pluralisierungsdimensionen entwickelt sich eine Vielzahl von Ordnungsbereichen, die, wenn sie einen entsprechenden institutionelles, organisationales und mediales Rückgrat entwickeln, sich hinreichend stabilisieren und auf Dauer stellen können. Es bildet sich ein polykontexturales Konglomerat von Ordnungsbereichen, die selbst füreinander Kontext sind, selbst miteinander in Wechselwirkung stehen. Die Ordnungsbereiche entwickeln auf vor allem medialer Basis, aber auch immer unter Rückgriff auf die individuellen sozialen Gedächtnisse, je eigene Formen von sozialen Gedächtnissen und

⁹⁴ Damit ist eine hierarchische Gliederung dieser Bereiche keineswegs ausgeschlossen, etwa die Erhebung einer religiösen Sekte zur Staatsreligion. Das ist aber nicht in dieser Form der Pluralisierung selbst angelegt, sondern wird konflikthaft im Kampf um Ressourcenverteilung durchgesetzt.

stellen so aktuellen Sinnvollzügen situationspezifisch generalisierte Vergangenheit zur Verfügung. In diesem Sinne wirken die sozialen Gedächtnisse der Ordnungsbereiche als temporär stabile Ordnungsrahmen, die bestimmte Generalisierungen zur Verfügung stellen und damit situativ Selektionen bahnen. Und sie selbst können sich mit jeder Spezifizierung verändern. Wobei die Veränderung um so mehr Aufwand erfordert, sei es in vielen Situationen, sei es über andere Ordnungsbereiche, etwa Diskurse, je wichtiger und eingespielter bestimmte Regelungen für Sinnvollzüge sind.⁹⁵

§ 59 Pluralisierung der Ordnungsbereiche

In diesen polykontexturalen Zusammenhängen bleibt jedoch festzustellen:

»Ein sozialer Zusammenhang ist kein rein objektives Geschehen, dessen Erfordernisse sich selbsttätig durchsetzen, sondern soziale Reproduktion vollzieht sich nur über und im Handeln. Zwar findet dieses Handeln unter strukturellen Bedingungen statt, aber es ist durch diese nicht determiniert.« (Schwinn 2001: 55)

Handeln in Situationen bleibt die notwendige Bedingung für die Reproduktion höherstufiger sozialer Zusammenhänge. Aber ich halte gegen Schwinn an drei oder mehr unterschiedlichen Stufen der Sinnzuschreibung für eine Handlung, von Sinnvollzügen bzw. -perspektivierungen fest: subjektiv, situativ und in höherstufigen Ordnungsmustern, an denen unterschiedliche soziale Gedächtnisse beteiligt sind und die wechselseitig keineswegs einsehbar, vermittelbar oder übertragbar sein müssen.

Entscheidend für die Frage der Pluralisierung ist hier, dass höherstufige Sinnzuschreibungen zwar eine Eigenlogik, eine »Eigengesetzlichkeit« (Weber 1972: 201), entwickeln, diese aber notwendig auf Handlungsprozesse angewiesen bleiben, die in den jeweiligen Ordnungsbereich sinnhaft gemäß den dort gültigen Selektivitätskriterien (sachlich, sozial) und der dort gültigen Zeit und Logik, eingeordnet werden können. Damit entwickelt sich der jeweilige Ordnungsbereich gemäß der eigenen Logik und Selektivitätsmuster weiter. Das verarbeitete Vergangene eines solchen Ordnungsbereiches liegt dann einerseits in den Logiken, den Selektivitätsregeln und den Geltungs- und Ordnungsmustern, die sich in den jeweiligen Sinnvollzügen herstellen und aktualisieren. Dieses Gedächtnis des Ordnungsbereiches könnte man als Ordnungsrahmen bezeichnen. Andererseits zählen auch die Inhalte der vergangenen ordnungsbereichspezifischen Sinnvollzüge selbst zum sozialen Gedächtnis eines Ordnungsbereiches. Die liegen meist in Form von höherstufigen Generalisierungen vor, als Semantiken, Formate

95 Vgl. etwa die Regelungen, die Geschlechtlichkeit betreffen, sowohl in Bezug auf den Wechsel des Geschlechts als auch etwa in Fragen der Homosexualität.

und/oder medial gebundene Formalisierungen. Auf der Grundlage eines solchen »zweigeisigen« sozialen Gedächtnisses kann sich jeder Ordnungsbereich weiterentwickeln, evolutionieren.

Diese Evolution bleibt aber gebunden an die Reproduktion in aktuellen pragmatischen Vollzügen, dem »temporally unfolding and spatially dispersed nexus of doings or sayings« (Schatzki 1996: 82). Deswegen sind stabile Ordnungsbereiche über die Generalisierung von Handlungsmustern als Rollen und Handlungseignissen als Entscheidungen auf Akteure angewiesen, die »in ihrem Sinne« agieren, indem sie die Generalisierungen des Ordnungsbereich für sich selbst aktualisieren. Diese Aktualisierungen gehen dann wieder transformiert über ihr mediales Substrat in das Gedächtnis des Ordnungsbereichs ein. Typischerweise sind soziale Gedächtnisse deshalb von sozialen Zusammenhängen getragen, Gruppierungen, Netzwerke, Milieus, Organisationen etc. und sie tragen und stabilisieren diese sozialen Zusammenhänge selbst.

Wenn von den subjektiven Sinnvollzügen und auch den situationalen Sinnvollzügen, die sich auf den jeweiligen Ordnungsbereich beziehen, abstrahiert wird, kann Sinn nur in Form einer davon losgelösten Eigenlogik prozessiert werden. Polykontextualität, gefasst als die Möglichkeit einer »Mehrheit von Beschreibungen« (Luhmann 1997: 36), heißt dann, dass auf ein materiales oder sinnhaftes Geschehen in einer Vielzahl von Sinnvollzügen referenziert bzw. angeschlossen werden kann.⁹⁶ Das bedeutet, dass eine Vielzahl von sozialen Gedächtnissen in den aktuellen Sinnvollzügen einer Situation fungieren könnte, dass aber nur ein Teil aus den Horizonten tatsächlich aufgerufen und aktualisiert wird. Wie oben in der Analyse der Geltungsmuster (§ 31) wird die Unterscheidung in fungierende und latente soziale Gedächtnisse bzw. Generalisierungen zentral, die je nach Beteiligten, Situation und Horizontstruktur wechseln kann.

Für die Theorie sozialer Gedächtnisse ergeben sich daraus weit reichende Implikationen: Die Pluralisierung von Ordnungsbereichen hat eine enorme Ausweitung der Zahl von sozialen Gedächtnissen zur Folge. Unterschiedlichste Ordnungsbereiche bilden in Bindung an Gruppen, Netzwerke, Milieus, Organisationen, Institutionen, Staaten und überstaatliche Organisationen eigene Ordnungsrahmen mit eigenen Perspektiven aus, die nicht einfach ineinander transformierbar sind, sondern übersetzt werden müssen (vgl. Renn 2006). Damit wird auch die für die kulturwissenschaftlich angelegte Gedächtnistheorie grundlegende Annahme bezüglich der identitätsstiftenden Funktion eines einheitlichen kulturellen Gedächtnisses fraglich, weil differente Identitäten sich überschneiden und in Konflikt geraten. Mit der gesellschaftlichen Pluralisierung differenzieren sich die Vergangenheiten und damit die sozialen Gedächtnisse und die Möglichkeiten der Bezugnahme.

Die sozialen Gedächtnisse der materialen Ordnungsbereiche werden entsprechend ihrer Anordnung innerhalb der Horizonte in konkreten Situationen mit unterschied-

⁹⁶ Auch die Einheit eines Geschehens kann durchaus different hergestellt werden, so dass situativ pragmatische Abstimmungsprozesse zwischen den Ordnungsbereichen notwendig werden können.

licher Wahrscheinlichkeit aktualisiert. Abhängig von ihrer zeitlichen Nähe, der Gewißheit und Verbindlichkeit ihrer Generalisierungen und den selektiven Mustern der Akteure, haben sie unterschiedliche Chancen auf Aktualisierung bzw. Aufnahme in die statthabenden Sinnvollzüge. Und nur in diesem Fall prozessieren sie weiter.

6.2 Kommunikative Ordnungsformen

Die bisher analysierten Ordnungsbereiche wurden als eigenlogische Mischungsverhältnisse von auf Dauer gestellten Kommunikationen, Praktiken, Materialitäten, gegebenenfalls mit institutionell-organisatorischem Rückgrat konzipiert. Daneben hat eine zweite situationstranszendente Ordnungsform massive Auswirkungen auf das Prozessieren sozialer Gedächtnisse: die rein kommunikativen Ordnungsformen. Damit sind kommunikative Großformen gemeint, die sich als solche erhalten und damit Generalisierungsmuster für unterschiedliche Ordnungsbereiche zur Verfügung stellen. Sie entwickeln eine eigene Logik und prozessieren sowohl losgelöst von materialen Ordnungsbereichen als auch losgelöst von situativen Kontexten und subjektiven Intentionen. Für soziale Gedächtnisse relevant sind hier vor allem Narrative und Diskurse.

§ 60 Narrative

Erzählungen sind ein grundsätzlicher Modus der Erfahrungsverarbeitung und vor allem auch der Erfahrungsstradierung. Fritz Schütze legt in seiner Narrationstheorie nahe, dass die erzählten Begebenheiten als »tatsächliche« oder »hervorgerufene« Ereignisse oder Erfahrungen mit einer gewissen Realitätshaltigkeit bzw. einer spezifischen Referentialität auf Wirklichkeit in die Erzählung eingebaut werden (Homologietheorie). Erzählungen haben – besonders im Falle der Stegreiferzählung eigener Erlebnisse – einen »besonderen Anspruch auf Realitätsakzent« bzw. »einen besonders soliden Rechtstitel, über das [vom Erzähler] miterlebte Geschehen zu erzählen.« (Schütze 1987: 71) Autobiographischen Erzählungen wird aus dieser Sicht von vorneherein Geltung zugestanden. Demgegenüber bleibt festzuhalten, dass die Geltung einer Erzählung nicht aus der Form der Erzählung selbst herrührt (auch wenn damit Geltungsansprüche verbunden sind), sondern aus den sozialen Kontexten, in denen sie präsentiert wird.

Erzählungen, wie sie etwa als sozialwissenschaftliche Daten in narrativen Interviews und Gruppendiskussionen aufscheinen, wie sie aber auch in medialen Vergangenheitspräsentationen immer wieder und in vielfältigen Formen auftauchen, weisen einige spezifische Merkmale auf, die den Vergangenheitsbezug als zumindest in seiner Selektivität deutlich machen. Erzählungen sind immer auch Formen der Evokation von Vergangenenem, ja man könnte sie geradezu als paradigmatische Form sozialer Erinnerung bezeichnen.

»Eine erzählte ›Geschichte‹ ist eine Abfolge von tatsächlichen oder fiktiven Ereignissen, die (a) in einer Beziehung zeitlicher und bedingender Aufeinanderfolge stehen, die (b) allesamt, wenn auch sicherlich nicht in allen Aspekten, von mit Intentionen und Selbstbewußtsein begabten Wesen zumindest erfahren oder gar ›erlitten‹, mit Notwendigkeit jedoch zum Teil auch hervorgerufen werden und die (c) in gerafftem Zusammenhang von einer oder mehreren Personen faktischen oder möglichen Adressaten berichtet werden.«

Anhand dieser Definition von Schütze (1987: 60) werden folgende Besonderheiten mündlicher Erzählungen deutlich:

1. Die Erzählhandlung setzt die Erzählenden unter spezifische Zwänge: Gestalt-schließung bzw. Fabelbildung, Detaillierung und Kondensierung, die formend auf den erzählten Stoff wirken. Das bringt spezifische Formen der Reduktion und Selektivität mit sich (vgl. auch Koschorke 2012: 27 ff.).
2. Der Prozess des Erzählens ist, wenn von explizit fiktiven Erzählungen abgesehen wird, eng mit dem Prozess der Erinnerung in reflexiver Form verwoben.
3. Eine Erzählung fordert die Auflösung von Vagheiten, Widersprüchen (Rosenthal 1995: 87) oder, mit Ricoeur formuliert, sie unterliegt der »Konkurrenz von Konkordanzforderungen und dem Eingeständnis von Diskordanzen« (Ricoeur 1996: 174).
4. Erzählungen laufen in einem sozialen Setting ab (nicht unbedingt eine Interaktion, wie das Beispiel von schriftlichen Erzählungen/Lesern zeigt), d. h. der Geltungsstatus von Erzählungen ist nicht von vorneherein festgelegt, sondern ist immer auch Gegenstand von Aushandlungen.

Damit analysiert Schütze sicherlich eine spezifisch moderne und westliche Form der Erzählung. Um diese Einschränkung zu transzendieren hat Roeder (2009: 46) eine Reihe von Kriterien entwickelt, die für eine Ausweitung erzähltheoretischer Überlegungen auf andere kulturelle Kontexte wichtig sind: die Vielfalt und Besonderheit der verfügbaren Medialitäten und der typischen Redesituationen, die Auswirkungen des Wechsels von Mündlichkeit in Schriftlichkeit, der Kontext und die Funktion der Erzählung und schließlich die kultur- oder ordnungsbereichsspezifischen Unterscheidungen von real/fiktiv, alltäglich/außeralltäglich etc. Mit den potentiell unendlichen Mannigfaltigkeit möglicher Geschichten bilden sich abhängig von kulturellem und medialen Kontext auch spezifische Generalisierungen aus, Erzählmuster oder Narrative, die als eigenständige kommunikative Form die Vergegenwärtigung von Vergangenen formen.

Wenn mit Halbwachs davon ausgegangen wird, dass Gedächtnis nicht ein Wiederauffinden von abgelagerten Fragmenten ist, sondern eine Rekonstruktion aus der Perspektive der Gegenwart (vgl. etwa Halbwachs 1985a: 22; Halbwachs 1985b: 55 f.), wird mit den Narrativen ein wichtiger formierender Faktor, im Sinne einer Reduktion und Selektion, insbesondere für die sozialen Rekonstruktionen von Vergangenen deutlich. Die Erzählwänge werden zu spezifischen Konstitutionsbedingungen der (Re-)konstruktion und Evokation und die Erzählung selbst wird damit zu einem spezifischen Modus sozialer Erinnerung. Erzählungen re-präsentieren mit ihren narrativen Mustern temporal formiertes Wissen; sie lagern, aktualisieren und interpretieren Erfahrungen für aktuelle Vollzüge.

»In Gestalt von Narrativen kann sich ursprünglich frei Erfundenes im kollektiven Bewusstsein sedimentieren und zu einer harten sozialen Tatsache werden; narrative Elemente sickern in den Sprachschatz von Gesellschaften ein; dort verfestigen sie sich im Lauf der Zeit zu lexikalischen Wendungen, zu Sprech- und damit Denkweisen, zu Begriffen und sogar Dingwörtern. Man könnte sagen, sie ›vereigentlichen‹ sich« (Koschorke 2012: 24).

Narrative sind in dem entwickelten Sinn kommunikative Ordnungsformen für die Aktualisierung von verarbeitetem Vergangenen, Formen der reflexiven Rekonstruktion, die, in kulturell und medial durchaus unterschiedlicher Weise Sinn vollziehen und geordnet Vergangenes präsentieren.

§ 61 Diskurse

Eine weitere für soziale Gedächtnisse hochrelevante kommunikative Ordnungsform sind Diskurse, symbolische Ordnungen des Wissens, wie sie sich in institutionalisierten, auf Dauer gestellten und überindividuellen Wissenssystemen niederschlagen. In diskursiver Praxis werden Semantiken, Selbst- und Fremdbilder ebenso aktualisiert wie die Geltung von Werten und Normen. Diskurse als »spezifische, thematisch-institutionelle Bündelungen der Wissensproduktion, Verknüpfungen von Deutungen und (nicht nur kommunikativen) Handlungen« (Keller 2001: 126) organisieren und strukturieren nicht zuletzt die Aussagen über Vergangenes. Diskurse sind dabei in zweierlei Hinsicht in Betracht zu ziehen: einmal als kommunikative Zusammenhänge, in denen semantische Differenzierungen reproduziert, variiert und stabilisiert werden (wissenssoziologisches Diskursverständnis) und andererseits als autologischer sozialer Prozess, in dem sich strukturierende Regeln und Regelmäßigkeiten für Äußerungsgehalte bilden und reproduzieren (strukturalistisches Diskursverständnis). Beide Aspekte sind für Aktualisierung von Generalisierungen wichtig.

Grundelement von Diskursen ist in beiden Fällen die Aussage oder der Äußerungsgehalt⁹⁷. Ein Äußerungsgehalt ist Foucault zufolge die einer »Zeichenmenge eigene Existenzmodalität [. . .] Diese Modalität gestattet [dem Äußerungsgehalt], im Verhältnis zu einem Objektbereich zu stehen, jedem möglichen Subjekt eine Position vorzuschreiben, unter anderen sprachlichen Performanzen angesiedelt zu sein, schließlich mit einer wiederholbaren Materialität ausgestattet zu sein.« (Foucault 1995: 155 f.) Nur im konkreten Akt der Äußerung *und* im Verhältnis zu anderen gültigen Äußerungsgehalten im selben Feld lässt sich ein Aussagegehalt verorten. Diese strukturalistische Wertzuweisung über die Differenz unterscheidet den Äußerungsgehalt von einem Sprechakt. Es geht nicht um einen illokutionären Akt und die ihn begleitenden Hintergrundpraxen, sondern um die von den nichtdiskursiven Kontexten isolierten Sprachpraxen in ihrem Differenzverhältnis zueinander und zu anderen möglichen Aussagegehalten. Damit die Eigendynamik, Eigenlogik und Regelmäßigkeit von Diskursen herausgearbeitet zu haben, ist eine der Stärken des Foucaultschen Ansatzes.

Mit der Betonung der strukturierenden Kraft der diskursiven Formation geht bei Foucault auch die Ablehnung eines hermeneutischen oder interpretativen Vorgehens einher. Damit schüttet er m. E. jedoch das Kind mit dem Bade aus. Denn die »diskurrierenden Subjekte« müssen sich der Regulierungskraft der diskursiven Strukturen beugen, können aber nur vor dem Hintergrund der je eigenen Sinnvollzüge an der diskursiven Praxis teilnehmen. Deshalb ist es wichtig neben der Eigenlogik und Eigengesetzlichkeit der sozialen und diskursiven Strukturen, den kreativen und verändernden Umgang der Akteure mit den prozessierten Diskursinhalten und Semantiken im Blick zu behalten. Die kommunikativen Handlungen, die in den Äußerungsgehalten ihren Niederschlag finden, sind durch die existierenden Regeln des Sprachgebrauches, des Diskurses und der gesellschaftlichen Beziehungen strukturiert. Gleichzeitig sind diese Strukturen aber auf eine pragmatische Aktualisierung durch die Akteure angewiesen. Diese Aktualisierung beinhaltet eine sinnhafte Aneignung der Regeln und damit die Möglichkeit zur Neuinterpretation, Umgestaltung und Veränderung. Erst in der Verbindung von wissenssoziologischem und strukturalistischem Diskursverständnis zeigt sich die formierende Kraft von Diskursen für soziale Gedächtnisse.

Beide kommunikativen Ordnungsformen, die Erzählungen und die Diskurse liefern so eigenen Regeln, Logiken und Strukturierungen unterliegende Formen der Kommunikation, mit deren Hilfe Generalisierungen formiert und immer auch an die je aktuelle Situation und ihre Horizonte angepasst werden. In diesen Formen spezifizieren sich damit auch die höherstufigen Generalisierungen und wirken in dieser Aktualisierung auf situative und subjektive Sinnvollzüge. Damit ist immer auch eine prozessuale Anpassung auf allen drei Ebenen verbunden.

97 Hier und im weiteren kommt die von Waldenfels (1991: 285) vorgeschlagene Übersetzung von »énoncé« mit Äußerungsgehalt statt mit Aussage zur Anwendung.

6.2 Kommunikative Ordnungsformen

Die kommunikativen Ordnungsformen und die von ihnen geregelten kommunikative Ströme wirken quer zu den Pluralisierungsachsen der materialen Ordnungsbereiche, entsprechend können sie in unterschiedlichen Ordnungsbereichen in Generalisierungsprozessen und Sinnvollzügen wirken und aus unterschiedlichen Ordnungsbereichen heraus gespeist werden. Eine Vielzahl von Akteuren kann sich direkt oder in Anschlusskommunikationen beteiligen.

7 Die Formierung sozialer Gedächtnisse – eine Heuristik

Soziale Gedächtnisse als Präsentierungen von sozial verarbeitetem Vergangenem oder von verarbeitetem vergangenem Sozialem finden sich in vielfältiger Weise auf allen Ebenen des Sozialen. Sie verarbeiten wiederholte und sich wiederholende soziale Prozesse in Generalisierungen und stellen diese aktuellen Prozessen zur Verfügung. Formierung meint sowohl den Prozess des in-Form-Setzens, der Evolution und der Stabilisierung von Ordnung als auch die aktive, formierende Wirkung, die sich in jeder Aktualisierung vollzieht. Im Folgenden sollen aus einer zusammenfassenden Übersicht die Problemlagen und -dimensionen dieses Konzeptes in Hinsicht auf den empirischen Forschungsprozess entfaltet werden. In einem Zwischenschritt werden generelle Selektivitäten im Forschungsprozess und die Prinzipien einer qualitativen Heuristik aufgenommen, auf deren Grundlage dann das Phänomen des Schreibens in Hinsicht auf die angeführten Problemdimensionen sozialer Gedächtnisse analysiert wird. Abschließend wird die Dichotomie von Handlung und Struktur und das Potential des Konzeptes sozialer Gedächtnisse zu ihrer Überwindung skizziert.

§ 62 Problemdimensionen sozialer Gedächtnisse

Soziale Gedächtnisse sind in der dargelegten Form an den ganz basalen Stellen des Sozialen wirksam und entsprechend plädiere ich für Aufnahme des Begriffes in grundlegende Beschreibungssprachen von Sozialität. Statt ihn ausschließlich auf explizite Rekonstruktionen von Vergangenem zu reduzieren, wurde der Begriff deshalb auf alle Formen der Aktualisierung von Vergangenem ausgedehnt. Von hier aus lassen sich sowohl die subjektiven Formen Körpergedächtnis und reflexives Gedächtnis fassen als auch die situativen und transsituativen Formen der Bezüge auf verarbeitetes Vergangenes in einer Beschreibungssprache integrieren. Von hier aus kann die konstitutive Spannung zwischen subjektiven und objektiven Bestimmungen von Kultur, zwischen interaktions- und differenzierungstheoretischen Ansätzen, zwischen Handlung und Struktur aufgelöst werden in einer Theorie der Formierung sozialer Gedächtnisse, die hinreichend abstrakt ist, um jeweils beide Pole zu integrieren.

Das Operations- ebenso wie das Formierungsfeld sozialer Gedächtnisse ist der Strom der subjektiven und sozialen Sinnvollzüge in seiner ganzen Breite und Tiefe, in seinen drei entwickelten Ebenen. Dieser Strom quillt, fließt oder versickert nur in und durch unzählige Situationen, räumlich und zeitlich begrenzten Konfigurationen

von Personen, Materialitäten, Ordnungen, pragmatischen Vollzügen und Horizonten. Situationen wirken, um in der Metapher zu bleiben, wie Katarakte auf den Strom der Sinnvollzüge: Sie lenken in um, verlangsamen oder beschleunigen ihn, lassen ihn anschwellen, abebben oder aufschäumen, an Hindernisse prallen oder versiegen. Und sie sind die Schaltstellen, Bahnen und Verzweigungen hin zu weiteren Situationen. Soziale Gedächtnisse formieren so den Strom der Sinnvollzüge durch die Situationen und sie werden gleichzeitig selbst darin formiert.

Soziale Gedächtnisse operieren nur in der Gegenwart. Sie verarbeiten einerseits die je aktuellen Gegebenheiten einer Situation. Das bedeutet, sie stellen horizonthaft verarbeitetes Vergangenes zur Verarbeitung des gegenwärtig Erfahrenen bereit. Das bedeutet andererseits, dass damit gleichzeitig das Gegenwärtige prozesshaft zum verarbeiteten Vergangenen gemacht wird, das zukünftigen Sinnvollzügen zur Verfügung gestellt wird. Im permanenten Strömen des Sozialen, in den Handlungen und Kommunikationen ermöglichen sie den Bezug auf Vergangenes und strukturieren und stabilisieren so die wuchernden Sinnvollzüge. So sind sie einerseits Resultate sozialer Prozesse und stellen andererseits Bahnungen und Strukturierungen für soziale Prozesse zur Verfügung.

Die Verarbeitung des Gegenwärtigen erfolgt in der Form von Generalisierungen, als Verallgemeinerung des in Wiederholung Beständigen unter Vergessen des Besonderen. In dieser Verarbeitung werden vor- und zuhandene Generalisierungen auf den je spezifischen aktuell-situativen Kontext angewendet: spezifiziert. Die Kehrseite jeder Generalisierung sind immer laufende situative Spezifizierungen, die damit die Generalisierungen variieren.

Generalisierungen können selbst wieder kategorisiert werden. Wichtig dafür ist die Differenz von paralleler und sequentieller Verarbeitung: Erfahrungen werden einerseits im parallelen Modus ohne Reflexion, intuitiv, assoziativ, nicht-sprachlich und schnell verarbeitet, mit Emotionalität als selektivem Mechanismus; andererseits werden im sequentiellen Modus diskrete Elemente aneinandergereiht, sprachlich und medial. Hier ist Reflexivität in den Verarbeitungsprozess eingebaut. Daraus ergeben sich die Fragen nach den je konkret gebrauchten *Generalisierungen* in allen Formen: von Typen, Mustern, Schemata als habitualisierten Abläufen bis hin zu Semantiken, Formaten und Formalisierungen in ihrer jeweiligen Spezifizierung.

Die Bearbeitungsformen im sequentiellen Modus, Semantiken und Formate ebenso wie Formalisierungen, sind an Medialitäten gebunden, die mit ihrer medialen Eigenlogik in die Generalisierungen eingreifen, und diese in der sequentiellen Verarbeitung auch formieren und ihren Inhalten Geltung verschaffen, insbesondere in den Dimensionen der Gewißheit und der Verbindlichkeit. Damit wird die von allen Theorien betonte Wichtigkeit von Medien für soziale Gedächtnisse greifbar(er). Es kann dabei jedoch nicht um die Bindung einer Gedächtnisform an ein spezifisches Medium gehen. Statt dessen werden Medien aufgrund ihrer Materialität und der damit gegebenen Dauerhaftigkeit als wichtige Formen der Vorhaltung von Generalisierungen konzip-

tualisiert. Erst mit den technischen Medien gewinnen höherstufige Ordnungsbereiche auch eine Grundlage für ihre Eigenständigkeit und Eigenlogik. Angesichts der Vielfalt an medialen Angeboten wird zudem die Differenz von fungierenden und latenten Inhalten bzw. sozialen Gedächtnissen relevant, ähnlich der metaphorisch starr wirkenden und die Dynamik des Sozialen vielleicht unterschätzende Assmann'sche Differenzierung in Funktions- und Speichergedächtnis. An dieser Stelle wird die Frage nach kursierenden *Semantiken* und, verbunden damit, nach den gebrauchten *Medialitäten* relevant.

Sinnvollzüge, als Grundelemente des sozialen Prozesses, lassen sich, das ist die Pointe für soziale Gedächtnisse, in Bezug auf die soziale Ebene unterscheiden, auf der sie prozessiert werden: subjektive, situative oder transsituative. Auf allen Ebenen geschehen eine Vielzahl von Sinnvollzügen, die zwar aufeinander Bezug nehmen können, aber weder einfach zusammengefasst noch einfach ineinander übertragen werden können. Statt dessen bilden sich komplexe Übersetzungen, Transformationen und Überlagerungen auf allen Ebenen heraus. Als erste Gedächtnisformen auf der subjektiven Ebene, die aber großteils sozial (mit)bestimmte Generalisierungen prozessieren, können auf dieser Basis das Körpergedächtnis und das reflexive Gedächtnis entwickelt werden. Damit ergibt sich das in den Forschungen zu sozialen Gedächtnissen immer virulente Problem der *Trägerschaft* bzw. *Lokalisierung* von sozialen Gedächtnissen.

Sinnvollzüge geschehen immer vor einem Horizont von Generalisierungen von Vergangenenem, sie geschehen immer in einem gegenwärtigen Kontext, einer Situation und sie sind in doppelter Weise auf Zukünftiges bezogen, einerseits in Form von generalisierten Erwartungen zur Absorption von Unsicherheit und andererseits ist Sinn immer abhängig von erst erfolgenden Anschlüssen. Diese letzte zeitliche Bestimmung, ebenso wie ein veränderter, neuer Kontext, macht Sinn zu einem genuin instabilen Gebilde, das durch Bezüge auf vor- und zuhandene Generalisierungen stabilisiert werden kann. In diesem Sinn sind auch die vollziehenden Einheiten der Sinnprozesse, die Trägereinheiten – seien es Personen, Familien, Organisationen oder Systeme – potentiell immer in Frage gestellt und müssen durch Bezüge auf Vergangenes stabilisiert werden. Neben den spezifischen *Temporalitäten* und Ungleichzeitigkeiten werden in diesem Problembereich insbesondere *Identitätszuschreibungen* in Form von Selbst- und Fremdreferenzen wichtig.

Soziale Gedächtnisse, so eine weitere Grundthese der vorliegenden Arbeit, operieren immer in Situationen, die damit zum zentralen analytischen Ansatzpunkt für die empirische Untersuchung sozialer Gedächtnisse werden. Denn in Situationen treffen zum einen handelnde und kommunizierende Handlungseinheiten zusammen, sie agieren in einem räumlich und zeitlich begrenzten situativen Kontext, in dem sich losgelöst von den Intentionen der Einzelnen eigene Formen von Sinnvollzügen entwickeln, die wiederum auf die subjektiven Generalisierungen zurückwirken können. Und schließlich eröffnen Situationen mit ihren Horizonten und den damit gegeb-

nen Verweisungsstrukturen die selektive Aktualisierung von höherstufigen sozialen Gedächtnissen. Situationen sind also der Ort, an dem unterschiedliche soziale Gedächtnisse mit ihren Generalisierungen aufeinander treffen, sich wechselseitig beeinflussen und in getrennte Sinnvollzüge in unterschiedlicher Weise eingehen. Situationen bilden aber durchaus eigenlogisch, im Sinne einer Losgelöstheit von den Intentionen der Beteiligten, Generalisierungen aus, die dann über individuelle Sinnvollzüge in den Körper- oder reflexiven Gedächtnissen vorgehalten werden als implizites Wissen oder als Wissen um den situativen Sprachgebrauch. Zusätzlich bietet jede Situation die Möglichkeit, sich entwickelnde Generalisierungen an referenzierte Materialitäten oder sich wiederholende Praxen zu heften und so unabhängig von den subjektiven Gedächtnissen zu prozessieren. Analytisch stellt sich damit das Problem der *Situationsdefinition*, sowohl aus Sicht der Agierenden und beteiligten sozialen Einheiten als auch der Forschenden.

In die Situation hinein wirken in modernen Gesellschaften auch die sich ausdifferenzierenden und pluralisierenden Ordnungsbereiche, die medial eigenständige Generalisierungen vorhalten und bei entsprechender Verbindlichkeit Sinnvollzüge in bestimmte Bahnen lenken bzw. deren Selektivität entsprechend einschränken können. Sie sind immer auf die Aktualisierung dieser Generalisierungen durch die situierten Akteure angewiesen. Erst damit werden die Generalisierungen weiter prozessiert. Quer zu den materialen Ordnungsbereichen, die sich entlang der Achsen Arbeitsteilung, Sinn-differenzierung und kollektiv-segmentäre Pluralisierung entwickeln, setzen sich auch transsituativ gültige kommunikative Ordnungsmuster durch, von denen insbesondere Narrativität und Diskurse wichtig für soziale Gedächtnisse sind. Zum einen können sie Formen der expliziten sozialen Erinnerung darstellen und zum anderen fungieren sie als Formierungen der kommunikativen Ströme mit entsprechender Wirkung auf die unterschiedlichen Ebenen von Generalisierungen. Aus diesen Überlegungen ergeben sich auf analytischer Ebene die Probleme der *Bahnungen* in den Geltungsdimensionen der Gewißheit und der Verbindlichkeit einerseits und den *fungierenden und latenten Horizonten* einer Situation andererseits.

Diese aus den theoretischen Überlegungen gewonnenen Problemlagen sozialer Gedächtnisse lassen sich in drei übergeordnete Dimensionen bündeln und für die empirische Arbeit in eine andere Reihenfolge bringen:

- Generalisierungen und Medialitäten
- Situation und Horizonte
- Temporalität und Identitäten

Der generelle Ansatzpunkt sowohl für die Sinnvollzüge selbst wie für deren analytisch-rekonstruktiven Bearbeitung ist Selektivität. Selektivitätsmuster wirken in jedem

Sinnvollzug und damit in allen drei Problemdimensionen. Aus der Problemsicht der wissenschaftlichen Analyse liegt die Problematik in der Identifizierung der aktuell vollzogenen Selektion (fungierend) und insbesondere in der Rekonstruktion der verfügbaren Horizonte (latent), aus denen jeweils selektiert wurde. Bevor diese Problematik anhand einer Untersuchung von Schreibprozessen dargelegt wird, gilt es jedoch grundsätzliche Selektivitäten des wissenschaftlichen Weltzugangs zu reflektieren und die Prinzipien einer Heuristik zu entwickeln.

§ 63 Wissenschaftliche Selektivitäten

Die wissenschaftliche Analyse als »Konstruktion zweiter Ordnung« (Schütz 2011e: 375 ff. Schütz 2011a: 460 f.) unterscheidet sich von anderen Formierungsprozessen des Sozialen. Diese Differenzen gilt es für die Frage einer heuristischen Operationalisierung theoretischer Überlegungen zu bedenken, weil damit Einschränkungen der empirischen Reichweite verbunden sind. Der Forschungsprozess zeichnet sich durch eine (mindestens) dreifache Selektivität aus:

1. in zeitlicher Hinsicht: Wissenschaftliche Analysen können nur sich stabil wiederholende oder bereits abgelaufene Vollzüge und Prozesse in den Blick nehmen, weil sie konstitutiv auf eine Entzeitlichung der zu analysierenden Gegebenheiten angewiesen sind. Eine genaue und nachprüfbar Analyse kann nur von außerhalb der »realen« zeitlichen Abläufe vorgenommen werden. Erst wenn das zu analysierende aus dem Strom der Sinnvollzüge oder Ereignisse herausgehoben wird, ist es einer detaillierten Analyse zugänglich (vgl. dazu auch Bourdieu 1987b: 148 ff.).
2. in sachlicher Hinsicht:
 - a) theorieinduziert: Die wissenschaftliche Erfassung von Gegebenheiten und Prozessen erfolgt auf der Grundlage von Theorien, der semantisch-begrifflichen Systematisierung des wissenschaftlichen Wissens. In diesem Sinne sind Theorien auch

»memory machines because they determine what, in the flux of experience, we apprehend and cognize. Theories organize what we notice, and thereby what we recall. By determining interpretation they act inevitably as schemata for memory.« (Terdiman 1993: 15)

Begriffe legen gewisse Wahrnehmungen nahe und hemmen andere. Insofern sind Theorien nicht nur Gedächtnismaschinen, die Erinnerung

organisieren, sondern auch Selektionsmaschinen in Bezug auf die (wissenschaftliche) Wahrnehmung.

- b) aufzeichnungstechnisch induziert: Entzeitlichung kann durch Wiederholung, etwa im Experiment oder in der Modellbildung, durch theoretische Reflexion oder aber durch Aufzeichnung des zu analysierenden Geschehens mittels technischer Medien erfolgen. Die Wiederholung hat zur Bedingung, dass bestimmte Bedingungen und Faktoren konstant gehalten werden, andere werden dagegen als irrelevant gesetzt. Die mediale Aufzeichnung selektiert entsprechend der zur Verfügung stehenden Kanäle: akustisch und optisch. Haptische, gustatorische und olfaktorische Daten gehen als solche auf jeden Fall verloren. Aber selbst in Bezug auf die akustischen und optischen Daten geht je nach technischer Ausstattung ein Teil verloren, weil jeweils nur ein Ausschnitt aufgenommen werden kann, weil je nach Mikrofonempfindlichkeit und Aufnahmequalität Geräusche im Rauschen untergehen (zur Selektivität theoretischer Reflexionen vgl. oben 2a).
- c) methodisch induziert: Auch der methodische Zugang zum Feld, der Umgang mit den Daten wirkt noch einmal selektiv. Denn sowohl in quantitativer wie in qualitativer Hinsicht erfolgen Verallgemeinerungen, sei es im Operationalisierungsprozess, sei es in der Auswertung. Quantifizierungen, Codierungen, Fallstrukturhypothesen, Clusterbildungen, Typologien: Immer werden die verfügbaren Daten verallgemeinert, abstrahiert, generalisiert.

3. in sozialer Hinsicht:

- a) Wissenschaftliche Praxen sind auf die Bearbeitung eines definierten Problems gerichtet. Sie werden in einer »vorkonstituierten Welt« durchgeführt, finden in einem »Diskursuniversum« statt, »das die von anderen erzielten Ergebnisse, von anderen gestellten Probleme, von anderen vorgeschlagenen Lösungen und die von anderen entwickelten Methoden umfaßt« (Schütz 2003b: 228).
- b) Die Forschenden sind immer auch selbst sozial am Forschungsprozess beteiligt, entsprechend sind ihre selektiven Sinnvollzüge (Vorwissen, Hypothesen), ihre Wahrnehmungs- und Interpretationsselektivitäten immer Teil des zu erforschenden Feldes und sie selbst nie nur »neutrale[s] Medium[m], in dem die Daten zu Konzepten kristallisieren« (Meinefeld 1995: 293).

Eine Heuristik sozialer Gedächtnisse muss diese dem Forschungsprozess inhärenten Selektivitäten natürlich berücksichtigen. Das Ziel ist jedoch, erstens die theorieinduzier-

ten Selektivitäten mittels einer möglichst integrativen und umfassenden theoretischen Konzeption so weit als möglich zu reduzieren. Dazu muss zweitens eine möglichst umfangreiche Erfassung und Aufzeichnung der Situation(en) erfolgen, wobei zu bedenken ist, dass jegliche Präsenz von Beobachtenden und jede Form der Aufzeichnung einen massiven Eingriff und eine entsprechende Veränderung der Situation unausweichlich mit sich bringt. Und schließlich gilt es drittens, methodisch offen zu bleiben für die Varianzen und Un-pässlichkeiten hinsichtlich der theoretischen Überlegungen, die im empirischen Material auftauchen.⁹⁸

§ 64 Prinzipien einer Heuristik

Grundsätzlich ruhen die präsentierten theoretischen Überlegungen auf der Konzeption des Sozialen als prozesshaftem Geschehen. Der Fokus liegt demnach immer auf dem Formierungsprozess, nicht auf dem darin produzierten bzw. konstruierten »Gegenstand«. In der kultur- und sozialwissenschaftlichen Gedächtnisforschung besteht, nicht zuletzt aufgrund der zeitlichen Selektivität, immer die Gefahr einer vorschnellen oder auch impliziten Hypostasierung der Objektivität des Gegenstandes (vgl. dazu Meinefeld 1995: 257 ff.), sei es einer sozialen Einheit als Träger eines Gedächtnisses, sei es eines sozialen Gedächtnisses selbst, etwa in Form eines Familiengedächtnisses. In solchen Ontolog- und Essentialisierungen gerät sowohl der zugrundeliegende soziale Formierungsprozess als auch der wissenschaftliche Konstruktionsprozess aus dem Blick.

Methodisch sind für die Erfassung der Formierung sozialer Gedächtnisphänomene also offene Verfahren angezeigt, für die theoretisch heuristische Suchprinzipien zur Verfügung gestellt werden.¹⁰⁰ Eine qualitative Heuristik als »Entwicklung und Anwendung von Entdeckungsverfahren in regelgeleiteter Form« (Kleining 1995: 225), das auf vier Grundprinzipien (Kleining 1995: 228 ff.) ruht:

1. Offenheit der Forschenden
2. Offenheit des Forschungsgegenstandes
3. Maximale Variation der Perspektiven
4. Analyse auf Gemeinsamkeiten

98 An dieser Stelle ergibt sich ein methodisches und methodologisches Desiderat: eine Situationshermeneutik bzw. eine »Makrohermeneutik«⁹⁹, die Latenzen und fungierende Aktualisierungen und Bahnungen in höherstufigen sozialen Prozessen aus Äußerungen in Interviews oder Gruppendiskussionen rekonstruieren kann.

99 Unter dem Titel »Makrohermeneutik« initiiert Joachim Renn in Münster aktuell methodische Überlegungen und interpretative Versuche in diesem Problemfeld.

100 Damit sollen quantitative Verfahren keineswegs ausgeschlossen werden, insbesondere bieten sie sich für die Erfassung der Makrophänomene an, etwa von sozialstrukturellen Lagen.

Kleining geht dabei – in Ableitung von Alltagsheuristiken – von einem »Dialog« (ebd.) zwischen Forschenden und dem Forschungsgegenstand aus. Diese Metapher legt zwar eine Objektivierung des zu Erforschenden nahe; diese Gefahr kann aber durch konsequente Beachtung der Regeln 2 und 3 gebannt werden. In diesem Sinne wurde die Begrifflichkeit in diesem Kapitel sukzessive von »Gedächtnis« auf »Gedächtnisphänomen« umgestellt. Damit wird die in dieser Arbeit entwickelte und gebrauchte Definition von Gedächtnis als Operation, die verarbeitetes Vergangenes präsentiert, keineswegs geändert. Es soll nur die Sensibilität für die Prozessualität erhöht werden. Auf der Basis der oben präsentierten inhaltlichen Überlegungen, der entwickelten Selektivitäten des wissenschaftlichen Weltzugangs und der heuristischen Prinzipien sollen nun Heuristiken für Gedächtnisphänomene in Schreibprozessen entwickelt werden.

Es braucht wohl nicht betont zu werden, dass die Offenheit eines qualitativen Verfahrens auch die Offenheit für eine Korrektur der theoretischen Grundannahmen beinhaltet.

§ 65 Vom Handwerk des Schreibens

Der Schriftsteller Amos Oz beschreibt die wissenschaftliche Arbeit seines Vaters so:

»Ich stahl mich hinter Vaters Rücken, stellte mich auf die Zehenspitzen und schaute ihm über die Schulter, wenn er vorgebeugt am Schreibtisch saß [. . .] und sich langsam und mühevoll durch das steile trockene Flußbett zwischen zwei hochgetürmten Bücherbergen in der Mitte des Schreibtisches hindurcharbeitete, unterwegs Detail um Detail aus den Bänden, die aufgeschlagen vor ihm lagen, aufsammlerte, gründlich im Licht prüfte, klärte, klassifizierte, auf kleinen Karteikärtchen registrierte und einordnete, jedes Detail an seine passende Stelle, als fädele er Edelsteine zu einer Kette auf.« (Oz 2004: 429)

Das (wissenschaftliche) Schreiben selbst fällt bei dieser Betrachtung beinahe unter den (Schreib-)Tisch, nur das Registrieren auf kleinen Karteikärtchen weist darauf hin, dass es mit dem Sammeln, Prüfen, Klären und Ordnen nicht ganz getan ist. Auch wenn der Tisch, an dem diese Tätigkeiten erfolgen »Schreibtisch« heißt, scheinen die eigentlichen Tätigkeiten des Vaters Lesen und Ordnen zu sein. Das »Niederschreiben« der gefundenen Ordnung ist dann nur noch »Formsache«, die Übertragung von der Gedanken- und Karteikartenform in die Textform. Schreiben braucht dabei nicht besonders erwähnt zu werden, es ist das Allerselbstverständlichste, eine alltägliche Tätigkeit, unser tägliches Handwerk in der Wissenschaft, das vor allem dazu dient, Gedanken auszudrücken und aufzuzeichnen, so scheint es zumindest.

Raymond Chandler dagegen vergleicht in einem Brief an einen Kollegen, in dem er die ständigen Bitten um Hilfestellung und Tips beklagt, die von angehenden Schriftstellern an ihn gerichtet werden, das Schreiben mit einem »Eisberg [...], bei dem auf jeden Meter, der sich über Wasser zeigt, acht unten drunter kommen.« (Chandler 1990: 607) Hier wird das Schreiben selbst thematisiert und zwar als eine Tätigkeit, die vor allem unsichtbar bleibt, unterhalb der Wasserlinie, unterhalb der Explikationslinie. Es gehört mehr dazu, als die sichtbaren Resultate auf der beschriebenen Oberfläche. Dieses Bild des Eisbergs verweist auch auf die Gefahr des Schiffbruchs, des Scheiterns von Schreibprojekten, das wir alle kennen: angefangen von der nicht so guten Hausarbeit bis hin zu den Entwürfen, halbfertigen oder fast fertigen Texten, Projektideen, die sich in der berühmten »Schublade« sammeln. Schreiben ist in der Wissenschaft ein alltägliches Handwerk, verschwindet jedoch in seiner Alltäglichkeit aus unserem Blickfeld. Eine These, die sich aus den obigen Überlegungen zu Medialisierung und ihrer Bedeutung für die transsituative Ebene ergibt,¹⁰¹ dass sich die hochgradig differenzierten Gesellschaften der Moderne vor allem aus Schreibvollzügen aufbauen, dass Schreiben in seinen unterschiedlichen Formen, wissenschaftlich, juristisch, programmierend, die elementare, konstitutiv-formierende Tätigkeit für Gesellschaften und Gesellschaftsordnungen der Gegenwart ist.

Jenseits dieser grundsätzlichen und gesellschaftstheoretischen Relevanz möchte ich im Folgenden erst einmal den so selbstverständlichen Prozess des Schreibens, oder besser: die Verkettung von einzelnen Schreibakten zu etwas, das in der Reflexion als ein Prozess erscheint, in seiner Sozialität und in seinen sozialen Kontexten zu erfassen versuchen. In einem ersten Schritt werde ich individualisierte Beschreibungsformen von Schreibakten untersuchen, sozusagen das reflexive Gedächtnis des Schreibens, dann von den entwickelten Ebenen des Sozialen weitere Perspektiven auf das Schreiben entwickeln: von der transsituativen Ebene der sozialen Strukturen, der körperlichen Ebene und schließlich der situativen Ebene.

§ 66 Schreiben als individuelle Tätigkeit

Auch wenn das Schreiben in der sozialwissenschaftlichen Forschung bisher weitgehend unbeachtet blieb,¹⁰² es ist eine weit verbreitete, wenn auch meist einsam vollzogene soziale Aktivität und entsprechend viele Reflexionen und Beschreibungen existieren für Schreibvollzüge, nicht zuletzt von Menschen, die Schrift stelle(r)n. Um eine soziologische Perspektive zu gewinnen werde ich drei gängige Beschreibungsformen des Schreibens aus der Perspektive des einzelnen (und einsamen) Akteurs rekonstruieren:

101 Hier und im Folgenden fließen intensive Diskussionen, Schreibprozesse und einige Textfragmente ein, die ich mit Robert Schmidt geführt, vollzogen und geschrieben habe.

102 Für eine kürzliche Ausnahme von dieser Behauptung vgl. Engert und Krey 2013.

Schreiben als Handwerk, Schreiben als Sequenz von reflektierten Entscheidungen und Schreiben als ausgedrückte Intentionalität. Ich beginne wieder mit einem längeren Zitat des Schriftstellers Amos Oz:

»Eigentlich arbeite ich ungefähr wie [mein Vater]. Arbeite wie ein Uhrmacher oder Goldschmied alter Schule: Ein Auge zugekniffen, ins andere eine röhrenförmige Uhrmacherlupe geklemmt, eine feine Pinzette in den Fingern, vor mir auf dem Tisch keine Karteikärtchen, sondern viele kleine Zettel, auf denen ich mir verschiedene Wörter notiert habe, Verben, Adjektive, Adverbien und auch Versatzstücke von Sätzen, Wortfetzen, Beschreibungsscherben und alle möglichen experimentellen Verbindungen. Von Zeit zu Zeit greife ich mit der Pinzette eines dieser Teilchen, dieser winzigen Textmoleküle, hebe es äußerst vorsichtig gegen das Licht und prüfe es eingehend, drehe es hin und her, beuge mich darüber, um ein wenig zu schmirgeln oder zu schleifen, hebe es wieder prüfend gegen das Licht, schleife noch ein Haarbreit und lehne mich dann vor, um das Wort und die Wendung an ihren Ort im Gefüge einzusetzen. Ich halte inne. Betrachte es von oben und von der Seite. Bin aber immer noch nicht ganz zufrieden, ziehe das eben eingesetzte Teilchen wieder heraus und ersetze es durch ein anderes oder versuche das vorige Wort in eine andere Nische desselben Satzes zu plazieren, hole es erneut heraus, feile noch ein klein wenig und versuche erneut, das gewählte Wort einzusetzen, vielleicht in einem etwas anderen Winkel? Oder in etwas anderer Anordnung? Eventuell am Satzende? Oder am Anfang des folgenden Satzes?« (Oz 2004: 429 f.)

Hier wird das Schreiben als hochgradig reflektierte, auch handwerkliche Tätigkeit dargestellt. Worte und Satzbruchstücke werden begutachtet, zurechtgeschliffen, in Passung gebracht. Es geht um eine bearbeitende, zielgerichtete Tätigkeit, die ein wohlangeordnetes Textgefüge herstellt. Schriftliches wird an seinen rechten Platz gestellt: »wie ehrlich=arbeitsam ist [... die Bezeichnung] ›Schrift=Steller«. Man müßte *noch* weiter gehen, und ganz rüstich=derbe Ausdrücke für den fleißigen Literaturwerker einführen : ›Wort=Metz‹ oder so« (Schmidt 1987: 167). Der Kunst-Handwerker ist souveräner Bearbeiter seines Materials, seinem Plan folgend entsteht das nicht selten fein zisierte Werk.

In dieser Beschreibungsform wird auch der zeitliche Aspekt des Schreibens deutlich: im aktuellen, gegenwärtigen Schreibakt greifen wir immer auf Vergangenes zurück, sei es auf verfügbare sprachliche Wendungen, Wortschatz oder semantische Muster, sei es auf Erinnerungen oder (schriftliche) Aufzeichnungen in Form von Karteikärtchen, Exzerpten, Gliederungen, Plänen etc. Das geschieht in hochgradig reflektierter Weise. Gleichzeitig verschwinden, wie beim fertigen Werkstück des Handwerkers, die Arbeits-

abläufe hinter dem Resultat. Dem Text sieht man die Bearbeitungsschritte und die überwundenen Schwierigkeiten nicht mehr an.

Die zweite Beschreibungsform rekurriert weniger auf die Tätigkeit, sondern auf eine Abfolge von Selektionen:

»Um einen Roman von achtzigtausend Worten zu schreiben, mußt du unterwegs etwa eine Viertelmillion Entscheidungen treffen: nicht nur Entscheidungen über den Handlungsverlauf, wer leben wird und wer sterben, wer lieben und wer betrügen, wer reich oder verrückt werden wird, wie die Figuren heißen und aussehen werden, welche Gewohnheiten und Beschäftigungen sie haben werden, wie die Kapitel eingeteilt werden, und wie der Titel lauten soll (das sind die leichtesten und größten Entscheidungen); nicht nur, wo erzählen und wo unterdrücken, was vorher und was nachher bringen, was besonders betonen und was nur andeutungsweise offenbaren (auch das sind ziemlich grobe Entscheidungen), sondern vor allem mußt du Abertausende von Feinentscheidungen treffen, zum Beispiel, ob dort, im dritten Satz, gegen Ende dieses Absatzes da, blau oder bläulich stehen soll? Oder vielleicht sollte es blaßblau heißen? Oder himmelblau? Eventuell dunkelblau? [. . .] Und vielleicht ist es eigentlich ein ganz kurzer Satz für sich, mit einem Punkt davor und einem Punkt und neuer Zeile danach? Oder wäre es nicht doch besser, daß dieses Blaugrau im reißenden Strom des vielgliedrigen, gewundenen Relativsatzes mitgerissen wird? Oder vielleicht wäre es überhaupt am besten, dort einfach das Wort ›Abendlicht‹ hinzuschreiben und dieses Abendlicht mit keinerlei Blaugrau oder staubigem Azur anzumalen?« (Oz 2004: 430 f.)

Nicht nur die Zeichnung der Figuren, die Handlungsfolge sind Ausfluss individueller Wahlentscheidungen, jede einzelne Wendung im Text, jede Formulierung ist Resultat einer bewussten Selektion der schriftstelle(r)nden Person. Diese Person trifft die Wahl, sie selegiert aus den vorhandenen Möglichkeiten und schreibt sich so auch selbst das Resultat zu. Der Prozess des Schreibens wird dargestellt als eine sehr lange Kette von Entscheidungen bezogen auf alle möglichen Aspekte und Ebenen des Textes. Insofern haben wir hier eine »aesthetical choice«-Beschreibungsform des Schreibens, wobei die Rationalität bzw. die Entscheidungsgrundlagen offen bleiben. Der Text entsteht aus einer Aggregation solcher Entscheidungen. Was aus dieser Perspektive deutlich wird, ist die enge Verflechtung von Schreibakten mit Bewertungsakten. Mit jeder Entscheidung ist auch eine Bewertung in Bezug auf die vor- und zuhandenen Möglichkeiten verbunden, sei es aus einem eher impliziten Sprachgefühl heraus oder sei es nach expliziten Kriterien.

Die dritte Beschreibungsform radikalisiert die individuelle Perspektive, indem das Schreiben nur als notwendiges Ausdrucksmittel konzipiert wird, als Form, in der die

Intentionen der Autorin ausgedrückt werden. Das Denken wird direkt und problemlos in Schriftsprache überführt. Alfred Schütz hat diese Position für das Komponieren, auch eine Form des Schreibens, so formuliert:

»Es ist ein Irrtum zu denken, eine Symphonie existiere nur in der Partitur oder in ihrer Aufführung durch ein Orchester. Die Partitur und die Aufführung haben beide dasselbe Verhältnis zum musikalischen Werk wie das gedruckte Buch und die Lektüre zur Existenz eines philosophischen Gedankens oder einer mathematischen Theorie. Natürlich sind die Partitur, die Aufführung, das Buch, die Lektüre unverzichtbar für die Kommunikation der Musik oder des wissenschaftlichen Denkens. Sie sind aber nicht dieses Denken selbst. Ein musikalisches Werk oder ein mathematisches Theorem haben den Charakter eines idealen Gegenstandes. Die Kommunizierbarkeit eines musikalischen Werkes oder eines mathematischen Theorems ist an reale Gegenständlichkeiten gebunden – sichtbare oder hörbare Gegenständlichkeiten – aber der musikalische oder wissenschaftliche Gedanke selbst existiert unabhängig von all diesen Kommunikationsmitteln. Die Ouvertüre zu *Don Giovanni*, die Mozart der Legende zufolge in der Nacht vor der ersten Aufführung zu Papier gebracht hat, existierte schon lange davor in seinem Bewußtsein, wobei sie für alle anderen unerreichbar war.« (Schütz 2014: § 9)

Das Werk liegt in dieser Beschreibungsform im Bewusstsein fertig vor, und wird als philosophischer oder literarischer Gedanke bruchlos in ein mediales Substrat übertragen. Dabei ist es, das drückt der Husserlsche Begriff des idealen Gegenstandes aus, unabhängig von der medialen Form. Das subjektive Bewusstsein und seine intentionalen Leistungen werden zum Ursprung und Ausgangspunkt aller geistigen Leistungen. Hier werden wissenschaftliche oder künstlerische Werke konzipiert, der Prozess der Übertragung auf Papier oder in ein anderes Medium ist dann nur sekundär und hat keinen direkten Einfluss auf das Werk.

An dieser Stelle liegt die »Genie«-Semantik des 18. Jahrhunderts im Horizont der Formulierung. Aus der Dichotomie von ingenium und studium wurde das Genie als »Naturgabe [...] als angeborenes produktives Vermögen des Künstlers« (Kant 1974: § 46) auf der Seite der Natur verortet. Nicht das schulmäßig weitergegebene Regelwissen, sondern die nichterwerbbaaren »Gaben« in der ästhetischen Sphäre, der Sphäre des »Gemüths«, die einen souveränen Umgang mit den Regeln und das Setzen neuer Regeln erlauben, sind das Maß für die großen Geister. Das gilt bei Kant für die Kunst und explizit nicht für die Wissenschaft.

Alle drei Beschreibungsformen, das Handwerk, die Entscheidungskette und die ausgedrückte Intentionalität erfassen wichtige Aspekte des Schreibens, geben aber gleichzeitig Anlass zu weiterführenden Fragen in einer spezifischen Richtung.

Wenn Schreiben als Handwerk beschrieben wird, wird die Mühe, die immer auch körperliche Arbeit betont. Aber was offen bleibt, ist der Anteil der Hand an diesem Werk. Oder anders formuliert: Welche Rolle spielt die Körperlichkeit dieser Tätigkeit, welche Rolle spielen die inkorporierten, impliziten Generalisierungen für das Schreiben? Zudem liegt in der Metapher der Handwerklichkeit auch der Materialaspekt verborgen: Schreiben ist nie eine Schöpfung ex nihilo, sondern eine Verarbeitung von verfügbarem Material, von verarbeitetem Vergangenen. Beide Aspekte verweisen auf die konstitutive Integration von Gedächtnisleistungen in den aktuellen Schreibakt. Die vom Individuum ausgehende Beschreibungsform legt einen Bezug vor allem auf individuell-reflexive Gedächtnis nahe, aber aus soziologischer Sicht möchte ich die Sozialität dieser Inhalte in ihrer Genese und in ihrer Reproduktion betonen (bis hin zu dieser und anderen Beschreibungsformen selbst).

Wird Schreiben als Kette von Entscheidungen beschrieben, wird damit der Prozesscharakter dieser Aktivität betont. Ein solcher Prozess mag im Rückblick als lineare Entwicklung vom ersten Entwurf bis hin zum fertigen Text gesehen werden, der eigentliche Ablauf ist ein anderer: es gibt Streichungen, Abbrüche, Sackgassen, Wiederaufnahmen, Rekonzeptualisierungen, Umformulierungen, parallele Arbeiten etc. Die Form der resultierenden Kette steht an jedem Punkt des Schreibens durch die jeweilige Selektion zur Disposition, jedes Kettenglied hängt vom vorherigen ab und schränkt die Möglichkeiten für das nachfolgende ein. Damit stellt sich einerseits die Frage nach dem situativen Kontext der jeweiligen Entscheidungen: welche gegenwärtigen, zukünftigen und vergangenen Aspekte der Situation fließen in die Entscheidung ein? Andererseits sind damit natürlich auch die jeweiligen Entscheidungsgründe und -grundlagen angesprochen: auf welcher Basis wird eine Entscheidung für eine Formulierung getroffen? Ist es Rationalität? Sind es Stilfragen, Fragen des (Wohl-)Klangs, ästhetische Kriterien, Emotionalitäten, Wertungen, Bezüge auf Diskurse? Auch aus dieser Perspektive sind demnach vielfältige Bezüge auf Vergangenes auf unterschiedlichen Ebenen involviert, die es analytisch auseinander zu dividieren gilt.

Am radikalsten wird die individuelle Perspektive durch die Fassung von Text als idealem Gegenstand betont. Alles Geschriebene scheint Ausfluss des subjektiven Bewusstseins der Schreibenden zu sein. Ihre Intentionen bestimmen Form und Inhalt des fertigen Textes, der in seiner idealen Gestalt schon vorher im Geiste existiert und das »fließt dann nur noch aus der Feder«. Die subjektive Leistung ist selbstverständlich gewichtig für das Schreiben, aber das Konzept des idealen Gegenstandes ermöglicht in seiner Radikalität die Formulierung von Fragen in Bezug auf die mediale Umsetzung dessen, was denn da im Bewußtsein gedacht wird und in Bezug auf das Verhältnis von Gedachtem und Geschriebenem. Hat nicht auch das Schreiben selbst in seinen punktuellen Entscheidungen selbst Rückwirkungen auf das Denken? Entstehen Formulierungen nicht auch direkt im Niederschreiben? Formt nicht das Material (Stift und Papier, Diktiergerät und Sekretärin, Tastatur und Bildschirm) auch den mögli-

chen Ausdruck? Ist die Übertragung von einem Medium (Gedanken) in ein anderes (Schrift) so unproblematisch, nur eine »Objektivierung«, oder ist diese Übertragung mit spezifischen Veränderungen, Verlusten und Gewinnen verbunden? Und schließlich: Sind die ausgedrückten Gedanken nicht immer schon sozialisiert, sei es im Sinne einer Teilnahme an Diskursen, sei es im Sinne des vorgängig Sozialen: der Sprache?

Um die Überlegungen dieses Abschnitts zusammenzufassen: die subjektive Position ist wichtig für das Schreiben. Vom »Tod des Autors«, wie ihn etwa Roland Barthes und Michel Foucault ausgerufen haben, kann im Sinne der Ablösung der Geniesemantik, der alleinigen Zuschreibung von kreativen Potentialen, der Position als höchste Interpretationsinstanz durchaus die Rede sein. Aber wenn das Prädikat »schreiben« kein Subjekt hat, wird nicht geschrieben. Insofern ist auch das individuelle Gedächtnis der Schreibenden eine wichtige Instanz, nicht zuletzt in seinen sozialen Momenten: von dem Rückgriff auf einen zuhandenen Wortschatz, auf »gute« Formulierungen (bei Oz mit Hilfe von Karteikärtchen), sein Wissen um Formen und Gestaltung, etc.: seinen Vorrat an Generalisierungen, aus dem geschöpft wird.¹⁰³

Es geht darum, die Kette des Schreibens in ihrer Zeitlichkeit und als Zusammenwirken der verschiedenen beteiligten sozialen Ebenen und Gedächtnisse zu fassen: im nächsten Schritt auf der transsituativen Ebene.

§ 67 Schreiben aus den transsituationalen Gegebenheiten heraus

Die sozialen Ordnungsmuster und -bereiche, die auf die Verkettungen des Schreibens einwirken, sind vielfältig und können an dieser Stelle natürlich nicht erschöpfend abgehandelt werden. Ich will im Folgenden einige zentrale Komplexe kurz entwickeln: die sprachlichen, die medialen und die formbezogenen sozialen Gegebenheiten.

»Die Sprache ist das bildende Organ des Gedanken«, so schreibt Wilhelm v. Humboldt (1963: 426) und gilt damit als einer der Begründer des sprachlichen Determinismus, also der These, dass die grammatikalischen und lexikalischen Strukturen der Sprache das Denken und die Art und Weise der »Weltansicht« bestimmen. In den aktuelleren Formen dieser These wird demgegenüber davon ausgegangen, dass vorhandene sprachliche Rahmen den jeweiligen Ausdruck bestimmten: [»In the evanescent time frame of constructing utterances in discourse one fits one's thoughts into available linguistic frames.« (Slobin 1996: 76)] Sprachliche Formen rahmen und bahnen die geäußerten Gedanken. Auch wenn der zeitliche Rahmen im Schreiben meist deutlich ausgedehnter als im Sprechen ist, weisen viele Texte, nicht zuletzt

¹⁰³ Die Metapher des Schöpfens scheint mir übrigens einige treffende, wenn auch selten damit verbundene Momente zu beinhalten: aus einer großen, vermischten (und fließenden) Suppe wird mit einem angesichts der Größe der Zutaten meist sehr großen Instrument ein sich kontingent im Bauch dieses Instruments sammelnder Anteil herausgeholt.

wissenschaftliche, bestimmte immer wiederkehrende Formulierungshülsen auf: Redewendungen, semantische Figuren, grammatikalische Muster.¹⁰⁴ Kombinations- und Selektionsmöglichkeiten sind also entsprechend begrenzt. Das soll nicht heißen, dass »Sprache« ein eigenständiges System, eine abgelöste, eigenständige Struktur ist, die das Sprechen bzw. Schreiben determiniert, sondern dass es im wiederholten Gebrauch konventionalisierte und auch von Adelung bis Duden kodifizierte Formen gibt, die sich aus dem vergangenen Gebrauch ableiten und die in den aktuellen Gebrauch eingehen. Sprache dient als Reservoir für Typisierungen und Generalisierungen, die sich für Formulierungen anbieten.

Diese Konventionalisierungs- und Rahmungsdicke gilt in noch viel stärkerem Maße für den schriftsprachlichen Ausdruck. Hier kommen nicht nur die (str)engeren grammatischen Vorgaben und die orthographischen Regeln ins Spiel. Die Differenz von Sprache und Schrift ist keine, die sich als Verhältnis von Original und Abbildung beschreiben ließe. Schrift ist nicht einfach die alphabetisch oder anders kodierte Umsetzung des Gesprochenen, keine einfache Übertragung von Phonemen in Grapheme. Der Übergang von gesprochener Sprache zu Schrift ist der Übergang in ein anderes Medium. Schrift gibt dem, was geschrieben wird, eine Form, und zwar eine, die sich vom Gesprochenen oder Gedachten unterscheidet. Die zeitliche Sequenz wird umgesetzt in ein räumliches Nebeneinander. Die Formen der Verknüpfung und Auszeichnung, der logischen Verbindungen, der Zeichensetzung, der internen Bezüge, der Betonung und der Akzentuierung samt der Regeln ihrer Anwendung können als Umsetzungen von prosodischen, gestischen und deiktischen Elementen des Sprechens, Intonationen, Artikulation, Verschleifungen etc. angesehen werden. Aber sie formen den schriftlichen Ausdruck in Bezug auf die möglichen und erlaubten Kombinationen und Sequenzen. Das gilt ebenso sehr für die spezifischen Eingabegeräte für schriftliche Informationen, angefangen von Feder, Tinte und Papier, über die Schreibmaschine (häufig waren Manuskript bzw. Diktiergerät und Sekretärin vorgeschaltet)¹⁰⁵ bis hin zu Tastatur, Bildschirm, Textverarbeitung und Drucker. Medien formen also nicht nur durch die Vorgaben hinsichtlich der Kopplung der Elemente, sondern als materielle Substrate auch durch ihre technischen Eingabevorrichtungen. Und schließlich formen sie das Medialisierte in zeitlicher Hinsicht. Gesprochene Worte vergehen mit dem Ausklingen der Schallwellen, geschriebene Worte erst mit der Zerstörung aller Schrifträger. Das bedeutet, dass wir immer schon in einem Meer von Geschriebenem schwimmen, oder besser: umgeben sind von einem Gefüge oder Gestell aus Papier bzw. heutzutage Bits und Bytes; das bedeutet, dass wir auch im Schreiben viel mehr Vergangenes um uns herum haben. Dieses Vergangene umgibt uns in Form von Generalisierungen in

104 Für das literarische Schreiben scheinen an dieser Stelle Differenzgebote zu bestehen, so dass gebräuchliche Formulierungen nur in bestimmter Funktion auftauchen.

105 Das gilt teilweise auch für Schriftsteller und weniger privilegierte Wissenschaftler, wobei die Sekretärin je nach finanzieller Lage durch die Ehefrau ersetzt wurde, vgl. etwa Theweleit 1994.

medialer Form: Lexika, Grammatiken, Regeln, Ordnungen, Schemata, Gattungen, Diskurse, Formen und Formate. Medien und insbesondere Schriftmedien formen unsere Gegenwart.

Natürlich umstellen noch viel mehr solcher papiernen Horizonte den Schreibprozess, etwa die rechtlichen Aspekte des geistigen Eigentums, das soziale Feld oder der Ordnungsbereich, in dem geschrieben wird (Wissenschaft, Kunst, Politik, Ökonomie etc.), möglicherweise Organisationen und Institutionen (von Schulen, Universitäten, Verlagen, bis hin zu Märkten oder peer-review-Verfahren). In den hochgradig differenzierten Gesellschaften der Moderne hat sich eine Vielzahl von Textformaten entwickelt. Je nach gesellschaftlichem Ordnungsbereich kursieren mehr oder weniger verbindliche Vorgaben für die Gestalt und das Format von Texten. Im Bereich des Rechts etwa unterschiedliche Formen von Verträgen, Urkunden, Vollmachten, Gesetze, Verordnungen, Urteile, etc. pp. In der Wissenschaft Anträge, Protokolle, Zeitschriftenartikel, Monographien, Essais, Rezensionen, Einleitungen, Präsentationen, Reviews, Gutachten, etc. mit je unterschiedlichen Vorgaben in Bezug auf Textlänge, -gliederung, interner Aufbau, Zitierweise, Sprachduktus, etc. Solche Formatvorgaben werden auffällig bei der Transformation zwischen Formaten, etwa bei der Umwandlung einer Präsentation in einen Artikel. Der Akt des Schreibens ist immer auch auf das zu füllende Format ausgerichtet und wird von da auch geformt.

Derlei verfestigte Ordnungsmuster, sprachliche, mediale, formbezogene, lassen sich beschreiben als eine Ansammlung vorhandener Generalisierungen, die mit unterschiedlicher Geltungskraft, mit unterschiedlicher Verbindlichkeit als Horizonte auf die Verkettungen des Schreibens wirken. Dabei wirken sie nicht determinierend, sondern bahrend, nicht festlegend, sondern bestimmte Möglichkeiten ausschließend, bestimmte Spielräume eröffnend und sie werden selbst mit jeder Aktualisierung, wie minimal auch immer, verändert. Und zwar verändert in dem Sinne, dass sie sich eigenlogisch, abgelöst von den Intentionen der Schreibenden und konkreten Situationen wandeln. Diese transsituativen Gegebenheiten müssen jedoch im Schreiben präsent sein, um überhaupt wirksam werden zu können. Das geschieht über soziale Gedächtnisse, sei es in medialen Gegenständlichkeiten (Nachschlagewerke etc.) oder aber in den sozialen »Anteilen« von individuellen Gedächtnissen. Die transsituativen Ordnungen und Ordnungsmuster müssen zumindest teilweise auch kognitiv repräsentiert sein, aber aus der kognitiven Ebene allein erklärt sich weder ihre Genese noch ihre Wirkung auf den aktuellen Schreibakt. Neben den bewussten, reflexiven Aktualisierungen spielen dabei die impliziten, körperlichen Mechanismen eine zentrale Rolle, der unsichtbare Teil des Chandlerschen Eisbergs.

§ 68 Schreiben als Hand-Werk

Schreiben ist eine Tätigkeit, mit der materielle Zeichen auf einen Zeichenträger platziert werden. Die sprachlich formulierten Gedanken werden in der äußeren Welt verräumlicht. Das geschieht durch die Bewegungen des Körpers, insbesondere der Hand. »Während ich das Wort ›Hand‹ auf das vor mir liegende Blatt Papier schreibe, führe ich eine Bewegung meiner Finger und meiner Hand durch, die vom Beginn des Buchstaben H bis zum Ende des Buchstaben d eine unteilbare Einheit ist.« (Schütz, 2015: § 25, im Orig. wird »Zeit« geschrieben) Wenn ich das Wort »Hand« tippe, drücke ich mit dem Zeigefinger der rechten Hand das »H«, während ich die Umschalttaste mit dem kleinen Finger der linken gedrückt halte, dann mit dem linken kleinen Finger das »a«, dann mit dem rechten Zeigefinger das »n«, schließlich mit dem linken Mittelfinger das »d«. ¹⁰⁶ Die beiden Hände und alle 9 Finger werden in schneller Folge in komplexer Weise, aber miteinander koordiniert bewegt. Dabei erfolgt immer wieder die visuelle Kontrolle am Bildschirm, (der Blick auf die Tastatur wird mit zunehmender Übung seltener).

Ich kann diese Bewegungsabläufe wie gerade präsentiert ex post beschreiben. Aber das erfasst die Abläufe nur unzureichend, immerhin sind nur für die Handbewegungen 2x27 Knochen und 2x33 Muskeln und eine dichte Innervierung (die in den drei größeren Nerven ulnaris, medianus u. radialis zusammenlaufen) in Aktion, von Arm, Schultergürtel, Rumpfmuskulatur (Körperhaltung) etc. noch gar nicht zu reden. Der ganze Körper arbeitet, »totum corpus laborat«, schreibt ein unbekannter mittelalterlicher Mönch seine Tätigkeit kommentierend, in eine Evangelienhandschrift (Wattenbach 1896: 495). Aber wir wissen von diesen Abläufen nichts, und brauchen, um zu schreiben, davon auch explizit nichts zu wissen. Diese Fertigkeiten, die für das Schreiben basal sind, werden in mühsamen Lern- und Übungsprozessen erworben und in den immer wieder praktizierten Wiederholungen verfeinert und angepasst. In diesen Wiederholungen bilden sich Schemata für die Koordination von Bewegungen heraus, die Steuerung und Koordination dieser Abläufe übernehmen. Das geschieht in nicht-sprachlicher, impliziter Form.

Eine grundlegende Literalität wird bereits in den Schulen in die Körper eingeschrieben und eröffnet so Möglichkeiten des handschriftlichen Ausdrucks, die in der weiteren Ausbildung noch an die jeweiligen Vorgaben angepasst werden müssen und die in der weiteren Ausübung das entsprechende implizite Wissen vom pragmatischen Vollzug des Schreibens generieren. Nicht zuletzt wegen dieser ontogenetisch tiefen Verankerung des Schreibens im Körper sind die damit verbundenen Formen des impliziten Wissens

106 Für die letzten drei Buchstaben hatte ich in einer ersten Version die jeweils falsche Hand »eingegeben«, jedoch mit der richtigen geschrieben. Das habe ich nach zwei weiteren Sätzen bemerkt, weil ich den umständlicheren Ausdruck »kleiner Finger der linken Hand« durch »linker kleiner Finger« ersetzen wollte und dann korrigiert.

nicht leicht zu fassen.

Aber nicht nur Bewegungsmuster werden in dieser impliziten, nicht reflektierten oder nur schwer reflektierbaren Form »generalisiert« und verfügbar gehalten. Das gilt auch für die in mannigfaltigen Schreibvollzügen sich herausbildenden Formulierungsmuster, immer wieder gebrauchte Floskeln, Wort- oder Lautkombinationen, kurz: der je eigene Stil von Schreibenden. Mit den in jedem Schreibakt vorgenommenen Selektionen aus dem sprachlichen Vorrat an Generalisierungen, ebenso wie bei den durch Lesen aufgenommenen und für gut befundenen Formulierungen bilden sich selektive Muster, deren Kriterien nicht leicht zu explizieren sind:

»Über Inhalte kann man gut sprechen, auch über den Aufbau, den Plot, zeitliche Strukturierung [...] Aber wenn es um den Stil geht, um die Sprache, um die Wirkung der Sprache, [...] da bewegen wir uns in einer sehr vagen Kategorie, weil es fast eine musikalische Kategorie ist.«, so der Schriftsteller Joseph Haslinger in Zembylas und Dürr 2009: 112.

Ästhetische Vorstellungen vom »guten Klang«, von einer »gelungenen Formulierung«, von einer »treffenden Beschreibung« werden als generalisierte Muster abgelagert und wirken von einer impliziten Ebene auf aktuelle Schreibvollzüge.

Und gerade diese Generalisierungen zeigen sich auch, und vielleicht: vor allem, in den Bewertungsmustern. Denn Schreibvollzüge zeichnen sich durch eine sehr enge Verzahnung von Ausführung und Bewertung aus. »Ich kann nur sagen, dass ich zu spüren glaube, wann der Text für mich »stimmt«. Was »stimmt« genau heißt, kann ich schwer sagen.« so die Schriftstellerin Andrea Winkler in Zembylas und Dürr 2009: 111. Ein Sprach- und Stilgefühl beruht auf einer Vielzahl von Lese- und Schreibprozessen und äußert sich in einer Vielfalt von fein nuancierten, verwobenen Beobachtungskriterien wie Wortbilder, Klang, Assoziationen, Rhythmus etc. So bilden sich Muster des Guten und Schönen, die mit dem jeweils Geschriebenen verglichen werden können. Bewertungen erfolgen natürlich auch auf einer reflexiven Ebene, also mit explizitem Bezug auf Normen und Regeln (Rechtschreibung, Grammatik, Wiederholungen, aber auch Gültigkeit und Richtigkeit der aufgerufenen Bedeutungen und Horizonte).

Auf dieser impliziten Ebene der Habitualisierungen ist auch die Ausbildung von Schreibtypen zu verorten. Solche Typen lassen sich in Bezug auf die zeitliche Organisation des Schreibens und in Bezug auf die Strukturierung der Arbeitsweise bilden, von der in ausführlichen, schon stichwortartig ausformulierten Gliederungen (oder altertümlicher: Zettelkästen) stark vorstrukturierten Arbeitsweise bis hin zu der spontanen, den Text »auf einen Rutsch« formulierenden Form.

Insgesamt findet ein nicht unerheblicher Anteil der Schreibvollzüge auf dieser implizit-körperlichen Ebene statt, sowohl in Bezug auf die Durchführung als auch

in Bezug auf die Bewertung. Aber ebenso wie die individuelle Reflexion und die transsituativen Gegebenheiten darf auch diese Ebene nicht isoliert betrachtet werden.

§ 69 Die Situation des Schreibens

All diese Aspekte des Schreibens werden in der jeweiligen Schreibsituation, also dem konkret räumlich und zeitlich verorteten und damit in einen spezifischen sozialen und dinglichen Kontext gebetteten Schreibvollzug selektiv integriert bzw., um ein etwas aus der Mode gekommenes Prädikat zu gebrauchen: vermittelt. Das bedeutet, Schreiben findet immer in konkreten sozialen oder soziokulturell gerahmten Situationen statt. Schreiben ist immer eine soziale Tätigkeit, nicht nur in dem Sinne, dass es als Mitteilung an andere gerichtet sein kann. Sondern auch weil Schreiben grundsätzlich sozial gerahmt ist, auf soziale Tatsachen zurückgreift bzw. in sozial geschaffenen Bahnen verläuft.

Die Struktur der Situation gibt in durchaus eigenlogischer Weise Relevanzen und Selektionskriterien vor. Wichtig ist an dieser Stelle dennoch die spezifische individuelle Aneignungs- und Interpretationsform solcher Ordnungsmuster, sozusagen die je zu- und vorhandene individuelle Übersetzung dieser Muster. Damit wird neben der transsituativen und der kognitiven Ebene aber auch die körperlich-implizite Ebene situativ relevant. Und gerade die letztere wird nur in ihrer jeweiligen pragmatischen Aktualisierung fassbar. Der analytische Ansatzpunkt ist also die konkrete Schreibsituation, in ihrer zeitlichen, räumlichen, sozialen und sachlichen Strukturierung, in ihren vorhandenen Verbindlichkeiten und Möglichkeitshorizonten. Die im je aktuellen Schreibakt vorgenommenen Selektionen aus diesen Möglichkeiten samt den dafür wirksamen Kriterien und Bewertungen bilden ein komplexes Gemisch von Überlagerungen, Kopplungen und Übersetzungen. Um dieses Gemisch analytisch noch etwas auseinander zu dividieren, möchte ich zum Abschluss noch vier Aspekte ansprechen:

Schreiben ist, das sollte deutlich geworden sein, keinesfalls nur Niederschreiben oder Aufschreiben von schon fertig formulierten Gedanken, sondern eine mediale und materiale Transformation, die Verräumlichung zeitlicher Abläufe, d. h. die sequentielle Materialisierung von Zeichen auf einem typischerweise zweidimensional gestalteten Untergrund. Diese Transformation oder auch Übersetzung gibt dem Geschriebenen eine eigene Dauer, die nicht nur den Ablauf der Rezeption, sondern schon den des Schreibens selbst massiv verändert. Beim Schreiben kreuzen oder überlappen sich so mindestens drei Zeitebenen: die subjektive, lineare Zeitlichkeit des Denkens und Handelns, die Zeitlichkeit des schon materialisierten Geschriebenen, auf das rekursiv immer wieder zurückgegangen werden kann, und die äußere Zeit, die die je aktuelle Schreibsituation rahmt und begrenzt.

Schreiben selbst als pragmatischer Vollzug kann unterschiedliche zeitliche Dauer

haben, einerseits in Form einer zeitlich länger dauernden bzw. nach Unterbrechungen immer wieder aufgenommenen Tätigkeit (an diesem Buch wird nun schon einige Jahre geschrieben und es ist immer noch nicht fertig). Immer wieder wird auf das schon Geschriebene zurückgegriffen, wird es überarbeitet, werden Sätze und Absätze gestrichen, umformuliert oder herauskopiert und an anderer Stelle eingefügt. Das bedeutet, Schreiben setzt sich aus vielen unterschiedlichen schreibend verbrachten Momenten bzw. Schreibakten zusammen. Die äußere Zeit läuft zwar jeweils linear ab, aber die Zeit des Schreibens hat eine Taktung durch Unterbrechungen, hat eine Rekursivität durch lesendes Innehalten, Bewertungen, Umarbeitungen und Streichungen, läuft also keineswegs linear gleichförmig ab.

Schreiben setzt sich aus vielen Schreibakten bzw. -momenten zusammen, die jeder in sich jeweils Selektionen aus den situativ vor- und zuhandenen Möglichkeiten und Horizonten darstellen. Das betrifft nicht nur den inhaltlichen syntagmatischen Möglichkeitsraum, sondern auch die Form der Tätigkeit (weiter schreiben, das eben Geschriebene lesen, ein Zitat nachschlagen, Fehler korrigieren, umformulieren, streichen, neu anfangen etc.) Dazu zählen beim Schreiben oder Lesen angefertigte Exzerpte, Notizen oder andere beiläufige Schreibakte, die nicht direkt oder auch gar nicht in den Text einfließen, aber natürlich für den Ablauf des Schreibens trotzdem relevant sind. Dazu zählen auch die ex post nicht mehr sichtbaren Sackgassen, Streichungen, Rückwärtsbewegungen und Neuorientierungen, die eine lineare Konstruktion übersieht und die vom fertigen Text überdeckt werden. Schreiben gleicht nicht einem geraden Kanal, sondern eher einem mäandernden Strom mit einer Vielzahl von Altwässern und Nebenarmen, dessen Verlauf am Beginn alles andere als klar ist, der auch, und hier versagt die Metapher, rekursiv wird, abbricht oder neu anfängt. Statt von Prozess wäre als besser von einer Verkettung oder Verwebung von Schreibakten zu sprechen.

Diese schreibend verbrachten Gegenwarten eröffnen je unterschiedliche Kontexte und je unterschiedliche zeitliche Horizonte. Das gilt zum einen in Bezug auf die jeweilige Zukunft, also die Erwartungen und Antizipationen, die Pläne und Ausrichtung des Geschriebenen. Jede Rückkehr zum Schreiben ist immer auch ein neuer Anfang: man »muss erst wieder reinkommen«, die alten Sätze vor dem Hintergrund des neuen Wissens neu lesen, um einen aktuellen Anschluss herzustellen.

Schreiben kann also nur ex post als Prozess gefasst werden, vom fertigen Produkt, dem Text, aus gesehen. In den pragmatischen Vollzügen ist diese Prozesshaftigkeit und die Ausrichtung auf das textuelle Resultat, auf den handwerklichen Plan, keineswegs so klar. Eine Vielzahl von Kontingenzen macht die Beschreibung des Schreibens als Prozess fragwürdig, stattdessen ist wohl eher von einer Verkettung von Schreibakten zu reden. Eine empirische Analyse des Schreibens darf demnach auch nicht vom fertigen Text ausgehen, sondern muss die konkret-situativen Abläufe in den Blick nehmen. Neben der *Situation* stehen damit die hergestellte *Sequentialität* und die in den Schreibakten vollzogene *Selektivität* im Mittelpunkt einer methodischen Erfassung.

Dabei müssen zwei Modi im Schreiben unterschieden werden: den pragmatischen Vollzug und die mitlaufende oder eingeschaltete Bewertung als selektiver Mechanismus. Diese Unterscheidung erfolgt allerdings nicht im Sinne von zwei unterschiedlichen und miteinander zu verschaltenden Phasen, sondern verweist auf zwei Herangehensweisen, die oft parallel ablaufen. Beide sind eng miteinander verknüpft, auch wenn sie getrennt ablaufen. Bewertungen erfolgen einerseits reflexiv, also mit Bezug auf die explizite Normen (Wiederholungen, Rechtschreibung, Formulierungen etc.) oder aber implizit, d. h. in einer emotionalen, nicht klar artikulierbaren Form. Auf dieser Ebene scheinen Aspekte wie Klang, Satzmelodie, Stil, »coole« Formulierungen etc. beurteilt zu werden.

Sowohl bei der expliziten wie bei der impliziten Bewertung kommen die transsituationen Ordnungsebenen, wie auch immer vermittelt oder übersetzt, ins Spiel. Es stellen sich immer die Fragen der Angemessenheit, der Gültigkeit, der normativen Richtigkeit, der Passung mit den formativen Vorgaben etc.

Schreiben ist das grundlegende epistemische Verfahren der sozialen Wissensproduktion, des Auf-Dauer-Stellens von Generalisierungen und basal für viele soziale Gedächtnisse. Wir wissen, indem und dadurch dass wir schreiben. Wir produzieren schreibend Wissen, modifizieren, validieren, evaluieren, relativieren, revidieren und verwerfen dieses Wissen schreibend wieder. Schreiben kann gleichbedeutend mit Entdecken und (Er-)Finden sein. Das Verfassen eines Textes ist oft weit mehr und anderes, als lediglich die Niederschrift von bereits vorab Gewusstem, Entdecktem und Gedachtem, denn Schreiben hat eine explorative Dimension.

Wissen und Können sind Voraussetzung und Resultat von Schreibprozessen: Im Schreiben wird zugleich eine Kompetenz – ein »Schreibkönnen« – aktualisiert und Wissen generiert. Durch Schreiben werden sprachliche Komponenten aus dem Kontext mündlicher Rede herausgelöst, in einem visuellen Bereich situiert, lesbar gemacht und in diskontinuierliche und neuartige Beziehungen zu anderen Komponenten gebracht. Schreiben ist z. B. als Schreiben von Gebrauchstexten oder im Rahmen neuer Online-Formen des Schreibens (von Blogs, journalistischen Meldungen, Reportagen, Romanen, Manuals etc.) sowie als schreibendes, lesendes, kommentierendes Echtzeit-Kommunizieren wie mailen, twittern, simsens, chatten, posten in den verschiedenen Wissenskulturen und Kommunikationsgemeinschaften allgegenwärtig: Schreiben ist eine fundamentale und paradigmatische soziokulturelle und sozio-materielle Wissens- und Gedächtnisaktivität, die in seiner Komplexität quer durch alle Ebenen des Sozialen greift.

§ 70 Handlung und Struktur

Aus den in dieser Arbeit entwickelten theoretischen Expositionen heraus, das war die These aus dem einleitenden Kapitel, könnte sich eine Überwindung der für

Sozialwissenschaften basalen *Dichotomie von Handlung und Struktur* ergeben. Neben dem am Beispiel von Schreibprozessen skizzierten heuristischen Gewinn, den die entwickelten theoretischen Überlegungen bieten, zeigt sich begrifflich ein höheres Auflösungsvermögen.

Diese Überlegung soll im abschließenden Abschnitt noch einmal aufgenommen werden. Dafür werden in einem ersten Schritt die beiden konträren Positionen kurz skizziert, um dann anhand des im vorliegenden Text entwickelten Begriffsraster die Gegenüberstellung aufzulösen.

Aus der Perspektive des Handlungspols in der Dichotomie sind Individuen die Produzenten ihrer gesellschaftlichen Umwelt. Gesellschaft besteht aus den sozialen Handlungen ihrer Mitglieder. Ausgangspunkt ist entsprechend das agierende Individuum (methodologischer Individualismus) oder aber die Interaktion zweier Akteure (Pragmatismus, symbolischer Interaktionismus). Die soziale Handlung als elementare Form des Sozialen ist subjektiv sinnhaft entsprechend der Interessen, Motive, Zwecke und/oder Werte der Agierenden. Aus der Verschränkung der Einzelhandlungen in den sozialen Beziehungen (Kooperationen oder Herrschaftsbeziehungen) entwickeln sich Regeln, Normen, Erwartungen, kurz: komplexe Muster des Zusammenlebens, die sich in Wiederholungen einspielen und institutionalisieren.

Gesellschaft kann aus dieser Perspektive durchaus als objektives, organisiertes und strukturiertes Phänomen gesehen werden, aber sie ist nie unabhängig von den Handlungen ihrer Mitglieder und muss immer auf dieses Handeln zurückgeführt werden können:

»[D]ie verstehende Soziologie (in unserem Sinne) [behandelt] das Einzelindividuum und sein Handeln als unterste Einheit, als ihr ›Atom‹ [...] Begriffe wie ›Staat‹, ›Genossenschaft‹, ›Feudalismus‹ und ähnliche bezeichnen in der Soziologie, allgemein gesagt, Kategorien für bestimmte Arten menschlichen Zusammenhandelns, und es ist also ihre Aufgabe, sie auf ›verständliches‹ Handeln, und das heißt ausnahmslos: auf Handeln der beteiligten Einzelmenschen, zu reduzieren.« (Weber 1988d: 439)

Selbst die stahlharten Gehäuse von Kapitalismus und Bürokratie können in ihrer Genese unter anderem auf eine individuell-rationale Lebensführung oder »geronnenen Geist« (Weber 1972: 835) zurückgeführt werden. Gesellschaftliches ist eine mit der der Individuen verbundene objektive Wirklichkeit und immer auf deren Handlungen angewiesen. Diese Handlungen sind entsprechend die Ressource für Variation, Evolution oder auch Revolution der Gesellschaft.¹⁰⁷

107 Auch Marx, der gemeinhin für den Strukturpol der Dichotomie vereinnahmt wird, führt nach der Aufgabe der teleologischen Geschichtstheorie im *Kapital* für die Erklärung der ursprünglichen Akkumulation die Handlungen der Grundbesitzer, die gewalttätige Vertreibung der abhängigen Bauern von ihrem Land, als Ursache für die Entstehung modernen Privateigentums und doppelt freier Arbeiter (Marx 1979: 741 ff.); vgl. auch Weyand 2001: 65 ff.

Auf der anderen Seite der Dichotomie wird davon ausgegangen, dass Gesellschaft eine eigenständige, eigenlogische und autonome Wirklichkeit ist. Sie ist kein Aggregat individueller Handlungen, sondern ein emergente Realität, eine »Sozial- und Moralordnung sui generis« (Durkheim 1977: 108). Es emergiert eine stabile Ordnung sozialer Beziehungen, die das Verhalten der Gesellschaftsmitglieder bestimmt:

Soziale Tatbestände »bestehen in besonderen Arten des Handelns, Denkens und Fühlens, die außerhalb des Einzelnen stehen und mit zwingender Gewalt ausgestattet sind, kraft derer sie sich ihnen aufdrängen. [...] die Mehrzahl unserer Gedanken und Bestrebungen [sind] nicht unser eigenes Werk, sondern [strömen] uns von außen [zu]. Sie können nur in uns eindringen, indem sie sich uns aufdrängen.« (Durkheim 1980: 107)

Die so entstehenden Strukturen sind abgekoppelt von individuellen Motiven und Intentionen, durch sie werden subjektive Interessen und Befindlichkeiten geschaffen und bestimmt, ja die Form Individuum ist selbst ein Produkt gesellschaftlicher Evolution. Die Handlungen der Einzelnen werden bestimmt durch ihre Rollen und Positionen innerhalb des gesellschaftlichen Gefüges. Die Verortung der determinierenden Struktur ist unterschiedlich: im Normen- und Regelsystem des Kollektivbewusstseins, in der Sprache (Levi-Strauss, Barthes, Oevermann), im Diskurs (Foucault), in der Schrift (Derrida), in der Ökonomie (Marxismus, beispielhaft Althusser) oder in der funktionalen Differenzierung autopoietischer Systeme (Luhmann).

Oft wird neben der sozialen Struktur auch noch eine korrespondierende im Subjekt ausgemacht: Im Ausgang von der Linguistik de Saussures gehen Lévi-Strauss (1977: 223 f.) und Lacan (1991: 19) davon aus, dass das Unbewusste wie eine Sprache strukturiert ist. Bourdieu verortet im Habitus eine nahezu unüberwindbare sozialstrukturelle Prägung.

An beiden Polen der Dichotomie steht eine Einheit (»Handlung« oder »Struktur«), der jeweils der Vorrang zugesprochen wird.

»So the issue of agency and structure continues to remain a topic of contemporary sociological debate in the sense that every conception of social structure must ultimately reduce to what people do in society, yet society always consists of particular and institutionalized forms of the organization of these actions. These cannot work, however, without the commitment of actors to them. The question of structure and agency then is whether this commitment is simply enforced or entirely volunteered, and how it is possible for it to be a combination of both so that social structure is both achieved by and constitutive of social action.« (Walsh 1998: 32 f.)

Die Schwierigkeiten, beide Pole einander anzunähern, liegen aus der Perspektive der oben entwickelten Überlegungen

1. in der Differenz der Ebenen der Sinnvollzüge, auf denen Handlung und Struktur angesiedelt werden
2. in der statisch-stabilen Identifizierung der Einheiten »Struktur« und »Handlung«
3. in der Tendenz, eine der beiden Einheiten aus der jeweils anderen zu erklären

Mit dem Konzept der sozialen Gedächtnisse wird dagegen das Soziale als grundsätzlich prozesshaft und radikal verzeitlicht aufgefasst. Das heißt, die Bildung von stabilen Identitäten wie einer Handlungseinheit oder eines Handlungszentrums wird erklärungsbedürftig, und zwar in der Kombination bzw. Differenzen der drei Ebenen der Sinnvollzüge. Es gilt, deren ständige (Re-)Formierung in immer neuen Situationen zu analysieren. Wenn die Unterschiede zwischen den Ebenen der Sinnvollzüge ernst genommen werden, bedeutet das, dass der Sinn einer Handlung ein durchaus anderer ist für den Handelnden selbst, für die Handlungspartner in der Situation, für die stattfindenden Interaktionsprozesse und für die an der Situation beteiligten transsituativen Ordnungsbereiche. Auch die Einheit der Handlung wird entsprechend unterschiedlich sein. Letztlich bleiben je unterschiedliche parallele und sequentielle Erfahrungsverarbeitungen, unterschiedliche Zuschreibungen.¹⁰⁸ Diese Zuschreibungen hängen ab von den bisherigen Sinnzuschreibungen und Selektionen, von der gegenwärtigen situativen Lage und der darin erfolgenden pragmatischen Abstimmung von Sinnvollzügen und schließlich von den erwarteten wie den tatsächlich erfolgenden/ten Anschlüssen. Sie sind selbst immer wieder Veränderungen unterworfen durch spätere Anschlüsse.

Strukturen sind in Sinne dieser Überlegungen keine direkten Resultate aus den subjektiven und situativen Praktiken, sondern sie bilden sich als Generalisierungen in den wiederholten Prozessen heraus und gewinnen ihre Stabilität über ihre bahnde Wirkung auf die sozialen Prozesse aus. Die Hypostasierung von statisch-stabilen Ordnungsphänomenen, wie etwa einer Familie oder einer Organisation, ist dann jeweils nur eine punktuell-prozessual Komposition, die über andauernde Bezüge in unterschiedlichen Situationen Festigkeit gewinnt, aus generalisierenden Zuschreibungen, die aus unterschiedlichen Perspektiven auf sich wiederholende Prozesse heraus erfolgen. Strukturen sind also keine statischen Gefüge, sondern Resultat der unterschiedlichen

108 Eine abgeschlossene Habilitation etwa kann als wichtige Grundlage für zertifizierte Bildungstitel, eine zusätzliche Belastung durch ein Gutachten, ein (quantitativer) Faktor für den Nachweis der Exzellenz einer Institution, als Zugang zu einem bestimmten, exklusiven Sektor des Arbeitsmarkts, als Selbstverwirklichung mittels toller und spannender geistiger Arbeit, als merkwürdige Tätigkeit, die den Vater vom Spielen abhält, als schwere Belastung von Familie und Beziehung, als Abschluss oder Beginn einer Lebensphase, im Falle der Publikation als ein bahnbrechendes oder ein überflüssiges Werk auf dem Markt wissenschaftlicher Publikationen, usw. angesehen werden.

Bezüge auf verarbeitetes Vergangenes, die sie als Ordnungsrahmen zwar selbst fördern, die aber immer auf aktualisierende Akte, auf selegierende Praktiken angewiesen sind, auch wenn sie auf jeweils unterschiedlichen Sinnvollzugsebenen statthaben.

Sowohl für handlungs- wie für strukturbezogene Zuschreibungen gilt, dass sie elementar auf die Bezüge auf verarbeitetes Vergangenes, das soziale Gedächtnisse präsentieren, angewiesen sind. Insofern lassen sich sowohl Handlungen als auch Strukturen auflösen in die gegenwärtig statthabenden Sinnvollzüge auf den drei Ebenen mit ihren je spezifischen Bezügen auf Vergangenes. Diese Sinnvollzüge beziehen sich situativ aufeinander und werden aufeinander bezogen, sei es dass Horizonthaftes aktualisiert wird, sei es dass pragmatische Abstimmung in Interaktionen erfolgt, sei es dass vorhandene Bahnungen aktualisiert oder auch variiert werden. Sowohl für Handlungen wie für Strukturen, für Handlungseinheiten wie für Vereinheitlichungen von Ordnungsphänomenen kann keine statisch-stabile Identifizierung vorgenommen werden.¹⁰⁹

Schließlich ist zu konstatieren, dass die Erklärungsrichtung in dem hier präsentierten Ansatz offen bleiben muss. Handlungsmöglichkeiten werden durch strukturell-dynamische Prozesse gebahnt, sind aber auch auf die selektiven Leistungen der intentionalen Beteiligung der Akteure wie auf die der situativ-pragmatischen Interaktionen angewiesen. Strukturierungen können sich über Bezüge auf soziale Gedächtnisse perpetuieren, sind dafür aber ebenso auf die selektiven Leistungen auf der situativen und der subjektiven Ebene angewiesen. Handlungen sind ebenso wie Strukturen Einheits- und Identitätszuschreibungen, die aus den zugrundeliegenden Prozessen der Sinnvollzüge heraus mit Bezug auf soziale Gedächtnisse erfolgen können. Somit können an diesem Punkt »die alltäglichen Mühen [beginnen], in denen jegliche Theorie ihren Gebrauchswert zu erweisen« (Peter Weiss) hat.

109 Das gilt auch für Ordnung in sozialen Gedächtnissen selbst. Auch hier ist das Prozessual-dynamische gegenüber dem Statisch-strukturellen zu betonen. Jede Aktualisierung bringt eine, und sei es nur minimale, Veränderung.

Literatur

- Aristoteles (1995). *Metaphysik*. nach der Übersetzung von Hermann Bonitz, bearbeitet von Horst Seidl. Darmstadt: WBG.
- (1997). »Über Gedächtnis und Erinnerung«. In: *Kleine naturwissenschaftliche Schriften (Parva naturalia)*. Übers. u. hg. v. Eugen Dönt. Stuttgart: Reclam.
- Assmann, Aleida (1996). »Erinnerungsorte und Gedächtnislandschaften«. In: *Erlebnis – Gedächtnis – Geschichte*. Hrsg. von Hanno Loewy und Bernhard Moltmann. Frankfurt/New York: Campus, 13–29.
- (1999a). *Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses*. München: C. H. Beck.
- Assmann, Aleida und Jan Assmann (1994). »Das Gestern im Heute. Medien und soziales Gedächtnis«. In: *Die Wirklichkeit der Medien*. Hrsg. von Klaus Merten, Siegfried J. Schmidt und Siegfried Weischenberg. Opladen: Westdeutscher Verlag, 114–140.
- Assmann, Jan (1988a). »Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität«. In: *Kultur und Gedächtnis*. Hrsg. von Jan Assmann und Tonio Hölscher. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 9–19.
- (1988b). »Stein und Zeit. Das monumentale Gedächtnis der altägyptischen Kultur«. In: *Kultur und Gedächtnis*. Hrsg. von Jan Assmann und Tonio Hölscher. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 87–114.
- (1997). *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*. München: C. H. Beck.
- (1999b). *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*. München: C. H. Beck.
- Assmann, Jan und Tonio Hölscher, Hrsg. (1988). *Kultur und Gedächtnis*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Augustinus (1960). *Confessiones – Bekenntnisse*. Lateinisch und Deutsch. München: Kösel-Verlag.
- Barthes, Roland (1990). *Der entgegenkommende und der stumpfe Sinn. Kritische Essays III*. Frz. Orig. 1982. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Bartlett, Frederic C. (1995). *Remembering : A study in experimental and social psychology*. Repr., Orig. 1932. Cambridge: Cambridge Univ. Pr.
- Baudrillard, Jean (1991). *Der symbolische Tausch und der Tod*. Frz. Orig. 1976. München: Matthes & Seitz.
- Benjamin, Walter (1977). *Illuminationen. Ausgewählte Schriften I*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

- Berger, Peter L. und Thomas Luckmann (1998). *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*. Amer. Orig. 1966. Frankfurt/M.: Fischer.
- Bergson, Henri (1991). *Materie und Gedächtnis. Eine Abhandlung über die Beziehung zwischen Körper und Geist*. Frz. Orig. 1896. Hamburg: Felix Meiner Verlag.
- Bourdieu, Pierre (1976). *Entwurf zu einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyllischen Gesellschaft*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- (1987a). *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frz. Orig. 1979. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- (1987b). *Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft*. Frz. Orig. 1980. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Brubaker, Rogers (2007). *Ethnizität ohne Gruppen*. Amer. Orig. 2004. Hamburg: Hamburger Edititon.
- Bucci, Wilma (1997). *Psychoanalysis and Cognitive Science*. New York/London: The Guilford Press.
- Casey, Edward S. (2000). *Remembering. A Phenomenological Study*. 2. Aufl. Bloomington: Indiana University Press.
- Cassirer, Ernst (1954). *Philosophie der symbolischen Formen. Dritter Teil: Phänomenologie der Erkenntnis*. 2. Aufl. Oxford: Bruno Cassirer.
- Chandler, Raymond (1990). *Briefe 1937–1959*. Übers. v. Hans Wollschläger. München: Albrecht Knaus.
- Connerton, Paul (1989). *How Societies remember*. Cambridge/New York/Mele: Cambridge University Press.
- Dahrendorf, Ralf (1964). *Homo Sociologicus. Ein Versuch zur Geschichte, Bedeutung und Kritik der sozialen Rolle*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Dépelteau, François (2008). »Relational Thinking: A Critique of Co-Deterministic Theories of Structure and Agency«. In: *Sociological Theory* 26, 51–73.
- Derrida, Jacques (1987). *Husserls Weg in die Geschichte am Leitfaden der Geometrie*. Frz. Orig. 1962. München: Fink.
- (1988). »Signatur, Ereignis, Kontext«. In: *Randgänge der Philosophie*. Frz. Orig. 1972. Wien: Passagen-Verlag, 325–351.
- (1997). *Dem Archiv verschrieben. Eine Freudsche Impression*. Frz. Orig. 1994. Berlin: Brinkmann + Bose.
- Derrida, Jacques und Bernhard Stiegler (2006). *Echographien. Fernsehgespräche*. Frz. Orig. 1996. Wien: Passagen.
- Dewey, John (2001). *Die Öffentlichkeit und ihre Probleme*. Amer. Orig. 1927. Berlin/Wien: Philo.
- Dilthey, Wilhelm (1883). *Einleitung in die Geisteswissenschaften/1. Versuch einer Grundlegung für das Studium der Gesellschaft und der Geschichte*. Leipzig: Duncker & Humblot.

- Dimbath, Oliver (2012). »Soziologische Rahmenkonzeptionen. Eine Untersuchung der Rahmenmetapher im Kontext von Erinnern und Vergessen«. In: *Formen und Funktionen sozialer Gedächtnisse*. Hrsg. von René Lehmann, Florian Öchsner und Gerd Sebald. Bielefeld: transcript.
- Durkheim, Emile (1977). *Über die Teilung der sozialen Arbeit*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- (1980). *Die Regeln der soziologischen Methode*. Neuwied: Luchterhand.
- (1981). *Die elementaren Formen des religiösen Lebens*. Frz. Orig. 1912. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Eco, Umberto (1988). »An *Ars Oblivionalis*? Forget it!« In: *Publications of the Modern Language Association of America* 103.3, 254–262.
- Edgell, Beatrice (1924). *Theories of Memory*. Oxford: Clarendon.
- Ehl, Tanja, Mary Ann Robertson und Stephen J. Langendorfer (2005). »Does the throwing "gender gap" occur in Germany?« In: *Research Quarterly for Exercise and Sport* 76.4, 488–493.
- Emirbayer, Mustafa (1997). »Manifesto for a Relational Sociology«. In: *American Journal of Sociology* 103, 281–317.
- Endreß, Martin und Joachim Renn (2004). »Einleitung der Herausgeber«. In: *Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Einleitung in die verstehende Soziologie*. Hrsg. von Martin Endreß und Joachim Renn. Bd. II. Alfred Schütz Werkausgabe. Konstanz: UVK, 7–66.
- Engert, Kornelia und Björn Krey (2013). »Das lesende Schreiben und das schreibende Lesen«. In: *Zeitschrift für Soziologie* 42, 366–384.
- Erll, Astrid (2005). *Kollektives Gedächtnis und Erinnerungskulturen: eine Einführung*. Stuttgart: Metzler.
- Erll, Astrid und Ansgar Nünning, Hrsg. (2004). *Medien des kollektiven Gedächtnisses. Konstruktivität – Historizität – Kulturspezifität*. Berlin/New York: Walter de Gruyter.
- Espósito, Elena (2002). *Soziales Vergessen. Formen und Medien des Gedächtnisses der Gesellschaft*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Esser, Hartmut (1999). *Situationslogik und Handeln*. Bd. 1. Soziologie: Spezielle Grundlagen. Frankfurt/M.: Campus.
- Evaldsson, Ann-Carita (2003). »Throwing Like a Girl? Situating Gender Differences in Physicality Across Game Contexts«. In: *Childhood* 10.4, 475–497. doi: 10.1177/0907568203104006.
- Ewald, François und Bernhard Waldenfels, Hrsg. (1991). *Spiele der Wahrheit. Michel Foucaults Denken*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Felman, Shoshana und Dori Laub (1992). *Testimony : crises of witnessing in literature, psychoanalysis, and history*. New York u.a.: Routledge.
- Fink, Eugen (1933). »Die phänomenologische Philosophie Edmund Husserls in der gegenwärtigen Kritik«. In: *Kant-Studien* 38, 318–383.

- Foucault, Michel (1974). *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften*. Frz. Orig. 1966. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- (1977). *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*. Frz. Orig. 1975. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
 - (1995). *Archäologie des Wissens*. Frz. Orig. 1969. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
 - (2002). »Nietzsche, die Genealogie, die Historie«. In: *Schriften II*. Frz. Orig. 1971. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 166–191.
- Freud, Sigmund (1999a). »Die Traumdeutung«. In: *Sigmund Freud. Gesammelte Werke. Zweiter und Dritter Band*. Hrsg. von Anna Freud. Bd. II/III. Orig. 1900. Frankfurt/M.: Fischer, 1–642.
- (1999b). »Erinnern, Wiederholen, Durcharbeiten«. In: *Sigmund Freud. Gesammelte Werke. Zehnter Band: Werke aus den Jahren 1913–1917*. Hrsg. von Anna Freud. Bd. X. Orig. 1914. Frankfurt/M.: Fischer, 126–136.
 - (1999c). *Gesammelte Werke. 18 Bände + 1 Nachtragsband*. Hrsg. von Anna Freud. Frankfurt/M.: Fischer.
 - (1999d). »Notiz über den »Wunderblock««. In: *Sigmund Freud. Gesammelte Werke. Vierzehnter Band: Werke aus den Jahren 1925–1931*. Bd. XIV. Frankfurt/M.: Fischer, 3–8.
- Frings, Manfred S. (1974). »Max Scheler: Drang und Geist«. In: *Grundprobleme der großen Philosophen. Bd. 2: Philosophie der Gegenwart*, hrsg. von J. Speck. Göttingen: Hrsg. von Josef Speck. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 9–42.
- Gadamer, Hans Georg (1990). *Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik*. 6. Aufl. Bd. 1. Gesammelte Werke. Tübingen: J. C. B. Mohr.
- Garfinkel, Harold (1967). *Studies in Ethnomethodology*. Englewood Cliffs: Prentice Hall.
- Goffman, Erving (1973). *Interaktion: Spaß am Spiel, Rollendistanz*. München: Piper.
- (1983). »The Interaction Order«. In: *American Sociological Review* 48.1, 1–17.
 - (1986). *Interaktionsrituale. Über Verhalten in direkter Kommunikation*. Amer. Orig. 1967. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Gross, Sabine (1994). *Lese-Zeichen. Kognition, Medium und Materialität im Leseprozess*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Gudehus, Christian, Ariane Eichenberg und Harald Welzer, Hrsg. (2010). *Gedächtnis und Erinnerung. Ein interdisziplinäres Handbuch*. Stuttgart: J. B. Metzler.
- Gurwitsch, Aron (1975). *Das Bewußtseinsfeld*. Frz. Orig. unter dem Titel »Théorie du Champ de la Conscience« 1957. Berlin/New York: Walter de Gruyter.
- (1977). *Die mitmenschlichen Begegnungen in der Milieuwelt*. Berlin: de Gruyter.
- Göbel, Andreas (2000). *Theoriegenese als Problemgenese. Eine problemgeschichtliche Rekonstruktion der soziologischen Systemtheorie Niklas Luhmanns*. Konstanz: UVK.
- Göttlich, Andreas, Gerd Sebald und Jan Weyand (2011). »Einleitung der Herausgeber«. In: *Relevanz und Handeln 2. Gesellschaftliches Wissen und politisches Handeln*. Hrsg.

- von Andreas Göttlich, Gerd Sebald und Jan Weyand. Bd. VI.2. Alfred Schütz Werkausgabe. Konstanz: UVK, 7–52.
- Habermas, Jürgen (1981). *Theorie des kommunikativen Handelns. Bd. 1: Handlungsrationality und gesellschaftliche Rationalisierung*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- (1998). *Faktizität und Geltung: Beiträge zur Diskurstheorie des Rechts und des demokratischen Rechtsstaats*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Habermas, Jürgen (1984). »Wahrheitstheorien«. In: *Vorstudien und Ergänzungen zur Theorie des kommunikativen Handelns*. Hrsg. von Jürgen Habermas. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 127–183.
- Habermas, Jürgen und Niklas Luhmann (1970). *Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie – Was leistet die Systemforschung?* Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Halbwachs, Maurice (1985a). *Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen*. Frz. Orig. 1925. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- (1985b). *Das kollektive Gedächtnis*. Frz. Orig. 1950 posthum. Frankfurt/M.: Fischer.
- (2003). *Stätten der Verkündigung im Heiligen Land. Eine Studie zum kollektiven Gedächtnis*. UVK.
- Havelock, Eric A. (1963). *Preface to Plato*. Oxford: Blackwell.
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich (1973). *Phänomenologie des Geistes*. Bd. 3. Werke. Auf der Grundlage der Werke von 1832–1845 neu edierte Ausgabe. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Heidegger, Martin (1959). *Unterwegs zur Sprache*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- (2001). *Sein und Zeit*. 18. Aufl. Tübingen: Max Niemeyer Verlag.
- Henrich, Dieter (1952). *Die Einheit der Wissenschaftslehre Max Webers*. Tübingen: Mohr.
- Hobsbawm, Eric J. (1997). *Das Zeitalter der Extreme. Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts*. 5. München [u.a.]: Hanser.
- Hopper, Paul J. (1992). »Times of the Sign Discourse, Temporality and Recent Linguistics«. In: *Time and Society* 1.2, 223–238.
- Humboldt, Wilhelm von (1963). *Schriften zur Sprachphilosophie*. Hrsg. von Andreas Flitner und Klaus Giel. Bd. III. Werke in fünf Bänden. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Husserl, Edmund (1948). *Erfahrung und Urteil. Untersuchungen zur Genealogie der Logik*. Hrsg. von Ludwig Landgrebe. Hamburg: Claassen & Goverts.
- (1952a). *Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie. Buch 3: Die Phänomenologie und die Fundamente der Wissenschaft*. Hrsg. von Marly Biemel. Bd. V. Husserliana. Edmund Husserl. Gesammelte Werke. Den Haag: Martinus Nijhoff.
- (1952b). *Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie. Zweites Buch: Phänomenologische Untersuchungen zur Konstitution*. Hrsg. von Marly Biemel. Haag: Martinus Nijhoff.

- Husserl, Edmund (1962). »Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendente Phänomenologie«. In: Hrsg. von Walter Biemel. Bd. VI. Husserliana. Den Haag: Martinus Nijhoff.
- (1963). »Cartesianische Meditationen«. In: *Cartesianische Meditationen und Pariser Vorträge*. Hrsg. von Stephan Strasser. 2. Aufl. Bd. I. Husserliana. Den Haag: Nijhoff, 41–183.
 - (1975). *Logische Untersuchungen. Erster Band: Prolegomena zur reinen Logik*. Hrsg. von Elmar Holenstein. Bd. XVIII. Husserliana. Den Haag: Martinus Nijhoff.
 - (1976). »Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie. Erstes Buch. Allgemeine Einführung in die reine Phänomenologie«. In: Hrsg. von Karl Schuhmann. Bd. III/1. Husserliana. Den Haag: Martinus Nijhoff.
 - (1980). *Phantasie, Bildbewußtsein, Erinnerung. Zur Phänomenologie der anschaulichen Wahrnehmung. Texte aus dem Nachlaß 1898–1925*. Hrsg. von Eduard Marbach. Bd. XXIII. Husserliana. Den Haag: Martinus Nijhoff.
 - (1992a). »Ausdruck und Bedeutung«. In: *Logische Untersuchungen. Zweiter Band. I. Teil: Untersuchungen zur Phänomenologie und Theorie der Erkenntnis*. Hrsg. von Edmund Husserl. Hamburg: Meiner Verlag, 30–110.
 - (1992b). *Formale und transzendente Logik. Versuch einer Kritik der logischen Vernunft*. Hrsg. von Elisabeth Ströker. Bd. 7. Gesammelte Werke. Textgrundlage Husserliana Bd. XVII, hg. v. Paul Janssen, Den Haag: Nijhoff 1974. Hamburg: Meiner.
 - (2000). *Vorlesungen zur Phänomenologie des inneren Zeitbewußtseins*. 3. Aufl. EA 1928. Tübingen: Max Niemeyer Verlag.
- Hymes, Dell H. (1973). »Die Ethnographie des Sprechens«. In: *Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit 2: Ethnotheorie und Ethnographie des Sprechens*. Hrsg. von Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen. Reinbek: Rowohlt, 338–432.
- Hymes, Dell (1979). *Soziolinguistik*. Frankfurt/M.
- James, William (1891). *The Principles of Psychology. Two Volumes*. Reprint 2007 Cosimo: New York. London: MacMillan.
- Janet, Pierre (1928). *L' évolution de la mémoire et de la notion du temps: compte-rendu intégral des conférences d'après les notes sténographiques*. Paris: Chahine.
- Jäger, Ludwig (2003). »Störung und Transparenz. Skizze zur performativen Logik des Medialen«. In: *Performativität und Medialität*. Hrsg. von Sybille Krämer. München: Fink, 35–73.
- Kalthoff, Herbert (2008). »Einleitung: Zur Dialektik von qualitativer Forschung und soziologischer Theoriebildung«. In: *Theoretische Empirie: zur Relevanz qualitativer Forschung*. Hrsg. von Herbert Kalthoff, Stefan Hirschauer und Gesa Lindemann. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 8–32.
- Kalthoff, Herbert, Stefan Hirschauer und Gesa Lindemann, Hrsg. (2008). *Theoretische Empirie: zur Relevanz qualitativer Forschung*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

- Kambartel, Friedrich (1972). »Erfahrung«. In: *Historisches Wörterbuch der Philosophie*. Hrsg. von Joachim Ritter. Bd. 2. Stuttgart/Basel: Schwabe, 609–617.
- Kant, Immanuel (1974). *Kritik der Urteilskraft*. Frankfurt/M: Suhrkamp.
- Keller, Reiner (2001). »Wissenssoziologische Diskursanalyse«. In: *Handbuch sozialwissenschaftliche Diskursanalyse*. Hrsg. von Reiner Keller u. a. Opladen: Leske + Budrich, 113–143.
- Keller, Reiner u. a., Hrsg. (2001). *Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Band I: Theorien und Methoden*. Opladen: Leske + Budrich.
- Khurana, Thomas (2007). *Sinn und Gedächtnis. Die Zeitlichkeit des Sinns und die Figuren ihrer Reflexion*. München: Fink.
- Kieserling, André (1999). *Kommunikation unter Anwesenden: Studien über Interaktionssysteme*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Kittler, Friedrich A. (1986). *Grammophon Film Typewriter*. Berlin: Brinkmann & Bose.
- (1993). *Draculas Vermächtnis. Technische Schriften*. Leipzig: Reclam.
- (1995). *Aufschreibesysteme 1800 · 1900*. 3. München: Fink.
- Kleining, Gerhard (1995). *Lehrbuch Entdeckende Sozialforschung. Band I. Von der Hermeneutik zur qualitativen Heuristik*. Weinheim: Beltz.
- Knoblauch, Hubert (1999a). »Das kommunikative Gedächtnis«. In: *Grenzenlose Gesellschaft? Verhandlungen des 29. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie*. Hrsg. von Claudia Honegger, Stephan Hradil und Hans Traxler. Opladen: Leske + Budrich, 733–748.
- (1999b). *Religionssoziologie*. Berlin/New York: de Gruyter.
- Kogge, Werner (1999). »Semantik und Struktur. Eine »alteuropäische« Unterscheidung in der Systemtheorie«. In: *Interpretation, Konstruktion, Kultur. Ein Paradigmenwechsel in den Sozialwissenschaften*. Hrsg. von Andreas Reckwitz und Holger Sievert. Opladen: Westdeutscher Verlag, 67–99.
- (2002). *Die Grenzen des Verstehens. Kultur – Differenz – Diskretion*. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.
- (2012). »Die vergessene Materialität der Praxis. Zur Frage von Strukturierung und Abweichung im Handeln«. In: *Lebenswelt und Lebensform. Zum Verhältnis von Phänomenologie und Pragmatismus*. Hrsg. von Joachim Renn, Gerd Sebald und Jan Weyand. Weilerswist: Velbrueck Wissenschaft, 19–43.
- Koschorke, Albrecht (2012). *Wahrheit und Erfindung. Grundzüge einer Allgemeinen Erzähltheorie*. Frankfurt: Fischer.
- Krämer, Sybille, Hrsg. (2000). *Medien Computer Realität. Wirklichkeitsvorstellungen und Neue Medien*. 2. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Krause, Rainer (1983). »Zur Onto- und Phylognese des Affektsystems und ihrer Beziehung zu psychischen Störungen«. In: *Psyche. Zeitschrift für Psychoanalyse und ihre Anwendungen* 37, 1016–1043.

- Kroh, Jens und Anne-Katrin Lang (2010). »Erinnerungsorte«. In: *Gedächtnis und Erinnerung: ein interdisziplinäres Handbuch*. Hrsg. von Christian Gudehus. Stuttgart: Metzler, 184–188.
- Krämer, Sybille (2000a). »Das Medium als Spur und Apparat«. In: *Medien Computer Realität. Wirklichkeitsvorstellungen und Neue Medien*. Hrsg. von Sybille Krämer. 2. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 73–94.
- (2000b). »Was haben Medien, der Computer und die Realität miteinander zu tun? Zur Einleitung in diesen Band«. In: *Medien Computer Realität. Wirklichkeitsvorstellungen und Neue Medien*. Hrsg. von Sybille Krämer. 2. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 9–26.
- Lacan, Jacques (1991). »Das Drängen des Buchstaben im Unbewußten oder die Vernunft seit Freud«. In: *Jacques Lacan: Schriften II*. Hrsg. von Norbert Haas. (frz. Orig. 1957). Weinheim/Berlin: Quadriga, 15–55.
- Lepsius, M. Rainer (1964). *Extremer Nationalismus. Strukturbedingungen vor der nationalsozialistischen Machtergreifung*. Stuttgart: Kohlhammer.
- (1973). »Parteiensystem und Sozialstruktur: Zum Problem der Demokratisierung der deutschen Gesellschaft«. In: *Deutsche Parteien vor 1918*. Hrsg. von Gerhard A. Ritter. Köln: Kiepenheuer & Witsch, 56–80.
- Lévi-Strauss, Claude (1977). *Strukturelle Anthropologie I*. frz. Orig. 1958. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Levy, Daniel (2010). »Das kulturelle Gedächtnis«. In: *Gedächtnis und Erinnerung. Ein interdisziplinäres Handbuch*. Hrsg. von Christian Gudehus, Ariane Eichenberg und Harald Welzer. Stuttgart: J. B. Metzler, 93–101.
- Lindemann, Gesa (2008). »Theoriekonstruktion und empirische Forschung«. In: *Theoretische Empirie: zur Relevanz qualitativer Forschung*. Hrsg. von Herbert Kalthoff, Stefan Hirschauer und Gesa Lindemann. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 107–128.
- Locke, John (1962). *Über den menschlichen Verstand*. Berlin: Akademie-Verlag.
- Loenhoff, Jens (2012). »Implizites Wissen zwischen sozialphänomenologischer und pragmatistischer Bestimmung«. In: *Lebenswelt und Lebensform. Zum Verhältnis von Phänomenologie und Pragmatismus*. Hrsg. von Joachim Renn, Gerd Sebald und Jan Weyand. Weilerswist: Velbrueck Wissenschaft, 294–316.
- Lohmar, Dieter (2008). »Denken ohne Sprache? Zur Phänomenologie alternativer Repräsentations-Systeme kognitiver Inhalte beim Menschen und anderen Primaten«. In: *Meaning and Language. Phenomenological Perspectives*. Hrsg. von Filip Mattens. Dordrecht: Springer, 169–194.
- Lotze, Hermann (1928). *Logik: Drei Bücher vom Denken, vom Untersuchen und vom Erkennen*. Hrsg. von Georg Misch. Felix Meiner.
- Luhmann, Niklas (1970). »Sinn als Grundbegriff der Soziologie«. In: *Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie – Was leistet die Systemforschung?* Hrsg. von Niklas Habermas Jürgen und Luhmann. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 25–100.

- (1980). »Gesellschaftliche Struktur und semantische Tradition«. In: *Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft* 1. Bd. 1. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 9–71.
 - (1984). *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
 - (1986). »Die Lebenswelt – nach Rücksprache mit Phänomenologen«. In: *Archiv für Rechts- und Sozialphilosophie* 72, 176–194.
 - (1993). *Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft*. Bd. 1. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
 - (1996a). *Die Realität der Massenmedien*. 2. Opladen: Westdeutscher Verlag.
 - (1996b). »Zeit und Gedächtnis«. In: *Soziale Systeme* 2.2, 307–330.
 - (1997). *Die Gesellschaft der Gesellschaft*. 2 Teilbände. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
 - (2009). »Symbiotische Mechanismen«. In: *Soziologische Aufklärung* 3. *Soziales System, Gesellschaft, Organisation*. 5. Wiesbaden: VS, 262–280.
- Mann, Thomas (1989). *Buddenbrooks. Verfall einer Familie*. Frankfurt/M.: Fischer.
- Marx, Karl (1979). *Das Kapital. Kritik der Politischen Ökonomie*. Bd. 1 *Der Produktionsprozeß des Kapitals*. Bd. 23. MEW. Orig. 1867. Berlin: Dietz.
- Marx, Karl und Friedrich Engels (1969a). »Die deutsche Ideologie. Kritik der neuesten deutschen Philosophie in ihren Repräsentanten Feuerbach, B.Bauer, und Stirner, und des deutschen Sozialismus in seinen verschiedenen Propheten«. In: Bd. 3. MEW. Orig. 1845/46. Erstveröff. 1930. Berlin: Dietz, 9–530.
- (1969b). »Manifest der Kommunistischen Partei«. In: Bd. 4. MEW. Berlin: Dietz, 459–493.
- McLuhan, Marshall (1995). *Die magischen Kanäle. Understanding media*. Amer. Orig. 1964. Dresden/Basel: Verlag der Kunst.
- Meinefeld, Werner (1995). *Realität und Konstruktion. Erkenntnistheoretische Grundlagen einer Methodologie der empirischen Sozialforschung*. Opladen: Leske + Budrich.
- Mensch, James R. (2010). *Husserl's Account of our Consciousness of Time*. Milwaukee, Wis.: Marquette Univ. Press.
- Merleau-Ponty, Maurice (1966). *Phänomenologie der Wahrnehmung*. (frz. Orig. 1945). Berlin: Walter de Gruyter.
- Michailow, Matthias, Gerd Sebald und Ilja Srubar (2006). »Einleitung«. In: *Sinn und Zeit. Frühe Wiener Studien*. Hrsg. von Matthias Michailow. Bd. I. Alfred Schütz-Werkausgabe. Konstanz: UVK, 7–42.
- Mises, Ludwig von (1933a). *Grundprobleme der Nationalökonomie. Untersuchungen über Verfahren, Aufgaben und Inhalte der Wirtschafts- und Gesellschaftslehre*. Jena: Gustav Fischer.
- (1933b). »Soziologie und Geschichte«. In: *Grundprobleme der Nationalökonomie. Untersuchungen über Verfahren, Aufgaben und Inhalte der Wirtschafts- und Gesellschaftslehre*. Hrsg. von Ludwig von Mises. Jena: Gustav Fischer, 64–121.

- Nietzsche, Friedrich (1988a). *Kritische Studienausgabe in 15 Bänden*. Hrsg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari. München: Deutscher Taschenbuch Verlag.
- (1988b). »Unzeitgemäße Betrachtungen. Zweites Stück: Vom Nutzen und Nachtheil der Historie für das Leben«. In: *Friedrich Nietzsche, Kritische Studienausgabe*. Hrsg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari. Bd. 1. München/Berlin: dtv/de Gruyter, 243–334.
- Nora, Pierre (1998). *Zwischen Geschichte und Gedächtnis*. frz. Orig. 1984. Frankfurt/M.: Fischer.
- Olick, Jeffrey K. (1999). »Collective Memory: The Two Cultures«. In: *Sociological Theory* 17.3, 333–348.
- Olick, Jeffrey K. und Joyce Robbins (1998). »Social Memory Studies: From ›Collective Memory‹ to the Historical Sociology of Mnemonic Practices«. In: *Annual Review of Sociology* 24, 105–140.
- Olick, Jeffrey K., Vered Vinitzky-Seroussi und Daniel Levy (2011). »Introduction«. In: *The collective memory reader*. Hrsg. von Jeffrey K. Olick, Vered Vinitzky-Seroussi und Daniel Levy. New York: Oxford University Press, 3–62.
- Ong, Walter J. (1982). *Orality and Literacy. The technologizin of the Word*. London/New York: Routledge.
- Oz, Amos (2004). *Eine Geschichte von Liebe und Finsternis*. Hebr. Orig. 2002. Frankfurt/M: Suhrkamp.
- Parsons, Talcott (1986). *Gesellschaften: evolutionäre und komparative Perspektiven*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Peirce, Charles S. (1960). *Pragmatism and Pragmaticism*. Hrsg. von Charles Hartshorne und Paul Weiss. Bd. V. *Collected papers of Charles Sanders Peirce*. Cambridge: Belknap Press of Harvard Univ. Press.
- Petraneck, L.J. und G.V. Barton (2011). »The overarm-throwing pattern among U-14 ASA female softball players: a comparative study of gender, culture, and experience.« In: *Research Quarterly for Exercise and Sport* 82.2, 220–228.
- Pfeiffer, K. Ludwig (1999). *Das Mediale und das Imaginäre. Dimensionen kulturanthropologischer Medientheorie*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Piaget, Jean (1969). *Das Erwachen der Intelligenz beim Kinde*. Frz. Orig. 1935. Stuttgart: Ernst Klett Verlag.
- (1975). *Nachahmung, Spiel und Traum. Die Entwicklung der Symbolfunktion beim Kinde*. frz. Orig. 1945. Stuttgart: Ernst Klett Verlag.
- (1992). *Biologie und Erkenntnis. Über die Beziehungen zwischen organischen Regulationen und kognitiven Prozessen*. (frz. Orig. 1967). Frankfurt/M.: Fischer TB.
- (1995). *Intelligenz und Affektivität in der Entwicklung des Kindes*. Hrsg. von Aloys Leber. Vorlesung 1953/54 an der Sorbonne. Frz. Orig. 1954. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

- Popitz, Heinrich (2011). *Allgemeine Soziologische Theorie*. Hrsg. von Jochen Dreher und Andreas Göttlich. Konstanz: Konstanz Univ. Press.
- Popular Memory Group (1982). »Popular Memory: Theory, Politics, Method«. In: *Making Histories. Studies in history-writing and politics*. Hrsg. von Richard Johnson u. a. London et al.: Hutchinson, 205–252.
- Proust, Marcel (1979). *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit*. Ausgabe in 10 Bänden. Frz. Orig. 1927. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Putnam, Hilary (1990). *Vernunft, Wahrheit und Geschichte*. Amer. Orig.: Reason, truth, and history. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Renan, Ernest (1995). *L'avenir de la science*. Frz. Orig. 1890. Paris: Flammarion.
- Renn, Joachim (2006). *Übersetzungsverhältnisse. Perspektiven einer pragmatischen Gesellschaftstheorie*. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.
- (2010). »Von der Auslegung des Alltags zur Interpretation der Gesellschaft? – Gib es eine hermeneutische Makrosoziologie nach Alfred Schütz?« In: *Alfred Schütz und die Hermeneutik*. Hrsg. von Werner Staudigl. Konstanz: UVK, 97–122.
- Rickert, Heinrich (1929). *Die Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung. Eine logische Einleitung in die historischen Wissenschaften*. 5. Aufl. J. C. B. Mohr.
- (1986). *Kulturwissenschaft und Naturwissenschaft*. Stuttgart: Reclam.
- Ricœur, Paul (1978). »Der Text als Modell: hermeneutisches Verstehen«. In: *Seminar: Die Hermeneutik und die Wissenschaften*. Hrsg. von Hans-Georg Gadamer und Gottfried Boehm. Frz. Orig. 1972. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 83–117.
- (1996). *Das Selbst als ein Anderer*. Frz. Orig. 1990. München: Fink.
- (1997). »Gedächtnis, Vergessen, Geschichte«. In: *Historische Einbildung*. Hrsg. von Klaus E. Müller und Jörn Rüsen. Reinbek: Rowohlt, 433–454.
- (2004). *Gedächtnis, Geschichte, Vergessen*. Frz. Orig. 2000. München: Fink.
- Roeder, Hubert, Hrsg. (2009). *Das Erzählen in frühen Hochkulturen. I. Der Fall Ägypten*. Fink.
- Rosenthal, Gabriele (1995). *Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen*. Frankfurt/New York: Campus.
- Hrsg. (1997). *Der Holocaust im Leben von drei Generationen. Familien von Überlebenden der Shoah und von Nazi-Tätern*. Gießen: Psychosozial.
- Rumelhart, David E. und James L. McClelland (1986). *Parallel Distributed Processing. Explorations in the Microstructure of Cognition. Volume 1: Foundations*. Boston: MIT.
- Schacter, Daniel L. (1996). *Searching for memory: the brain, the mind, and the past*. New York: Basic Books.
- Schatzki, Theodore R. (1996). *Social practices. A Wittgensteinian approach to human activity and the social*. Cambridge: Cambridge Univ. Press.
- (2002). *The Site of the Social. A philosophical account of the constitution of social life and change*. Pennsylvania: Pennsylvania State University Press.

- Scheler, Max (1980). *Der Formalismus in der Ethik und die materiale Wertethik: neuer Versuch der Grundlegung eines ethischen Personalismus*. Hrsg. von Maria Scheler. 6. Bd. 2. Gesammelte Werke. Bern: Francke.
- (2008). »Probleme einer Soziologie des Wissens«. In: *Die Wissensformen und die Gesellschaft*. Hrsg. von Maria Scheler. 3. Bd. 8. Max Scheler: Gesammelte Werke. Bonn: Bouvier, 15–190.
- Schimank, Uwe (1996). *Theorien gesellschaftlicher Differenzierung*. Opladen: Leske + Budrich.
- Schmidt, Arno (1987). *Kaff auch Mare Crisium*. Bd. I/3. Bargfelder Ausgabe. Werkgruppe I: Romane Erzählungen Gedichte Juvenilia. Zürich: Haffmans.
- (2010). *Zettels Traum*. Bd. I. Bargfelder Ausgabe. Werkgruppe IV: Das Spätwerk. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Schmitt, Marco (2009). *Trennen und Verbinden. Soziologische Untersuchungen zur Theorie des Gedächtnisses*. Wiesbaden: VS.
- Schmitz, Hermann (1974). »Das leibliche Befinden und die Gefühle«. In: *Zeitschrift für philosophische Forschung* 28.3, 325–338.
- (1980). *Neue Phänomenologie*. Bonn: Bouvier.
- (1995). *Der unerschöpfliche Gegenstand. Grundzüge der Philosophie*. Bonn: Bouvier.
- Schudson, Michael (1992). *Watergate in American Memory*. New York: Basic Books.
- Schützeichel, Rainer (2003). *Sinn als Grundbegriff bei Niklas Luhmann*. Frankfurt/M.: Campus.
- Schwartz, Barry (1982). »The social context of commemoration: a study in collective memory«. In: *Social Forces* 61.2, 374–402.
- (1991). »Social Change and Collective Memory: The Democratization of George Washington«. In: *American Sociological Review* 56.2, 221–236.
- (2000). *Abraham Lincoln and the Forge of National Memory*. Chicago: Chicago University Press.
- Schwinn, Thomas (2001). *Differenzierung ohne Gesellschaft. Umstellung eines soziologischen Konzepts*. Weilerswist: Velbrück Wiss.
- Schütz, Alfred (1971). »Typus und Eidos in Husserls Spätphilosophie«. In: *Alfred Schütz: Gesammelte Aufsätze 3. Studien zur phänomenologischen Philosophie*. Hrsg. von Ilse Schütz. Den Haag: Martinus Nijhoff, 127–152.
- (2003a). »Strukturen der Lebenswelt«. In: *Theorie der Lebenswelt 1. Die pragmatische Schichtung der Lebenswelt*. Hrsg. von Martin Endreß und Ilja Srubar. Bd. V.1. Alfred Schütz Werkausgabe. Unveröff. Orig. 1958. Konstanz: UVK, 325–347.
- (2003b). »Symbol, Wirklichkeit und Gesellschaft«. In: *Theorie der Lebenswelt. Die kommunikative Ordnung der Lebenswelt*. Hrsg. von Hubert Knoblauch, Ronald Kurt und Hans-Georg Soeffner. Bd. V.2. Alfred Schütz Werkausgabe. Konstanz: UVK, 117–220.

- (2003c). *Theorie der Lebenswelt 1. Die pragmatische Schichtung der Lebenswelt*. Hrsg. von Martin Endreß und Ilja Srubar. Bd. V.1. Alfred Schütz Werkausgabe. Konstanz: UVK.
- (2003d). »Über die mannigfaltigen Wirklichkeiten«. In: *Theorie der Lebenswelt 1. Die pragmatische Schichtung der Lebenswelt*. Hrsg. von Martin Endreß und Ilja Srubar. Bd. V.1. Alfred Schütz Werkausgabe. Orig. 1945 »On multiple realities«. Konstanz: UVK, 177–247.
- (2004a). »Das Problem der Relevanz«. In: *Relevanz und Handeln 1. Zur Phänomenologie des Alltagswissens*. Hrsg. von Elisabeth List. Bd. VI.1. Alfred Schütz Werkausgabe. Konstanz: UVK, 57–249.
- (2004b). *Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Einleitung in die verstehende Soziologie*. Hrsg. von Martin Endreß und Joachim Renn. Bd. II. Alfred Schütz Werkausgabe. Konstanz: UVK.
- (2004c). *Relevanz und Handeln 1. Zur Phänomenologie des Alltagswissens*. Hrsg. von Elisabeth List. Bd. VI.1. Alfred Schütz-Werkausgabe. Konstanz: UVK.
- (2004d). »Wiener Exzerpte«. In: *Relevanz und Handeln 1. Zur Phänomenologie des Alltagswissens*. Hrsg. von Elisabeth List. Bd. VI.1. Alfred Schütz Werkausgabe. Konstanz: UVK, 43–55.
- (2006). »Lebensformen und Sinnstruktur«. In: *Sinn und Zeit. Frühe Wiener Studien*. Hrsg. von Matthias Michailow. Bd. I. Alfred Schütz-Werkausgabe. Unveröff. Orig. 1925. Konstanz: UVK, 45–173.
- (2009a). »Das Problem der transzendentalen Intersubjektivität bei Husserl«. In: *Philosophisch-Phänomenologische Schriften 1. Zur Kritik der Phänomenologie Edmund Husserls*. Hrsg. von Gerd Sebald. Bd. III.1. Alfred Schütz-Werkausgabe. Konstanz: UVK, 223–266.
- (2009b). *Philosophisch-Phänomenologische Schriften 1. Zur Kritik der Phänomenologie Edmund Husserls*. Hrsg. von Gerd Sebald. Bd. III.1. Alfred Schütz-Werkausgabe. Konstanz: UVK.
- (2009c). »Typus und Eidos in Husserls Spätphilosophie«. In: *Philosophisch-Phänomenologische Schriften 1. Zur Kritik der Phänomenologie Edmund Husserls*. Hrsg. von Gerd Sebald. Bd. III.1. Alfred Schütz-Werkausgabe. Konstanz: UVK, 321–357.
- (2010). *Zur Methodologie der Sozialwissenschaften*. Hrsg. von Thomas Eberle, Jochen Dreher und Gerd Sebald. Bd. IV. Alfred Schütz-Werkausgabe. Konstanz: UVK.
- (2011a). »Begriffs- und Theoriebildung in den Sozialwissenschaften (Druckfassung)«. In: *Zur Methodologie der Sozialwissenschaften*. Hrsg. von Thomas Eberle, Jochen Dreher und Gerd Sebald. Bd. IV. Alfred Schütz Werkausgabe. Konstanz: UVK, 443–470.
- (2011b). »Der Fremde. Ein sozialpsychologischer Versuch«. In: *Relevanz und Handeln 2. Gesellschaftliches Wissen und politisches Handeln*. Hrsg. von Andreas Göttlich,

- Gerd Sebald und Jan Weyand. Bd. VI.2. Alfred Schütz Werkausgabe. Konstanz: UVK, 55–89.
- Schütz, Alfred (2011c). »Gleichheit und die Sinnstruktur der sozialen Welt«. In: *Relevanz und Handeln 2. Gesellschaftliches Wissen und politisches Handeln*. Hrsg. von Andreas Göttlich, Gerd Sebald und Jan Weyand. Bd. VI.2. Alfred Schütz Werkausgabe. Konstanz: UVK, 171–250.
- (2011d). *Relevanz und Handeln 2. Gesellschaftliches Wissen und politisches Handeln*. Hrsg. von Andreas Göttlich, Gerd Sebald und Jan Weyand. Bd. VI.2. Alfred Schütz Werkausgabe. Konstanz: UVK.
- (2011e). »Wissenschaftliche Interpretation und Alltagsverständnis menschlichen Handelns«. In: *Zur Methodologie der Sozialwissenschaften*. Hrsg. von Thomas Eberle, Jochen Dreher und Gerd Sebald. Bd. IV. Alfred Schütz Werkausgabe. Konstanz: UVK, 329–399.
- (2015). »Fragmente zur Phänomenologie der Musik«. In: *Schriften zur Musik*. Hrsg. von Gerd Sebald und Andreas Georg Stascheit. Bd. VII. Alfred Schütz Werkausgabe. Konstanz: UVK.
- Schütz, Alfred und Aron Gurwitsch (1985). *Briefwechsel 1939 – 1959*. Hrsg. von Richard Grathoff. München: Fink.
- Schütz, Alfred und Thomas Luckmann (1979). *Strukturen der Lebenswelt*. Bd. 1. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- (1990). *Strukturen der Lebenswelt*. Bd. 2. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Schütze, Fritz (1987). *Das narrative Interview in Interaktionsfeldstudien I. Erzähltheoretische Grundlagen*. Studienbriefe der Fernuniversität Hagen.
- Schützeichel, Rainer (2008). »Soziologische Emotionskonzepte und ihre Probleme«. In: *Österreichische Zeitschrift für Soziologie* 33 (2), 82–96.
- Sebald, Gerd (2001). »Körpergedächtnis. Zur Funktion der Leiblichkeit in der Konstruktion sozialer Realität«. Magisterarb. Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg.
- (2007). *Offene Wissensökonomie. Analysen zur Wissenssoziologie der Free/Open Source-Softwareentwicklung*. Wiesbaden: VS Verlag.
- (2009a). »Edmund Husserl und Alfred Schütz – Auseinandersetzungen und aktuelle Anschlussmöglichkeiten«. In: *Topos* 22.2-3, 131–149.
- (2009b). »Einleitung des Herausgebers«. In: *Philosophisch-Phänomenologische Schriften 1. Zur Kritik der Phänomenologie Edmund Husserls*. Hrsg. von Gerd Sebald. Bd. III.1. Alfred Schütz-Werkausgabe. Konstanz: UVK, 9–45.
- (2009c). »Typik und Semantik«. In: *ARHE* 11, 189–200.
- (2010a). »Aspects of a Theory of Memory«. In: *Formen und Funktionen sozialer Gedächtnisse*. Erlangen.
- (2010b). »Die Sicherheiten des Gedächtnisses«. In: *Unsichere Zeiten. Herausforderungen gesellschaftlicher Transformation. Verhandlungen des 34. Kongresses der Deutschen*

- Gesellschaft für Soziologie in Jena 2008*. Hrsg. von Hans-Georg Soeffner. in der Adhoc-Gruppe 5: Erinnern und Vergessen auf der beiliegenden CD-ROM. Wiesbaden: VS Verlag.
- (2011). »Crossing the Finite Provinces of Meaning. Experience and Metaphor«. In: *Human Studies* 34.4. DOI: 10.1007/s10746-011-9196-7. URL: <http://www.springerlink.com/content/tg75112058467621/>.
 - Sebald, Gerd und Jan Weyand (2011). »Zur Formierung sozialer Gedächtnisse«. In: *Zeitschrift für Soziologie* 40, 174–189.
 - Sebald, Gerd u. a. (2011). *Soziale Gedächtnisse Selektivitäten in Erinnerungen an die Zeit des Nationalsozialismus*. Bielefeld: transcript.
 - Shils, Edward Albert (1980). *Tradition*. Chicago: University of Chicago Press.
 - Simmel, Georg (1989). *Philosophie des Geldes*. Orig. 1901. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
 - Slobin, Dan I. (1996). »From ›thought and language‹ to ›thinking for speaking‹«. In: *Rethinking linguistic relativity*. Hrsg. von John J. Gumperz und Stephen C. Levinson. Cambridge: Cambridge University Press, 70–96.
 - Srubar, Ilja (1988). *Kosmion. Die Genese der pragmatischen Lebenswelttheorie von Alfred Schütz und ihr anthropologischer Hintergrund*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
 - (2007a). »Ist die Lebenswelt ein harmloser Ort? Zur Genese und Bedeutung des Lebensweltbegriffs«. In: *Phänomenologie und soziologische Theorie*. Hrsg. von Ilja Srubar. Orig. 1997. Wiesbaden: VS Verlag, 13–33.
 - (2007b). »Lob der Angst vorm Fliegen. Zur Autogenese sozialer Ordnung«. In: *Phänomenologie und soziologische Theorie*. Hrsg. von Ilja Srubar. Orig. 1994. Wiesbaden: VS Verlag, 417–443.
 - (2007c). »Max Scheler: Eine wissenssoziologische Alternative«. In: *Phänomenologie und soziologische Theorie*. Hrsg. von Ilja Srubar. Orig. 1980. Wiesbaden: VS Verlag, 355–381.
 - (2007d). *Phänomenologie und soziologische Theorie. Aufsätze zur pragmatischen Lebenswelttheorie*. Wiesbaden: VS Verlag.
 - (2009a). »Handeln, Denken, Sprechen. Der Zusammenhang ihrer Form als genetischer Mechanismus der Lebenswelt«. In: *Kultur und Semantik*. Hrsg. von Ilja Srubar. Wiesbaden: VS Verlag, 11–64.
 - Hrsg. (2009b). *Kultur und Semantik*. Wiesbaden: VS Verlag.
 - (2012). »Formen asemiotischer Kommunikation«. In: *Lebenswelt und Lebensform. Zum Verhältnis von Phänomenologie und Pragmatismus*. Hrsg. von Joachim Renn, Gerd Sebald und Jan Weyand. Weilerswist: Velbrueck Wissenschaft, 206–228.
 - Srubar, Ilja, Joachim Renn und Ulrich Wenzel, Hrsg. (2005). *Kulturen vergleichen. Sozial- und kulturwissenschaftliche Grundlagen und Kontroversen*. Wiesbaden: VS Verlag.

- Stetter, Christian (2005). »Bild, Diagramm, Schrift«. In: *Schrift. Kulturtechnik zwischen Auge, Hand und Maschine*. Hrsg. von Gernot Grube, Werner Kogge und Sybille Krämer. München: Fink, 115–135.
- Straus, Erwin W. (1966). »The Upright Posture«. In: *Phenomenological Psychology*. Hrsg. von Erwin W. Straus. New York: Basic Books, 137–165.
- Stäheli, Urs (1998). »Die Nachträglichkeit der Semantik. Zum Verhältnis von Sozialstruktur und Semantik«. In: *Soziale Systeme* 4.2, 315–339.
- Sutter, Tilmann (1999a). »Medienkommunikation als Interaktion? Über den Aufklärungsbedarf eines spannungsreichen Problemfeldes«. In: *Publizistik* 44, 288–300.
- (1999b). *Systeme und Subjektstrukturen. Zur Konstitutionstheorie des interaktionistischen Konstruktivismus*. Opladen/Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- (2009). *Interaktionistischer Konstruktivismus. Zur Systemtheorie der Sozialisation*. Wiesbaden: VS.
- Taylor, Charles (1996). *Quellen des Selbst. Die Entstehung der neuzeitlichen Identität*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Terdiman, Richard (1993). *Present Past. Modernity and the Memory Crisis*. Ithaka: Cornell University Press.
- Theweleit, Klaus (1994). *Buch der Könige. Orpheus am Machtpol. Zweiter Versuch im Schreiben ungebeter Biographie, Kriminalroman, Fallbericht und Aufmerksamkeit*. Bd. 2x. Buch der Könige. Stroemfeld/Roter Stern.
- Thiel, Udo (2008). »Individuation und Identität«. In: *John Locke: Essay über den menschlichen Verstand*. Hrsg. von Udo Thiel. Berlin: Akademie-Verlag, 149–168.
- Tyrell, Hartmann (1978). »Anfragen an die Theorie gesellschaftlicher Differenzierung«. In: *Zeitschrift für Soziologie* 7.2, 175–198.
- Vansina, Jan (1985). *Oral Tradition as History*. Madison: University of Wisconsin Press.
- Waldenfels, Bernhard (1991). »Michel Foucault: Ordnung in Diskursen«. In: *Spiele der Wahrheit. Michel Foucaults Denken*. Hrsg. von François Ewald und Bernhard Waldenfels. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 277–297.
- (2000). *Das leibliche Selbst. Vorlesungen zur Phänomenologie des Leibes*. Vorlesung aus dem WS 1996/97. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Walsh, David F. (1998). »Structure/Agency«. In: *Core sociological dichotomies*. Hrsg. von Chris Jenks. London: Sage, 8–33.
- Warren, Nicolas de (2009). *Husserl and the promise of time : subjectivity in transcendental phenomenology*. Modern European philosophy. Cambridge: Cambridge Univ. Press.
- Weber, Max (1972). *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie*. 5. Tübingen: J. C. B Mohr (Paul Siebeck).
- (1988a). »Die ›Objektivität‹ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis«. In: *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*. 7. Orig. 1904. Tübingen: J. C. B. Mohr, 146–214.

- (1988b). *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*. 7. Tübingen: J. C. B. Mohr.
- (1988c). »Vorbemerkung«. In: *Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie I*. Tübingen: J. C. B. Mohr, 1–16.
- (1988d). »Über einige Kategorien der verstehenden Soziologie«. In: *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*. 7. Orig. 1913. Tübingen: J. C. B. Mohr, 427–474.
- Wehner, Josef (1997). »Interaktive Medien–Ende der Massenkommunikation?« In: *Zeitschrift für Soziologie* 26.2, 96–114.
- Welzer, Harald (2008). *Das kommunikative Gedächtnis. Eine Theorie der Erinnerung*. 2. München: C. H. Beck.
- Wenzel, Ulrich (2000). *Vom Ursprung zum Prozeß. Zur Rekonstruktion des Aristotelischen Kausalitätsverständnisses und seiner Wandlungen in der Neuzeit*. Opladen: Leske + Budrich.
- Weyand, Jan (2001). *Adornos kritische Theorie des Subjekts*. Lüneburg: Zu Klampen.
- Weyand, Jan und Gerd Sebald (2006). »Soziales Gedächtnis in differenzierten Gesellschaften – Antrag, gekürzte Version«. Erlangen.
- Wiesing, Lambert, Hrsg. (2005). *Artifizielle Präsenz. Studien zur Philosophie des Bildes*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Windelband, Wilhelm (1900). *Geschichte und Naturwissenschaft: Rede zum Antritt des Rectorats gehalten am 1. Mai 1894*. Straßburg: Heitz.
- Winkler, Hartmut (2004). *Diskursökonomie. Versuch über die innere Ökonomie der Medien*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Wittgenstein, Ludwig (1997a). *Bemerkungen über die Farben. Über Gewißheit. Zettel. Vermischte Bemerkungen*. Bd. 8. Werkausgabe. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- (1997b). *Tractatus logico-philosophicus. Tagebücher 1914–1916. Philosophische Untersuchungen*. Bd. 1. Werkausgabe. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Yates, Frances A. (2001). *Gedächtnis und Erinnern. Mnemonik von Aristoteles bis Shakespeare*. 6. Aufl. Akademie Verlag.
- Young, Iris Marion (1980). »Throwing Like a Girl: A Phenomenology of Feminine Body Comportement, Motility and Spatiality«. In: *Human Studies* 3, 137–156.
- Zembylas, Tasos und Claudia Dürr (2009). *Wissen, Können und literarisches Schreiben. Eine Epistemologie der künstlerischen Praxis*. Wien: Passagen.